SAGEN-KRÄNZLEIN

MEYER:

SAGEN-KRÄNZLEIN

aus

TIROL



Sagen-Kränzlein

aus

Tirol.

Von

Martinus Meyer.

„Wenn der Schneewind heult durch'n finstern Wald,
Die Vespterglocke im Tal verhallt,
Dann schnurren die Rädlein im engen Kreis,
Der Ähnl mit seinem Kopf schneeweiß
Sitzt mitten d'rein und erzählt 'ne G'schicht,
Die Andern horchen — still brennt das Licht." —

Dritte Auflage.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1905.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Zur Bergesfee von Tirol.

In einer der wildesten Regionen unseres Alpenlandes, dort wo die ewigen Eisfelder der rhätischen Gletscher gleich erstarrten Wogen der empörten See sich um die dunklen Kanten der Hochgebirge drängen, ruhen die tiefblauen Gewässer eines einsamen Alpsee's; hart daran streckt ein fast senkrechter Felskegel seinen finstern Hünenleib in die Lüfte, darein die Wetter des Himmels Jahrtausende hindurch ihre geheimnisvolle Runenschrift gegraben. — Auf diesem Felsen, so lautet eine dunkle Sage, thront seit uralter Zeit die mächtige Fee der Gebirge, mild und segenreich waltend über dem teuern Vaterlande Tirol und seinen schlichten Bewohnern. — Sie ist es, die den Stürmen gebietet und mit gewaltiger Hand die wilden Gebirgsströme bändiget, daß sie sich nicht verheerend ergießen über die grünen Matten und die friedlichen Wohnungen der Hirten. — Sie leitet das drohende Hagelwetter von den blühenden Gefilden hinweg und schreibt der donnernden Lawine die Bahn vor, damit sie, ohne Schaden zu üben,

niederrolle in das Tal. — Nahet Feindesgefahr dem Lande, so erhebt sie ihre mächtige Stimme und ruft die Bewohner auf zur Verteidigung der Freiheit des heimatlichen Herdes. — Ihr zur Seite haust aber ein finsterer dämonischer Geist in Gestalt eines schwarzen häßlichen Zwerges, der Tag und Nacht nur Unheil brütet und beständig bemüht ist, ihren Segen in Fluch, ihr Wohltun in Verderben zu verwandeln. An heiteren Sommerabenden, wenn die letzten Glutblicke der Sonne die Zacken der Eisberge verklären, kann man wohl auf Augenblicke das seltsame Paar auf der schwindelnden Kuppe des Felsens erschauen. — Die Bergesfee im schneeweißen, weithin schimmernden Gewande mit der blitzenden Krone auf dem Haupte spielt auf einer goldenen Zither gar wunderherrliche Weisen; ihre Wange flammt wie von der Glut der Alpenrose überhaucht, und ihr Auge strahlt von jenem unbegrenzten Wohlwollen, wovon ihr ganzes Wesen überströmt.

Der Zwerg kauert zu ihren Füßen und kämmt mit einem silbernen Kamme ihr reiches Goldhaar — tückisch lauernd ist sein Blick, und in seinem widerlichen hämischen Gesichte spricht sich die schwärzeste Bosheit aus.

Hoch über den Beiden kreiset ein gewaltiger Aar in den Lüften, mit scharfem Auge in die Runde spähend und das Saitenspiel der Bergfee mit seinem rauschenden Flügelschlage begleitend.

So lange die wundervollen Saitenklänge hernieder tönen vom Felsenkamme, ist der dämonische Zwerg aller Macht beraubt, und das Land umher kann sich ungestört des reichen Segens erfreuen, den die wohltätige Fee ihm spendet. — Die Halden grünen, die Herden gedeihen, und Heiterkeit und Frohsinn schlingen ihren bunten Blütenkranz um jede Hütte. — Kaum sinkt jedoch unter dem Zauberkamme des Zwerges die Fee der Gletscher auf den Felskamm hin zu kurzem Schlummer, so weht ein eisiger Wind von allen Höhen und die lachenden Matten ersterben fast urplötzlich unter seinem Hauche. — Die Gebirgsbäche ergießen sich verheerend über die Saatfelder, und die Berge stürzen über das Tal herein und begraben ganze Dörfer unter ihrem Schutte. —

Der finstere Zwerg würde in seiner Bosheit das ganze Land verderben, wenn nicht der Adler aufmerksame Wache hielte und die schlummernde Fee noch zu guter Stunde emporrüttelte mit seinen mächtigen Fängen, worauf sie wieder in ihre Zither greift und mit ihren Zaubertönen die entfesselten Elemente in friedliche Bahnen lenkt.

Das ist der ewige Kampf des Guten mit dem Bösen, der sich deutlich in dieser Sage ausspricht, und sich auf wechselnde Weise noch gar häufig wiederholt findet in unsern Volksgeschichten.

Der Karfunkel.

Ich habe einmal ein altes Volkslied singen hören, und da heißt es in einer Strophe:

„Wenn zwa Herzen ananda finden,
Haben d'Engel droben ihre Freud,
Auf der Welt aber geht's grad umkehrt,
Hast kan Fried vor die üblen Leut!"

Das G'satzl findet nicht nur in der vorliegenden Geschichte, sondern auch sonst noch gar oft seine traurige Anwendung. — Der liebe Himmel, der alles auf der Welt so schön wachsen und gedeihen läßt, schaut sicher mit Wohlgefallen auf ein so stilles, harmloses Liebesglück herunter, er sendet seine wärmende Sonne und seinen erquickenden Tau, daß die Rosen zur vollen Blüte gelangen mögen; aber der Satan, der in so mancher Menschenbrust haust, der ewig nagende Wurm zerfrißt tückisch die zarten Keime, die Blüte stirbt ab, noch ehe sie sich entfalten konnte und ein giftiger Hauch verwandelt oft in einer Nacht den lachenden Garten in eine Einöde!

Weit hinten in den luftigen Regionen der wilden Gerlos zwischen hoch emporstrebenden Felsgruppen, wo sich die rasche Ziller ihr jungfräuliches Bette grub unter grünenden Hochmatten und ewigem Gletschereis, liegt tief verborgen ein einsamer Alpengrund. — Eine kleine roh gezimmerte Sennhütte steht darauf, einschichtig und verlassen hinabblickend in das schweigsame Tal, Balken und Bretter, vom Rauch geschwärzt, beginnen da und dort aus den Fugen zu gehen, und durch die weit offen stehende Tür pfeift der schneidende Pinzgauerwind. — Die kleine öd stehende Alpenwirtschaft bietet in diesem Zustande einen feierlich-wehmütigen Anblick dar — sie gleicht einem blumenbekränzten Totenhügel, darauf man die Freude in stiller Ruhe begraben, umrauscht von den Trauerhymnen, die die kühlen Gletscherlüfte anstimmen in den dunklen träumerischen Wipfeln des Hochwaldes.

Es gab eine Zeit, wo es hier oben ganz anders aussah; da hatte die Hütte ein gar wohnliches Äußere; im grünen fetten Alpengrunde weidete ein halbes Dutzend wohlgemästeter Kühe, und ein bildhübsches, blondhaariges Dirndl guckte durch die blanken Scheiben des kleinen Fensterchens hinauf nach den sonnigen Firnen, oder sang von der Schwelle ein munteres Lied hinaus in das dämmernde Tal.

Jedes Jahr, wenn diese stille Alpenwildnis

mit dem Donner der Lawinen ihre Lenzesauferstehung feierte, und auf den vom Winterschnee befreiten Hochwiesen die Gentiana ihre tiefblaue Glocke entfaltete in den ersten mildern Frühlingslüften, zog ein Höfler von Brandberg mit seinen stattlichen Rindern herein auf die einsame Alm, um die schöne Sommerszeit allda zuzubringen, und Sannal, sein einzig Kind, begleitete ihn und besorgte Herd' und Stall, wenn der Vater mit seinem Bürschstutzen den Gemsen nachstrich auf der wilden Gerlos.

Sannal wuchs in der freien Luft dieser Berge gar frisch und kernig empor und entfaltete sich zu einer herrlichen Jungfrau; fein und ausdrucksvoll waren die Züge ihres regelmäßigen Gesichtchens, voll Glut und Leben das große tiefblaue Augenpaar: ihre Gestalt war schlank und voll zugleich, und zierlich vom Wirbel bis zur Sohle.

Was aber Sannal noch schöner und begehrenswerter machte, als all die äußeren Vorzüge, das war ihr reines, unschuldvolles Gemüt, das sie sich fleckenlos bewahrt hatte in der Einsamkeit dieser Berge.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie ein klösterliches Leben führte auf der wenig besuchten Höhe ihrer Alpe, denn sie wurde gar oft heimgesucht von einem rüstigen Bergler aus der Nachbarschaft, einem flinken lustigen Burschen, dem sie im vergangenen Sommer schon ihr Herz geschenkt

hatte ohne allen Rückhalt, und so hatte der warme Hauch der Liebe auf dieser einsamen Höhe die zwei lieblichsten Menschenblüten zusammengeweht, die man nur finden konnte in weiter Runde.

Es war zu Ausgang Mai und die ersten milden Lenzlüfte begannen vom Torhelm herein übers Tal zu wehen, den letzten Winterschnee schmelzend, der da und dort noch die grünen Halden bedeckte, woraus einzelne Schneeglöckchen neugierig hervorguckten, gleichsam die Vorhut bildend für das nachfolgende Heer bunter Frühlingsgäste.

Ein unendlich lieblicher Abend breitete sich mit stiller Feier über Tal und Gebirg und die mächtigen Zinnen der Gletscher glühten wie lauteres Gold in den Strahlen der scheidenden Sonne. — Nur das friedliche Geklingel der weidenden Herde unterbrach die tiefe Ruhe, die ausgegossen lag über der heiteren Alpenwirtschaft.

Vor der Türe der Sennhütte saßen Sannal und Leo in traulichem Geplauder befangen; der Bursche hatte der Dirne einen Strauß duftiger Bergblumen gebracht, die diese mit sichtlichem Wohlgefallen ans Mieder steckte, darauf blickten beide mit Rührung auf das herrliche Naturschauspiel, welches sich rings vor ihren Augen entfaltete.

„Sannal", sagte Leo, indem er seinen Arm traulich um der Dirne Nacken schlang, „schau hinauf, wie der Torhelm glänzt im Abendlichte, hast

Du Dein Lebtag was Schöneres gesehen? Mir kommt der Berg vor wie ein goldenes Zauberschloß, und die Gerlos hinten schaut aus, als wenn sie mit lauter feurigen Rosen bekränzt wär' — sieh doch was das für Farben sind!"

„Was Rosen", warf Sannal eifrig dazwischen, „das ist ja der Palast der Granatenkönigin, die da droben haust seit undenkbaren Zeiten. Weißt, Leo, die alten Leut' erzählen, daß sie alle hundert Jahr einmal einen Karfunkelstein ins Tal herunterwirft, und wer den findet, hat sein ganzes Leben, was sein Herz begehrt. — Vielleicht ist heute so ein Tag, weil der Berg gar so schön glänzt, als wenn er aus lauter funkelnden Edelsteinen zusammengesetzt wär'!"

Tiefsinnig schaute der Bursche hinauf in die sonnige Höhe, wo lichte Abendwolken einen rosigen Schleier woben über das ewige Eis der Gletscher; ihm deuchte, er sähe das Schloß, von dem Sannal gesprochen, und die riesige Gestalt der Bergeskönigin, weit über das Gewölk emporragend; ein Nebelstreif gestaltete sich in seiner Phantasie zur ausgestreckten Hand, und der Abendstern zum köstlichen Kleinod, das sie hinunterschleudern sollte nach der Tiefe, um ein armes Menschenkind damit zu beglücken. — Lang starrte er hinauf in Gedanken versunken, bis allmählich das glänzende Phantom sich auflöste und in grauer Dämmerung entschwand, dann, wie aus einem Traume er-

wachend, ergriff er beide Hände der Dirne und sie heftig pressend beteuerte er: „Sannal, wenn ich auch den wundertätigen Stein fände, mein Herz tät doch nichts begehren in der Welt, als nur Dich!“

„Ich weiß nicht“, sagte das liebliche Berglerkind mit gesenktem Köpfchen, „ich glaube alleweil, daß wir nicht zusammenkommen; schon die Ahnl hat mir immer vorg'sagt, daß ich in der Welt kein Glück haben werd', weil ich an einem Schalttag geboren bin, denn solche Kinder, meinte sie:

„Tragen die Geister auf d'Händ,
Und nehmen a früh's End!“

Auch hat sie mir oft ein Lied vorg'sungen, das mich immer recht traurig g'stimmt hat, so oft ich's hab' hören müssen; paß nur auf, Leo, ich sing' Dir a G'satzl vor:

„Da oben auf'm Berg
Sitzt die Frau und da Zwerg.
Die Frau, die tut spinna,
Da Zwerg tut still sinna,
Sie spinnt a schön's Kleid
Für zwa lustige Bräut,
Da Zwerg aber, schau,
Was sie spinnt — trennt er au!“

Mit weicher, ergreifender Stimme hatte Sannal das einfache schmucklose Lied vorgetragen und Leo, der sonst so frische und fröhliche Bursche, fühlte sich von einer seltsamen Bangigkeit ergriffen, als die sanften Töne klagend in der lauen Nachtluft

verhallten; mit Mühe riß er sich los von den schwermütigen Gefühlen, die ihn zu übermannen drohten, und mit den Fingern ein Schnippchen schlagend, sang er in verzweifelter Lustigkeit:

„Mit g'freut grad a G'sangal
Recht frisch und verdrahnt,
Und a Tanzal, daß'n Stab
In da Stub'n auwahnt,
Und a Weinal im Glasel,
Und a Federl am Hut,
Und a Dirnal am Herzen,
Das macht a frisch Blut.
Und gibst ma dei Handal
So lieb und so fein,
So will i mei' Lebtag
Dei Tanzmasta sein!"

In diesem Augenblicke fühlte Leo seinen Arm heftig von der Hand der Dirne gepreßt, welche ihr Gesicht mit einem plötzlichen Anflug von Schrecken nach der Seite kehrend ausrief: „Schau, wer kommt dort in der Dunkelheit den Steig herab? Das ist eine Gestalt, vor der ich mich fast fürchten möcht'."

Der Bursche kehrte sich rasch um, und im falben Scheine des Mondes, der eben über der Gerlos heraufstieg, erblickte er einen finsteren riesenhaften Schatten, der langsam den Gebirgspfad herunterschritt und in geringer Entfernung vor den Beiden stillstand. — Die Erscheinung hatte in der Dunkelheit der Nacht so etwas grauenhaft Dämonisches,

daß selbst den beherzten Bergler ein leiser Schauer überlief bei deren Anblick.

Es war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Höhe und herkulischem Körperbau; so viel sich im Halbdunkel der Mondbeleuchtung erkennen ließ, trug er eine grobe Lodenjoppe und einen Spitzhut, mit allerlei Federn abenteuerlich aufgeputzt; über die Schulter hing eine kleine Kraxe und in der Faust hielt er einen langen, eisenbeschlagenen Gebirgsstock. — Sein Kopf, halb dem Monde zugekehrt, zeigte ein wildes, scharfgeschnittenes Gesicht mit gebogener Habichtsnase und ein Paar Augen, die unheimlich glühten unter den dichten Brauen, Mund und Kinn waren von einem wirren, struppigen Bart umschattet.

„He da, Kinderln“, kreischte der Unheimliche mit widerlicher Stimme, indem er ein heiseres Gelächter aufschlug, „so spät noch bei einander im Heimgarten, gebt's Acht, daß Euch kei' Hex anblast, derweil Ihr gar so zutraulich verkehrt's da heraußen!“

„Und geht's Dich was an, was wir tun?“ grollte Leo, dem bei den Worten des Unbekannten eine dunkle Zornesglut ins Gesicht stieg; „schere Du Dich deine Wege und kümmere Dich nicht um Andere, wenn ich Dir gut zum Rate bin!“

„Ho! ho!“ höhnte der Unhold, sich nicht von der Stelle rührend, „hast schon Feuer g'fangen und willst mir gar drohen; aber weißt:

„Alle Stund a Maß Schnaps,
Das scheuchet i nit —
Und a Dutzet sölli Bürschlen
Sauf i a no darmit!"

Bei dem wohlbekannten Trutzliedel, das der Fremde mit herausforderndem Hohn abgesungen hatte, blitzten Leo's Augen wild auf und er wäre mit einem Satze dem Spöttler an den Leib gesprungen, hätte ihn Sannal nicht mit aller Macht gehalten und gebeten: „Bei allen Heiligen! Laß ihn gehen den Menschen, mir g'friert fast das Herz im Leib, wenn ich ihn anschau!"

Doch rief der Bursche, ihm drohend seine kräftige Faust entgegenballend: „Wart nur, ich will Dich schon ein andermal finden und auszahlen, wie's der Brauch ist bei uns Berglern!"

„Das kannst machen, wie d'willst, und z'treffen bin ich überall, grad nicht in der Kirchen, und willst mich amal aufsuchen, so komm nachts auf die wilde Gerlos zum Hahnenstein — dort haus ich — darfst nur dem Waldseppel rufen, er wird Dich nicht lang warten lassen!"

Mit trotziger Geberde verfolgte nun der Finstere seinen Weg und verschwand gar bald im Dunkel der Nacht; Sannal atmete aber hoch auf und beschwor Leo auf ein Neues, sich mit dem unheimlichen Menschen nicht einzulassen, der ihr gerade vorkomme wie der wilde Jürgel, der nachts zu Zeiten im Tal umgeht und die Leute erschreckt mit seinem höllischen Wesen.

Leo beruhigte das Dirndl so gut, als er's bei seiner aufgeregten Stimmung vermochte, und trat nach kurzem Abschiede seinen Heimweg an über das schroffe Gebirge; Sannal ging aber in die Hütte zurück, wo der Vater mit Ausbessern seines Stutzens beschäftigt war, und setzte sich still sinnend an das flackernde Herdfeuer.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür und mit einem freundlichen „Guten Abend, Nachbarleut!" trat ein später Gast herein.

„Ja, wie ist mir denn!" rief der Höfler aufblickend und ihm herzlich die Hand entgegenstreckend, „das ist ja der Granaten-Josel — grüß Dich Gott! Hätt' ich mir heut doch eher den Tod eingebildet als Dich!"

„Bin lang ausg'wesen, nicht wahr?" sagte dieser mit einem vornehmen Lächeln, indem er seinen Hut in eine Ecke stellte; „nun, wie geht's Dir, Alter, und was macht das Sannal? Das ist ja ein bildsauber's Dirndl g'worden, mein Seel, die Zellerbuben lügen nicht, wenn sie behaupten, daß da heroben 's schönste Rösel blüht im ganzen Tal!"

Sannal wurde bei dieser Schmeichelrede bis unter die Stirne rot und rührte sich nicht von ihrem Platzl am Feuer, bis der Vater sie aufforderte, dem Gaste Käs und Brot und ein Glasel Schnaps vorzusetzen zum Willkomm.

Josel war ein prächtiger Mann von etlichen zwanzig Jahren; das Ebenmaß seines Gesichtes und seiner Glieder war unvergleichlich und stach noch mehr hervor durch die sorgfältig feine Bekleidung, mit der er sich angetan hatte. Er war einer von jenen schlauen Industrierittern, wie sie das Zillertal zu Dutzenden in die Welt hinaussendet, die aber an Charakter und Sitte selten würdige Vertreter ihrer schlichten Heimat sind.

Josel war wie gemacht für seinen Beruf, mit einem höchst vorteilhaften Äußeren vereinigte er ein offenes, einschmeichelndes Benehmen, und nur ein scharfer Beobachter wäre vielleicht imstande gewesen, in dem fast unmerklichen, doch jeden Augenblick sich wiederholenden Zwinkern seines linken Auges und in dem spöttischen Zuge, der zuweilen um seinen Mund spielte, den Schalk zu ahnen, der hinter dieser gleißenden Maske steckte.

„Hast gute Geschäfte gemacht im Böhmerland?“ forschte der Höfler, indem er's seinem Gaste zubrachte, „bist gewiß nicht hereingekommen ohne einen Ranzen voll harter Taler oder gar einen Beutel mit blanken Goldfüchsen!“

„Das Handwerk geht gut, ich bin zufrieden“, schmunzelte der Händler, „ich habe meine Steine tapfer an Mann gebracht, und wenn ich bei der nächsten Losziehung glücklich durchschlüpf', so kann ich mir ein nettes Gütel kaufen und brauch mich nicht mehr so herumzuschlagen in der Fremd.“

Darauf erzählte er von seinen Kreuz- und Querzügen durch Böhmen und Preußen und die andern deutschen Länder, die er durchwandert hatte, wobei er fleißig nach dem Sannal schielte, das still horchend am Herde saß und von der flackernden Flamme beschienen, in ihrer schmucken, malerischen Berglertracht einen gar lieblichen Anblick gewährte.

Erst spät in der Nacht nahm er Abschied, mit dem Versprechen, daß er schon öfter auf Besuch kommen werde.

* * *

Etliche Wochen mochten seit diesem Abend verstrichen sein, als ein Zug lärmender Bauernbursche durch das Dorf Zell schritt; sie schlenderten vom Landgerichte her nach dem Wirtshaus zum Welschen, Arm in Arm laut lachend und jauchzend; unter ihnen der rüstige Leo, mit einem tapferen Sechziger auf dem Hut. — Hinten drein, ziemlich entfernt von den andern, kam der Granaten-Josel die Straße einher, wie es schien, nicht sehr vergnügt und aufgeräumt. — Er drehte unwillig einen Zettel in der Hand herum, worauf ein deutlicher Einser zu sehen war, und steckte ihn endlich zornig zerknitternd in den Sack.

In der darauf folgenden Nacht standen hinten in dem einsamen Zillergrunde an einem Kreuzwege zwei Männer beisammen in heimlichem Gespräche.

„Und ich sag Dir's, Josel", brummte der eine, „es ist am besten, Du schreibst an die Gräfin nach Wien, sie möcht' Dich aus der Patsch reißen, wenn sie Dich wieder kriegen will auf'n Herbst."

„Die hilft mir nicht, Waldseppel!" entgegnete der Händler mit dumpfer Stimme, „sie hat erfahren, daß ich an andere auch meine Granaten verkaufe und will jetzt nichts mehr wissen von mir!"

„Dann nimm Reißaus und ich schick Dir die Steine durch einen Schwazer Kaufmann nach."

Josel rieb sich die Stirne, wie in tiefe Gedanken versunken; endlich äußerte er mit sichtlichem Widerstreben:

„Das geht auch nicht, ich mag nicht landflüchtig werden; ich hab' was Liebes d'roben auf der Sebay-Alm, und das liegt mir jetzt fast mehr am Herzen, als der Granatenhandel."

„Aha! da haben wir's ja", rief der Waldseppel hohnlachend, „das schmucke Sannal hat Dir's angetan, und Du merkst gar nicht, daß lang schon ein Anderer über den Zaun zu ihr steigt. Bist recht zu erbarmen, armer Häuter, daß Dir der Leo so mir nichts dir nichts den Gatter verrammelt hat, durch den Du so gern einmöchtest!"

Über Josels bleiches Gesicht flammte eine dunkle Glut und sein linkes Auge zwinkerte furchtbar, indem er hastig hervorstieß:

„Mach mir nur den kalt, Waldseppel! Dann will ich mit Seel und Leib Dir zu Willen sein, und wie ein Wucherer mit Deinen Steinen schachern.“

Der Granatenklauber schaute seinen Gefährten mit einem mitleidig verächtlichen Blick an und sagte dann mit einem satanischen Grinsen:

„Kalt machen, ei — das ist ja nicht notwendig; ich weiß ein Mittel, ihn statt Deiner unter's Militär zu bringen, dann ist Dir und mir geholfen.“

„Wenn Du das kannst!“ beteuerte der Händler, „dann will ich gern wieder für Dich hausieren geh'n, aber das Sannal ist jetzt einmal meine Passion.“

„Wirst sie bald satt haben, wenn sie dereinst Dein Weib ist!“ murrte der wüste Geselle in den Bart, dann langte er aus seinem Schnapsacke einen silbernen Ring hervor, in dem ein großer, prächtig geschliffener Granat funkelte und steckte ihn dem Händler an den Finger, mit dem Bedeuten, daß er mit dem Stein da den Leo födern wolle — er werde schon sehen wie.

Damit trennten sich die beiden Genossen; Josel schlenderte vergnügt ins Dorf zurück, die finstere Gestalt des Waldseppels verschwand aber auf dem Gebirgssteig, der die rauschende Ziller entlang aufwärts nach dem Hahnenstein führt.

*   *
*

„Und ich sag Dir's, Sannal! wenn der Josel noch öfter über die Schwelle kommt, so gibt's einmal einen blutigen Handel zwischen uns, entweder er schlagt mich tot oder ich ihn — ich will den Menschen nimmer tagtäglich ein- und ausgehen sehen bei Dir!"

Also eiferte der Leo eines Abends, indem er sich anschickte, den Heimweg anzutreten.

„Daß ich den Josel in der Seel' nicht aussteh'n kann, das weißt Du, Leo", sagte das Dirndl, während eine fast unmerkliche Röte ihr Gesicht überflog, „aber die Tür kann ich ihm nicht versperren, da tät ich schön ankommen beim Vater!"

Der Leo schüttelte aber mißmutig den Kopf, und Sannal verstimmt die Hand gebend, murrte er im Gehen: „O! er wird Dich schon auch noch herumkriegen mit seinem glatten Gesicht und seinen zuckersüßen Reden — mir geht's im Traum vor!"

In trüber Laune schritt er den steilen Pfad hinan nach der wilden Gerlos, denn er wollte einen Rudel Gemsen abpassen hinterm Hahnenstein, die in der kühlen Morgendämmerung zur Atzung dahin zu kommen pflegten. Als er die Wetterscheide erreichte, bemerkte er eine dunkle Gestalt, die im matten Schein des untergehenden Mondes unter einem überhängenden Geschröffe stand.

„Aha! schon Einer auf der Pass'", dachte er sich und die Galle schwoll ihm, als er näher

kommend den Waldseppel erkannte, der ihn mit einem boshaft tückischen Gesichte zu erwarten schien. Ohne Zaudern ging er schnurgerade auf ihn los und Gewehr und Joppe beiseite legend, sagte er in einem recht feindlichem Tone:

„Aufg'schoben ist nicht aufg'hoben — dort ist der Hahnenstein und da bin ich, und wenn wir's jetzt mit einander ausmachen wollen, so wär' Zeit und Gelegenheit da — kein Hahn wird um den krähen, der vom andern über'n Schrofen hinunterg'schmissen wird in die Schlucht!"

Der Waldseppel aber rührte kein Glied und völlig kalt ließ ihn die auffordernde Rede.

„Wüßtest Dir nichts Gescheidteres, Leo", meinte er mit einem gutmütigen Lachen, „als da zu raufen auf Tod und Leben? — Geh, sei kein Narr und setz Dich zu mir her, tu mir Bescheid und laß Deine Hitze fahren; ich hab's halt so im Brauch, die verliebten Leut ein Bissel zu foppen, aber übel mein' ich's mit Niemanden, am allerwenigsten mit Dir!"

Der arglose Bursche war bald besänftigt durch diese freundlichen Worte, und etwas ermüdet, nahm er neben dem Granatenklauber Platz auf dem betauten Moos und trank es ihm tapfer zu aus der mächtigen Branntweinflasche, die ihm dieser hinreichte. Das Getränk war aber so stark, daß Leo es bald in allen Adern spürte und seine Zunge begann geschwätzig alles auszuplaudern, was sein

Herz erfüllte. — Der Waldseppel schüttelte ein paarmal bedenklich den Kopf und dichte Wolken aus seiner kurzen Pfeife blasend, äußerte er mit wichtiger Miene:

„Der Josel ist ein gefährlicher Mensch für die Weiber, und ich muß Dir's g'rad sagen, es gibt keine, die ihm widersteh'n kann, wenn er sich's in den Kopf setzt sie z'kriegen!"

Leo ballte, in quälende Gedanken versunken, beide Fäuste vor die Stirne und seufzte:

„O ich weiß, ich weiß es, daß er sie fangen wird mit seiner Schlangenzunge und seinem schmeichlerischen Wesen!"

„Du mußt mich nicht falsch versteh'n", sagte der Granatenklauber mit großem Nachdruck, „was das G'sicht anbelangt und die schönen Redensarten, so wird der Josel bei dem braven Sannal nicht viel damit ausrichten, der Bursch hat einen andern Vorteil und dagegen hilft weder Tugend noch guter Wille!"

„Also eine Hexerei?" forschte der leichtgläubige Bergler.

Der Waldseppel warf einen verstohlenen tückischen Blick auf den arglosen Fragesteller, dann behaglich seinen roten Schnurrbart streichend, erwiderte er in zuversichtlichem Tone:

„Laß Dir raten, Leo! ich mein's gewiß ehrlich und aufrichtig mit Dir und mich wurmt's, wenn ich denk', daß der landstreicherische Josel, der

schlechte Betrüger, das wackere Sannal kriegen soll und sie am End recht unglücklich macht! — Du hast wohl schon öfter von der Granatenkönigin reden hören, die dort oben auf der wilden Gerlos haust? Glaub mir, es ist keine erdichtete Geschichte das, ich selber hab' die Bergfrau mit eigenen Augen g'sehen, wenn ich zuweilen im lichten Mondschein auf'm Kor Granaten gebrochen hab'. — Mitten im Ferner steht ein Felsen, rundum so steil und glatt, daß man nirgends hinaufkommen kann, darauf sitzt die Königin in mondhellen Nächten und spinnt. — Sie hat ein schneeweißes Kleid an und schaut still und traurig in die Tiefe herunter. — Alle hundert Jahre einmal bricht sie einen glänzenden Karfunkelstein vom Felsen und schleudert ihn weit hinaus ins Tal; man sieht den glühenden Streif, den er durch's Dunkel zieht, und wo er niederfällt, schimmert er eine Weile hell wie der Abendstern; gleich fliegen aber ein Paar große Schneekäutze hinten drein und schleppen ihn wieder fort. — Vor drei Jahren war nun der Josel so glücklich, so einen Stein aufzufangen und so lang der in seiner Hand ist, muß jedes Dirndl ihm zu Willen sein, es mag wollen oder nicht!"

Ein kalter Schauer schüttelte den Leo bei dieser Erzählung und der helle Angstschweiß trat auf seine Stirn.

„Verschaff mir den Stein, Waldseppl!" preßte er mühsam hervor, „und wenn Du der Schwarze

selber bist, ich will Dir Leib und Seele dafür verschreiben!"

Ein Blitz wie Wetterleuchten in dunkelster Gewitternacht zuckte über das verwitterte Gesicht des Granatenklaubers und rasch aufstehend und dem Leo seine rauhe Hand hinreichend, sagte er kurz und kräftig:

„Du sollst den Stein haben, weil ich Dir wohl will und den tückischen Josel in die unterste Hölle verwünsche. — Komm nächsten Sonntag auf d'Nacht zum Welschen nach Zell, hernach wirst Du schon weiter sehen, was z'machen ist!"

Mit dieser Versicherung nahm er seine Kraxe über den Rücken und schlenderte in der grauen Morgendämmerung das schroffe Gemsgebirge hinan. Leo streckte sich aber vollends auf das weiche Moos hin und der Schlummer bewältigte allmählich seine Sinne; da hatte er einen lebhaften Traum: ihm schien, als wanderte er mit dem Waldseppel über wild zerklüftetes Gletschereis von Nacht und Nebel umgeben; Eulen und Fledermäuse flatterten hin und wieder und der Granatenklauber trieb allerlei unheimlichen Verkehr mit ihnen. — Endlich zeigte er ihm eine tiefe Spalte im Ferner, auf deren Grund der verhängnisvolle Karfunkel leuchtete.

„Stürz Dich hinunter!" raunte ihm der Verführer ins Ohr, „befiel Deine Seele der Hölle und Du holst ihn herauf!"

Des Waldseppels Gestalt begann ins Riesige zu wachsen und er streckte schon seine Satanskrallen aus, um ihn hinunter zu zerren in die Kluft — da wurde es plötzlich helle über ihm und er gewahrte im vollen Schein des Mondes die lichte Gestalt der Bergesfrau, die ihm von ihrem funkelnden Granatenfelsen zuwinkte mit ihrer weißen Hand, und es war ihm, als riefe sie laut und warnend:

„Bleib, bleib und laß den Versucher — Sannal selbst ist das Kleinod, dem Du hier vergeblich nachjagst, bewahre es Dir in Frömmigkeit und treuer Liebe!"

Im selben Augenblick erwachte er und der erste rosige Strahl der Sonne küßte soeben die majestätischen Zinnen der Gletscher und die Vöglein drunten im Hochwalde sangen ihre jubelnden Morgenlieder.

* * *

In Zell in der Wirtsstube beim Welschen saßen am folgenden Sonntag noch späte Gäste bei ihrem Weinglase. Es waren meist Bergler aus dem hintern Zillertale, unter ihnen der Granatenjosel, Leo und der Waldseppel.

Josel war überlustig und leutselig, wie es sonst nicht sein Brauch war; unaufhörlich trank er es den andern zu und dem Leo schmeichelte er in Einem fort, daß er ihm der liebste Kamerad

sei, er solle nur tapfer mit ihm anstoßen, denn heute komme alles auf seine Rechnung. — Nur der Waldseppel saß stumm und finster an Leo's Seite und leerte nach seiner Gewohnheit ein Schnapsglas nach dem andern. — Plötzlich zupfte er aber seinen Nachbar am Ärmel und raunte ihm heimlich zu:

„Jetzt fass' Deinen Vorteil und schau wie Du den Ring bekommst, Du siehst, der Josel ist besoffen und weiß nicht mehr was er tut; spiel' Eins mit ihm, Du wirst's bald merken, daß Du's mit einem Tropfe zu tun hast."

„Willst Du eine Halbe auskarten, Josel?" fragte der Leo mit widerstrebenden Gefühlen, denn er liebte nicht das Spiel und eine warnende Stimme sprach in ihm:

„Laß sein, laß sein — hinter den Karten steckt der Böse!"

Der Granatenhändler aber lallte:

„Warum denn nicht, zu dem bin ich alleweil aufg'legt — also eine Halbe!"

Die Karten wurden gemischt — und Leo gewann.

„Zwei oder keine", eiferte Josel.

Leo gewann wieder. — Das Spiel wurde nun immer hitziger und es ging um bares Geld; der Josel spielte aber so verwirrt und ungeschickt, daß er immer verlor und zuletzt nichts mehr zu setzen hatte.

„Jetzt, jetzt nimm Dich zusammen, Leo!" brummte der Waldseppel in den Bart. — „Da setz ich drei Kronentaler und Du setz Dein Ringel dazu, was Du am Finger hast — hin oder her!"

„Ho! ho!" lachte der Josel mit blinzelnden Augen, „das Ringel da ist mir nicht feil."

„Da leg ich noch zwei Taler dazu!" drängte der Leo.

„Und ich setz' es nicht!" sagte beharrlich der Händler und nahm einen tüchtigen Schluck aus dem Glase. Leo, immer hitziger, eiferte jedoch:

„Was verlangst Du, daß ich Dir entgegensetze?"

Der Josel zwinkerte noch ärger mit seinem linken Auge und äußerte gleichgültig:

„Wie ich schon g'sagt hab', mir ist das Ringel eigentlich um keinen Preis feil, aber wenn Du schon gar so versessen d'rauf bist, so setz' mir Deinen Sechziger dagegen!"

„Meine Losnummer?" fragte Leo mit gedehnter Stimme.

„Nun ja, wenn ich verlier', kriegst Du das Ringel, wenn aber Du verlierst, mußt Du statt meiner 's Schmeckscheit nehmen!"

Unentschlossen und sichtlich überrascht über diesen kitzlichen Antrag, wandte sich der Bursche gegen den Waldseppel, dieser raunte ihm aber zu:

„Erschreckt Dich das, Bürschel? Siehst Du denn nicht, daß der Josel keine Karte mehr kennt,

b'sinn Dich nicht und schlag ein, bald ist Ringal und Sannal Dein."

„Ich nimm Dich beim Wort, Josel!" rief der einfältige Bergler in seiner Hitze, meinen Sechziger gegen Dein Ringel!"

Mit einem frohlockenden Schmunzeln, das nur dem Waldseppel verständlich war, zog der Josel sein Kleinod vom Finger und legte es auf den Tisch; der Leo langte seinen Sechziger aus der Tasche und setzte ihn dazu. Erst jetzt begriffen die übrigen Anwesenden, um was es sich eigentlich handle und neugierig rückten sie näher, um Zeugen dieses unerhörten Spieles zu sein; einer von ihnen stieß den Leo aber heimlich mit dem Ellbogen und flüsterte ihm zu:

„Mein! was treibst Du denn, daß Du Deine Freiheit einsetzest gegen das einfältige Ringel da!"

Aber er überhörte die wohlgemeinte Warnung — die Karten wurden gemischt und ausgegeben, eine verhängnisvolle Minute — und der Josel strich vergnügt seinen Ring mit dem Sechziger ein, der Leo aber taumelte wie im Rausche zur Stube hinaus in die finstere Nacht. — Des anderen Morgens sah man ihn still und in sich gekehrt nach dem Landgerichte gehen, wo er sich als Einstandsmann für den Josel meldete; nach aufgenommenem Protokoll wanderte er aber hinauf nach der Sebay-Alm, um Abschied zu nehmen von seinem Sannal, vielleicht für immer! — Die Dirne

wollte kaum ihren Ohren trauen, als er ihr mit zitternder Stimme den Hergang erzählte; stumm und bleich saß sie da mit gefalteten Händen — dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, daß man hätte glauben sollen, es drücke ihr das Herz ab.

„O, der Satan!" rief sie endlich mit gepreßter Stimme, „so uns um unsere Seligkeit zu betrügen — o, er weiß, daß ich in seine Klauen falle, wenn ich Dich nicht mehr hab'!"

„Sannal!" sagte der Leo, während ein Blick aus seinen Augen schoß, so wirr und schrecklich, daß die Dirne in ihrem Innersten davor erbebte, „unglücklicher kann ich schon nicht mehr werden, und wenn Du das noch einmal sagst, so muß ich Dich umbringen und den Josel und den Waldseppel auch, und häng mich dann am nächsten besten Baume auf, daß meine arme Seele hinunterfahrt in die ewige Verdammniß!" Dann schluchzte er wieder: „Sannal, bleib mir treu; acht Jahrlen sind's ja nur, dann haben wir uns wieder und hoffentlich für's ganze Leben."

Das Sannal sagte kein Wort, ihr Gesicht war marmorbleich, die Augen verweint und um ihren Mund zuckte ein tödlicher Schmerz — so sank sie an seine Brust.

Der Abschied war ein kurzer, aber herzzerreißender; dann schlich der Bursche hinunter durch

den dämmernden Hochwald, seinem einschichtigen Gehöfte zu.

* * *

Etwa einen Monat darauf rollte ein Wagen mit jauchzenden Rekruten aus dem Zillertale durch die freundlichen Gassen Innsbrucks; nur einer war darunter, der hatte sein Gesicht in beide Hände begraben und weinte — es war der Leo.

Droben auf der Sebay-Alm stand aber einsam und verlassen das Sannal vor der Tür und schaute trüben Blickes hinaus in die herbstelnde Gegend; kalt strich die Luft vom Thorhelm herüber und die verblühten Matten waren mit einem dichten Frost überzogen; traurig sang sie vor sich hin:

„B'hüt di Gott, liebe Alma!
Da Summa is aus,
Vom Kor waht der Schneewind —
I muß jetzt nach Haus.

Muß nunta in's tiefe,
In's finstere Tal,
Da Summa is umma,
Da is ja koa Wahl.

Was macht mi so trauri?
Was 'stimmt mi so trüb?
I woas wohl, da Summa
Ist g'macht für die Lieb.

Da blüh'n alle Blümla,
Da grünt jede Freud,
Der Summa macht fröli
Die Berg und die Leut!

Aber jetzt kommt da Winta,
Da Winta schneeweiß,
Und deckt Berg und Alma
Mit Schnee und mit Eis!

Da ist's halt so trauri,
Wenn da Schnee aba fallt,
Da geht ma in d'Stuba —
Für d'Lieb ist's aft[1]) z'kalt.

Eine eisige Dezembernacht lag über dem Tale und ein dichter Nebel verhüllte Mond und Sterne; da schritt ein Mann in militärischer Kleidung mit einem Päckchen auf dem Rücken über die einsame Sebay-Alm. Als er zur Sennhütte gelangte, die düster und verlassen dastand auf der winterlichen Halde, blieb er eine Weile in Gedanken versunken stehen und betrachtete mit Wehmut das öde Gebäude. Der nächtliche Wanderer war der Leo. — Schon in den ersten paar Wochen seiner Abwesenheit von Sannal und der Heimat hatte ihn eine Schwermut überfallen, die sich mit jedem Tage steigerte, bis er es endlich nicht mehr auszuhalten vermochte. — Mitten im Winter war er desertiert und hatte über die beschneiten Hochgebirge und die unwegsamsten Alpenregionen seinen Rückweg gesucht in das heimische Tal. Als er nun so an der Stelle stand, welche die liebsten Erinnerungen in ihm erweckte, öffnete sich die Tür und eine

[1]) Hernach.

finstere Gestalt trat heraus auf den schneebedeckten Plan.

„Du hier, Waldseppel!“ rief er und zog drohend seine Brauen zusammen. „Weißt Du mir vielleicht wieder so einen Schnitt, wie mit Josels Ringel?“

„Hätt' nicht geglaubt, Dich da heroben zu finden, Leo“, sagte der Granatenklauber mit unerschütterlicher Ruhe, „aber wenn Du mit mir kommen willst, will ich Dir was zeigen, woran sich Dein Herz erfreuen soll.“

„Nur vorwärts, Alter, ich folge Dir“, entgegnete mit dumpfer Stimme der Leo.

Der Waldseppel schlug nun den Steig ein, der über das gefrorne Schneefeld hinunter nach dem hintern Zillergrunde führt. — Schweigend verfolgten die beiden Männer ihren Weg, endlich gelangten sie an ein einschichtig dastehendes Gehöfte und der Granatenklauber nötigte seinen Gefährten, durch das matt erleuchtete Fenster hineinzugucken in die Stube. Jetzt erst erkannte dieser, wo er war. Sein Sannal saß da bleich und abgehärmt an einem Tische, daneben stand der Josel in Hut und Mantel, laut fluchend und scheltend.

„Wie g'fallt Dir das, armer Mensch?“ flüsterte der Unhold mit erheuchelter Teilnahme und drückte dem fast erstarrt dastehenden Leo sein Messer in die geballte Faust, „mach ihn kalt und alles wird

wieder recht!“ In diesem Augenblicke ging die Tür auf und der Josel taumelte berauscht heraus.

„Da nimm den Lohn für Deinen höllischen Betrug!“ schrie der Leo wütend und bohrte ihm tief die Klinge in den Leib.

„Recht so!“ lachte der Waldseppel, „der hat seinen Teil — jetzt zum Sannal!“

Mit dem noch rauchenden Messer stürzte der Leo in die Stube und rief frohlockend: „Sannal, mein Dirndl, da bin ich wieder — freu Dich mit mir, denn der Josel liegt draußen im Schnee, stumm für ewige Zeiten!“

Mit einem jähen Schrei fuhr das Sannal in die Höhe, als es den Leo erblickte, dann totenblaß in den Stuhl zurücksinkend stöhnte es: „Gott steh mir bei, Du hast meinen Mann umgebracht!“

„Deinen — Mann, — der Josel Dein Mann, Falsche?“ schrie der Bursche zähneklappernd und ließ das blutige Messer zu Boden fallen „nun so sei alles verflucht, Du und er und ich selber!“

Damit stürzte er wie rasend zur Tür hinaus, gefolgt von dem Waldseppel, der sich ihm wie sein böses Geschick an die Fersen hängte.

„Halt an, Leo!“ rief der Granatenklauber dem Verzweifelten zu, der im tollen Wettlauf das Gebirge hinan rannte, „hier sind wir am Hahnenstein und jetzt laß ein gescheidtes Wörtl mit Dir reden.“

Der gequälte Mensch setzte sich verschnaufend auf einen Stein hin, ungestüm arbeitete seine Brust und seine Augen hatten bereits den starren Ausdruck eines Irrsinnigen. Der Waldseppel stellte sich aber mit verschränkten Armen vor ihn hin und mit wilder, teuflischer Freude ihn betrachtend, höhnte er: „Da wären wir wieder am alten Platzl, wie heuer in Langes, Dein kecker Mut hat Dich aber schmählich verlassen! Schau, Bürschel, mit Dir ist's so nichts mehr in der Welt und der Strick wartet auf Dich, wo Du Dich hinwendest — druck die Augen zu und mach einen frischen Satz hinaus über'n Schrofen da, dann bist Du versorgt und brauchst Dich nicht weiter zu grämen um das treulose Sannal!"

„Hast recht, Höllenmensch!" sagte Leo dumpf vor sich hin, dann aber wild emporspringend und den dämonischen Versucher mit Riesenkraft umklammernd, schrie er: „Du mußt aber mit hinunter in die ewige Verdammnis!" Damit zerrte er den machtlos Widerstrebenden an die Wand des Abgrundes — ein wilder gräßlicher Angstschrei — — und die Tiefe hatte ihre Opfer verschlungen.

Ein wütender Windstoß fuhr über den öden Kamm des Gebirges, weithin verkündend den dreifachen Mord dieser Nacht.

* * *

Etliche Wochen später hallte trauriges Grabgeläute durch das Tal: sie trugen Sannals Leiche hinaus zur ewigen Ruhe. — Im nächsten Frühling blühte aber ein Strauch weißer Alpenrosen auf ihrem einfachen Grabeshügel und die Leute im Dorfe behaupten, eine schöne weißgekleidete Frau habe ihn nachts darauf gepflanzt und mit ihren Tränen begossen.

Das mochte wohl die Bergesfrau von der wilden Gerlos gewesen sein.

Drei Dirndlen und drei Herzen oder ein dunkles Geschick.

Mittag war bereits vorüber — die Glocken, welche zur Nachmittagsandacht riefen, waren talauf und nieder verstummt und jetzt lag die ländliche Gegend in tiefer lautloser Sonntagsruhe da. Selbst die lauen Winde, die gelegentlich durch die wallenden Kornfelder strichen, schienen ihren Odem einzuhalten, um nicht den seligen Frieden zu stören, worin alles eingewiegt war und nur die Lerche, die frohe Sängerin der Fluren, ließ hoch oben im blauen Äther ihr schmetterndes Lied erklingen, das Lob des Sommers verkündend, der die höchsten Firnen der Gebirge mit seinem Grün bekleidete und seinen Segen ausschüttete über Triften und Felder, Garten und Wald.

Nur wenige Menschen waren sichtbar; höchstens daß ein sorglicher Hauswirt, der Hitze der Junius-sonne nicht achtend, durch seine Güter schlenderte, um Herz und Auge zu laben am Anblick des lieben Gottessegens, der seinen Fleiß mit reicher

Ernte zu lohnen versprach, oder daß ein paar Andächtige heimkehrten von ihrem Kirchenbesuch — sonst war alles wie ausgekehrt auf Straßen und Wegen und die Gegend schien wie ausgestorben.

Oben am Sonnleitenhof, gerade vor'm Hause unter dem Schatten eines alten Zirbelbaumes, saßen drei Dirnen auf dem frisch abgemähten Rasen und ließen sich die herrliche Aussicht behagen, welche der Hartberg über das prächtige Zillertal gewährt. — Sie waren in ihrem besten Feiertagsaufputz, jede hatte einen frischen Strauß roter Sprengnagerln mit Rosmarin am Korsett stecken und unter den schmucken, kleidsamen Berglerhüten guckten bildhübsche Gesichter von so verschiedenartigem Typus hervor, daß man sie kaum für Bewohnerinnen desselben Tales, geschweige denn für Schwestern hätte halten mögen, und Paris selbst wäre in Verlegenheit gewesen, welcher von ihnen er den Preis der Schönheit hätte zugestehen müssen. Die Erste, offenbar die Älteste und Stattlichste von den Dreien, war eine behagliche Brünette von etwa zwanzig Jahren; eine englische Sanftmut und Güte spiegelte sich in ihrem runden, von den zartesten Farben überhauchten Madonnengesichte, während die schwellenden, fast übergesegneten Formen ihres Körpers eine unverwüstliche Gemütsruhe, selbst mit einem leisen Anflug von Geistesträgheit verrieten. — Die Zweite, eine

muntere, berührige Blondine mit frischen lebendigen Zügen und lachenden Blauaugen, schien gerade das Widerspiel von ihrer älteren Schwester — übersprudelnder Witz und gutmütige Bosheit stritten sich in ihrem Wesen um den Vorrang und der Schalk blickte allüberall aus ihrem Tun und Treiben hervor. — Die Dritte endlich, ein kaum den Kinderjahren entwachsenes Dirnchen von mehr schmächtigem, aber äußerst zierlichem Wuchs, hatte das Antlitz einer Psyche mit dem edlen, schwärmerischen Ausdruck, welchen die alten Künstler so trefflich in deren Büste zu legen wußten; die feinen, seelenvollen Züge, das dunkle, flammende Augenpaar und die Marmorblässe ihrer Wangen verkündeten einen Adel des Geistes, wie man ihn kaum voraussetzen durfte bei einem schlichten, ungebildeten Berglerkinde.

Das waren die drei Töchter vom reichen Sonnleitenbauer, um deren Gunst sich gar mancher Bursche im Tale beworben hatte, bis endlich drei glückliche Freier alle Nebenbuhler ausgestochen und sich in den unbestrittenen Besitz ihrer Zuneigung gesetzt hatten. Simal, der stattliche Jäger vom Hart, eine kernige und ehrenfeste, aber zu Zeiten wild überschäumende Weidmannsnatur, besaß das Taubenherz der sanften Lois; Zyrill, der Schmied von Schlitters, war der begünstigte Liebhaber von der mutwilligen Viktor, vielleicht eben darum, weil der immer heitere und gutmütige Bursche gedul-

dig wie sein Ambos auf sich hämmern und klopfen ließ, ohne sich auch nur einmal zu mucksen oder wiederzugeben nach Verdienst.

Beim tiefsinnigen, schwärmerischen Eval hatte der Wandersänger Philipp von Fügen den entschiedensten Triumph davongetragen; Mitglied einer Gesellschaft von bedeutendem Rufe hatte er, obgleich noch sehr jung, weite Reisen durch mehrere Weltteile gemacht und war jetzt heimgekehrt, um sich in seiner Heimat anzukaufen, wozu er einen ansehnlichen Sparpfennig mitgebracht hatte. — Ein bildhübscher Mensch von freundlicher, aber zurückhaltender Gemütsart paßte er zum Eval wie ein Ei zum andern. — Ohne viel Wesens aus sich zu machen oder gar stolz auf seine Landsleute herunterzublicken, wußte er sich im Gegenteil durch sein leutseliges Benehmen alle Herzen zu gewinnen; die jungen Burschen schätzten ihn als ihren gemütlichsten Kameraden, die ältern Männer achteten seinen Verstand und seine Welterfahrung und die Dirnen waren samt und sonders in seine schöne Gestalt und in sein feingeschnittenes, regelmäßiges Profil verschossen und wenn er zu seiner Zither ein Liedel sang, so drängte sich alles herzu und bewunderte die herrliche sonore Stimme und das meisterhafte, tiefempfundene Spiel. — Das Eval war offenbar die am meisten beneidete von den drei Bräuten im Sonnleitenhof.

Sonst sagt das Sprichwort: „Wo drei Weibsbilder beisammen sind, da gibt es einen Markt!“ das traf aber hier gerade nicht zu; das Gespräch zwischen den Schwestern war ziemlich einsilbiger und schläfriger Art; die Lois las in einem alten Legendenbuch, die Viktor summte halblaut ein Liedel vor sich hin und das Eval schaute sinnig hinaus ins Weite und spann so ihre eigenen Gedanken herunter.

Die rührige, lebhafte Viktor war endlich die Erste, welcher diese Unterhaltung zu eintönig wurde, und plötzlich aufspringend eiferte sie:

„Ich dank', das ist eine schöne Langweil, wissen wir nichts Besseres zu tun an diesem prächtigen Sommernachmittag, als da heraußen zu hocken, heilige Geschichten zu lesen, die wir schon hundertmal verschluckt und verdaut haben, um Maulaffen zu fangen, wie der Bortenhansel, der alte Brauntweinheld, wenn er vor seiner Hütten in der Sonnen bratet und seinen Rausch verduselt, da —“ und damit riß sie der geduldigen Schwester das Buch aus der Hand und versteckte es behende in einem nahestehenden Heuschober, „kannst's wieder holen, wenn wir heimkommen, jetzt wollen wir zur braunen Margreth ins Nebelfeld hinüber — die alte Hexe soll uns die Karten schlagen und unsere Zukunft deuten, weil wir schon einmal Bräute sind und bald unseren Stand verändern werden.“

Die bequeme Lois sah die Schwester lächelnd

an und ohne sich von der Stelle zu rühren, meinte sie, der Weg in der Sonnenglut wäre doch gar zu weit, um ein altes, halbverrücktes Weib aufzusuchen und sich davon den eigenen gesunden Menschenverstand verwirren zu lassen.

„Ich bin einmal gar nicht neugierig zu wissen was nachkommt", sagte sie, „ich freue mich der Gegenwart und denk' mir, die Zukunft zu ergründen ist allemal ein Frevel und ein sündhaftes Beginnen, das keine guten Früchte bringt!"

„Geh, Du langweilige Sittenpredigt!" spottete die Antragstellerin, während sie die phlegmatische Schwester vom Boden emporzerrte und alle Hebel in Bewegung setzte, um sie auf die Beine zu bringen, „der Steig nach dem Nebelfeld geht dort schnurgerade durch den Wald, Du brauchst Dich nicht zu sorgen, daß Dir die Sonne Deine weiße Gänsehaut versengt und bis unsere Buben auf Besuch kommen, sind wir alle Drei längst wieder daheim."

„Der Einfall ist gar nicht übel", äußerte nun auch Eval, während sie rasch aufstand, ihren Anzug ordnete und den Hut auf dem gleißend schwarzen Haargeflechte befestigte, „ich bin einmal dabei die braune Margareth in ihrer Hexenstube aufzusuchen — sie soll allerlei wunderbare Künste kennen und Einem die Karten deuten, daß es eine Passion ist."

Die Lois, von Beiden bestürmt, mußte nun nachgeben und bald stand der Platz unterm Zirbel=

baum vereinsamt und die drei Schwestern befanden sich auf dem Wege zur alten Sibylle.

Nach einer guten Stunde hatten sie den Gatter erreicht, wo der Wald aufhört und in einer geräumigen Lichtung auf grüner Halde eine rußgeschwärzte baufällige Hütte stand.

„Holla, sie ist ausgeflogen!“ flüsterte Eval, während sie sich schüchtern hinter der stattlichen Gestalt der ältesten Schwester verschanzte und einen zaghaften Blick in die Runde gleiten ließ, als befürchte sie, die alte Trude möchte ungehalten über ihren Besuch aus irgend einem Versteck ein Übel auf sie senden, „sie ist auf dem Mäusefang und wird erst um die Dämmerung heimkehren von ihrer Jagd.“

„Die Türe ist fest verschlossen“, bekräftigte Lois, „wir können wieder heimgehen und den Spaß so bewenden lassen.“

Die mutige Viktor sprang aber entschlossen vor und mit der Versicherung, daß die Gesuchte ohne allen Zweifel zu Hause wäre, klopfte sie an die niedrige Tür, die sich auch alsbald öffnete und das braune, runzlige Gesicht der Kartenschlägerin sehen ließ, welche den Besuch mit freundlichem Grinsen und Kopfnicken willkommen hieß.

Die braune Margareth war im Grunde nichts weiter als eine blutarme alte Närrin, die das einsame verlatterte Waldhäusel bewohnte und mit Kräutersammeln, Pechklauben und ähnlicher Arbeit ihren

dürftigen Unterhalt suchte; dabei spekulierte sie so nebenher ein wenig auf die Leichtgläubigkeit junger heiratslustiger Dirnen und Burschen, denen sie Karten legte und Träume deutete, was sie in den Ruf eines unheimlichen verhexten Weibes brachte, ihr aber manchen Groschen eintrug, womit sie sich ihr Lieblingsgetränk, ein Gläschen Weinschnaps, und eine warme Suppe verschaffen konnte.

Die Töchter des reichen Sonnleitenbauern waren ihr eine willkommene Kundschaft, bereitwillig führte sie die schmucken Dirnen in das enge, jedoch von einem gewissen Ordnungs- und Reinlichkeitssinn zeugende Wohnstübel und erkundigte sich angelegentlich, womit sie den lieben Nachbarsdirndln dienstlich oder behilflich sein könne.

Die geschäftige Viktor eröffnete ihr nun ohne Umschweife den Zweck ihrer Herkunft und bald war der Tisch mit einem Spiel abgerissener, zerlumpter Karten überlegt, welche die Alte mischte, abermals mischte und dann neuerdings nach einer gewissen Ordnung vor sich ausbreitete.

Die Sonne, die sich bereits stark dem Westen zuneigte, warf ihren vollen Schein durch die erblindeten Fensterscheiben auf die schweigsame, aufmerksame Gruppe und die alte Schicksalsdeuterin fragte jetzt mit forschendem Blick, welcher von den Dreien sie zuerst die Zukunft deuten solle.

„Das muß nach dem Alter gehen“, rief die lebhafte Viktor indem sie ihre sanfte, geduldige

Schwester vorschob; „mach Du den Anfang, Lois; wenn's übel ausfallen sollte, hast Du den gesündesten Magen von uns Dreien und die derbste Natur — Du kannst schon einen Puff aushalten!"

Als die Kartenschlägerin mit ihrer Aufstellung in Ordnung war, eröffnete sie ihrer Schicksalskandidatin mit gewichtiger Miene:

„Herzbua bleibt in Rua —
Kommt an and'rer dazua.
Labunter obenan
Ist a trutziger Mann:
Kriegst Oan mit viel Geld,
Mit viel Guat und viel Leut —
Aber'n Sellen kriegst nit,
Der di frummt, der di freut!"

„Das lautet gerade nicht auferbaulich!" warf die immer redeselige Viktor mit einem spöttischen Gelächter hinzu; „wenn Du Dich bei mir nicht besser einstellst, alte Margreth, so bleib ich Dir den Dank schuldig für Deine Bescherung und den Lohn obendrein, mit dem ich sonst g'rad nicht knickerisch gewesen wäre."

„Du mußt's nehmen, wie's kommt, kannst kein Haar daran ändern", sagte die Sibylle mit unerschütterlichem Gleichmut und mischte ihre Karten. Der Schicksalsreim lautete diesmal:

„Herzzehne, Herzneune,
Herzacht und Herzsieben —
Aber schau, der Herzbua
Der ist hintenblieben!

Sichelaß steht davor,
Sicheleber daneben —
Kriegst'n Liebsten a nit.
Bleibst ledig bei Leben!"

Viktors hübsches Gesicht wurde bei dieser Eröffnung bis hinter die Ohren rot vor Ärger, sie scherzte aber:

„Es kommt immer besser, jetzt bin ich Braut seit bald drei Wochen schon und soll als alte Jungfrau sterben — wie reimt sich das zusammen! — Aber ich hoffe trotz Deinem Eulengeschrei, daß Du doch noch heuer zu meinem Hochzeitsschmaus kommen wirst, braune Margreth!"

Nun kam auch noch das Eval an die Reihe. — Der Dirne sonst so blasse Wangen brannten und ihr Herz pochte fast hörbar unter dem schwarzseidenen Busentuch, während das kalte ungläubige Lächeln ihres schönen Mundes der Aufregung Hohn sprach, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte. — Man sah es ihr an, sie hätte gerne gleichgiltig erscheinen mögen und doch erwartete sie mit innerlichem Beben den Orakelspruch, das hatte auch die boshafte Viktor sogleich weg und spottete:

„Armes Eval, Dir wird's schlecht geh'n, die braune Margreth ist heute in einer üblen Laune und teilt hantige Pillen aus — wenn Du auch so eine zu verkosten kriegst, so wird sie Dir übel bekommen, ich kenn' Deine Natur!"

Ohne Zögern erfolgte der letzte Ausspruch der Kartenschlägerin:

„Herzaß obenauf,
Und Herzbua unten'ein,
Derselbe, den d'lieb hast
Der weard a da Dein' —
Eh's Jahrl verfliegt,
Paß auf und gib Acht:
Da holt di da Bräutigam
Mitt' in da Nacht!“

Mit einem fröhlichen, triumphierenden Gesichte wandte sich das Eval an die beiden Schwestern — als aber der Reim zu Ende war, verschwand das heitere Lächeln auf ihren Lippen und von einem ernsten, trüben Gedanken befangen, neigte sie das Köpfchen und versank in düsteres Hinbrüten; die Lois mahnte aber, es wäre nun Zeit an den Heimgang zu denken, und nachdem das Orakel der Waldhütte mit einigen Sechskreuzerstücken befriedigt worden war, traten die Dirnen ihren Rückweg an.

Die letzten warmen Glutblicke der niedergehenden Sonne zitterten soeben durch die schlanken Wipfel des Waldes und vergoldeten die Ränder der grünen Fichten und ihre braunen, knorrigen Stämme; ein lindes Lüftchen spielte im Gezweige der dunklen Haselbüsche und rauschte in den Gewändern der Arm in Arm dahin schlendernden Schwestern, vom Hochwalde herunter tönte aber

der schmelzende Schlag der Drossel und der einsamen Amsel, zum erbaulichen Vesperliede sich vereinend mit den Aveglocken d'runten im Tale. — Die sanfte Lois hatte in der freien Luft des Waldes gar bald die trübe Prophezeiung der alten Margreth vergessen und gab sich ganz den heiteren Empfindungen hin, die der liebliche Sommerabend in ihrem ruhigen frommen Gemüte erweckte; Viktors Mutwille war ungebändigter als je und nur das Eval blieb verstimmt und einsilbig und schien fortwährend einem bangen Gedanken nachzuhängen, dessen sie sich nicht zu erwehren vermochte.

Als sie hinaustraten aus dem Waldesschatten auf die grünen Halden des Hartberges, wo zerstreut umher die hölzernen Gehöfte der Bergler stehen, da und dort von Mohnfeldern umgeben, die feurigrot hervorstachen aus dem Golde der reifenden Saaten, kamen der Jäger und der Schmied des Weges daher und der erstere schwenkte schon von weitem seinen Hut mit der wallenden Hahnenfeder und begrüßte sein Dirndl mit einem freudigen Juhschrei. — Die Beiden hatten sich schon zeitlich auf dem Sonnleitenhof eingefunden und waren jetzt ausgegangen, die Jungfrauen aufzusuchen, die ihnen allzulange wegblieben; nun, da sie selbe glücklich aufgestöbert, schienen sie sehr froh und vergnügt und gaben ihnen das Geleite nach Hause. — Der Jäger schlang seinen kräftigen Arm um den Hals seiner Lois und drückte einen herz-

haften Kuß auf ihre vollen Wangen, wofür er von der sanften, züchtigen Verlobten einen derben Backenstreich erhielt, während der minder verwegene Schmied seiner Herzallerliebsten allerlei Neuigkeiten auskramte und ihre stets rege Neugierde zu befriedigen trachtete. — Das Eval schlenderte aber verlassen und vergessen hinten drein, brach da und dort am Wege eine Blume und unbemerkt stahl sich aus ihren dunklen Gazellenaugen eine Träne hervor und rollte als Tauperle auf das schwellende Gras hin.

Als die Heimkehrenden den Sonnleitenhof erreicht hatten, war bereits Feuer in der Küche; die Mutter stand am flammenden Herd und buk Krapfen und Schmalzküchel für die Gäste, daß ihr die hellen Schweißtropfen auf der Stirne glänzten, und der Hausvater saß oben auf der Herdbank und ließ sich seinen dampfenden Knaster behagen. — Aus der geräumigen Wohnstube tönten aber die schmelzenden Akkorde einer Zither und das Eval, alle Traurigkeit vergessend, klatschte frohlockend in beide Hände und rief: „Ah, der Meinige ist auch da, jetzt ist's lustig — gleich muß ich hinein und ihm einen guten Abend wünschen!“ Mit ungestümer Freude, als hätte sie ihren Liebsten zehn Jahre lang nicht mehr gesehen, sprang sie auf ihn zu und hieß ihn aufs Zärtlichste willkommen, und er schlang seine beiden Arme um

ihren schlanken Leib und drückte ein feuriges Küssel auf ihren Mund.

„Wo warst Du denn so lange, Eval?“ fragte er endlich, während das Dirndl an seiner Seite Platz nahm und ein rotes Rösel, das sie im Walde gepflückt hatte, an seinen Hut befestigte, „ich warte schon fast eine Stunde da und kein Mensch hat mir sagen können, wo hinaus Du mit den Schwestern geflogen bist.“

„Wir haben nichts weiter als einen Spaziergang durch den Wald gemacht“, erwiderte sie mit einem leichten Erröten, während sie bemüht war, eine gewisse Verlegenheit zu verbergen, die aber dem scharfen, forschenden Auge des Liebhabers nicht entging.

„Du hast was hinterm Zaun, Eval, was ich nicht wissen soll!“ sagte er in gutmütig drohendem Tone, „aber wenn Du mir's verschweigen willst, so mach ich mich an die Viktor — Du weißt schon, daß die nichts bei sich behalten kann!“

„Nun ja, ich kann Dir's ja sagen“, gestand sie nach einigem Besinnen, „es ist uns zeitlang geworden nach Tisch und da hat die Viktor den wunderlichen Einfall gehabt, wir sollen zur braunen Margreth hinüber ins Nebelfeld und uns von ihr die Karten legen lassen.“

Verwundert und sichtlich betroffen starrte der Philipp seinem Dirndl ins Gesicht und kopfschüttelnd äußerte er: „Das ist doch kurios — denk' Dir,

Eval, mich hat dieselbe Neugierde gestochen, wie ich heute Vormittag an der verlatterten Waldhütten vorbeigekommen bin und die Alte heraußen hocken sah mit ihrem ernsten, runzligen Gesicht und den klugen Katzenaugen."

„Und was war denn der Bescheid?" forschte Eval mit Spannung, „Du wirst Dir doch gemerkt haben, was Dir die braune Margreth prophezeit hat?"

Lachend rief der Philipp:

„Und ob ich mir's aufg'merkt hab' — paß nur auf, Wort für Wort will ich Dir's sagen:

„Herzbua obenan,
Und Herzaß nebenbei,
's Dirndl das d'lieb hast,
Das bleibt da schön treu.
Es bleibt da schön treu,
Folgt Dir überall nach,
Eh' d'Rosen verblüh'n,
Seid's unter oan Dach!"

„Nu, Eval! g'fallt Dir das nicht?" sagte der Bursche mit einem freudestrahlenden Gesichte, ist's Dir etwa nicht recht, wenn wir diesen Spätsommer noch unter ein Dach zu einander kommen? Herr Gott, das wird eine Festivität werden, wenn die drei Dirndln vom Sonnleitenhof an einem Tag ihre Hochzeit feiern — das ganze Zillertal wird darüber rebellisch werden!"

Das Eval sagte kein Sterbenswörtel darauf, ihre Wangen bedeckte aber eine tiefe Blässe, während

ihre Blicke am männlich schönen Antlitz des Geliebten hingen, deutlicher sprechend, als es die beredteste Zunge vermocht hätte. — Philipp verstand gar wohl die lebendige Sprache ihrer Augen, und entzückt in die Saiten seiner Zither greifend, sang er mit helltönender, bewegter Stimme:

„Und i woaß nit was sie reden,
Und i woas nit was sie sagen,
Und i hör's grad da innen,
Frei hammern und schlagen.

Und dös Hammern und Schlagen,
Dös gibt ma koa Rua.
Das geht aus und ein
Und Tür auf und Tür zua.

Und a G'läut hör i läuten,
Hat an wundarschön Klang,
Und das stimmt mi bald selig,
Bald traurig und bang.

Wenn's so hammert und klopft,
Wenn's so klingelt und klingt,
So möcht' i grad singen,
Das ma's Herzal zaspringt.

Der Sonnleitenbauer war einer der angesehensten und begütertsten Höfler am Hartberg; seine Felder und Gründe und seine beträchtlichen Waldteile befanden sich im besten Stande, und im Frühjahre konnte er seine vierzig stattlichen Rinder auf die ihm eigen gehörende Alpe im Zillergrunde treiben. — Sein Haus, wenngleich nur aus eitel

Fichtenholz gezimmert, war das Bild einer schmucken, behäbigen Berglerwohnung und sein Äußeres zeigte, daß Frauenhände mit feinem ästhetischen Ordnungssinne darin walteten, denn von unten bis oben, vom Erdgeschoß bis zu den vorspringenden Dielen des Daches war alles reinlich und sauber wie aus einem Kastel, die kleinen Fenster waren blank gescheuert und glänzten wie Krystall im Sonnenlichte und auf dem zierlich geschnitzten Solder prangte ein ganzer Garten duftender Nelken und Levkoyen, dieser Lieblingsflora der Zillertaler. — Das alles besaß der Sonnleitenbauer, ohne einen Kreuzer darauf schuldig zu sein, ja man munkelte sogar, daß er da und dort nicht unbedeutende Kapitalposten liegen habe und daneben jederzeit einen wohlgespickten Beutel führe — kein Wunder daher, wenn die beiden Alten sich so wohl und behaglich fühlten wie ein Finkenpaar im Hanfsamen, um so mehr, als sie drei Töchter besaßen, worauf sie mit Recht stolz sein durften, weils nicht nur hübsche, sondern auch grundbrave, rechtschaffene Dirndln waren, vor denen jeder ehrsame Mensch den Hut abziehen mußte.

Als nun die beglückten Eltern allein in der Küche weilten, während die drei Paare in der Stube nach junger fröhlicher Leute Weise ein Tänzel versuchten, konnte die Höflerin den Stolz und die Freude, die ihr Herz empfand, nicht mehr geschweigen und ihre beiden Hände auf die breiten

Lenden stemmend, sagte sie mit triumphierender Miene: „Gelt, Jürgl, wir sind schon ein Paar recht glückliche Ehleut', — wie's wenige geben wird im ganzen Tal — in der Wirtschaft stimmt alles zusammen wie ein Örgele und die Dirndln sind bildsauber und brav und kriegen alle drei Männer, auf die man recht stolz sein darf — möchtests nicht meinen, wie manche Familie das Glück ordentlich verfolgen kann!"

Der August desselben Jahres hatte dem Lande Tirol ein schönes, seltenes Fest gebracht: Kaiser Ferdinand war auf dem Wege nach Innsbruck, um die Huldigung dieser treuen Provinz zu empfangen, und in alle Täler erging der Ruf an die Landesschützen, welche die erhabene Feier durch ihre stattlichen Aufzüge verherrlichen sollten.

In Fügen wurde aus den stattlichsten Burschen der ganzen Umgebung eine Paradekompagnie zusammengestellt und die drei Freier im Sonnleitenhof nahmen darin nicht den letzten Platz ein; der Jäger Simal mit seiner hohen, tannengeraden Gestalt mußte den Flügelmann abgeben, dem handfesten Schmied wurde die Charge des Zimmermann zugeteilt und den schmucken, geschmeidigen Philipp wählten die Kameraden einstimmig zu ihrem Fähnrich.

Es wurde nun in aller Eile exerziert und einprobiert, die Musikanten lernten einen funkelnagel-

neuen Parademarsch auswendig und die weißgrüne Schützenfahne mit dem roten Tiroleradler wurde aus der Kirche geholt und mit neuen Bändern geschmückt — am 10. früh morgens sollte die Kompagnie ihren Marsch antreten.

Am Vorabende waren die drei Freier noch im Sonnleitenhof versammelt, um von ihren Dirndln Abschied zu nehmen. — Die Burschen hatten bereits ihr Paradegewand an und die roten, goldbesäumten Brustkoller stachen prächtig hervor unter den grauen Lodenhemden, während die befransten Bundstiefel, die schneeweißen Strümpfe und die kurzen, enganschließenden Lederhosen so recht eigentlich die Fülle und das Ebenmaß ihrer Glieder sehen ließen. — Die Schwestern beeilten sich, ihren Liebhabern hübsche Blumensträuße zu binden und auf die Hüte zu befestigen, worauf bereits die beliebte Schützenzierde, der Gemsbart und die krumme Birkhahnfeder, prangten, und die muntere Viktor ermahnte den Cyrill, ja recht fleißig auf alle Einzelnheiten des Festes Acht zu haben, um ihr dann seinerzeit alles haarklein erzählen zu können, während die Lois ihrem Jäger ans Herz legte, einen Kranz oder ein schönes Band vom Kaiserschießen mitzubringen als Angebinde zur nahen Hochzeit.

Der Philipp und das Eval hatten sich aber unbemerkt von den andern hinausgeschlichen, um noch heimlich und ungestört ein Stündchen zu ver-

plaudern am beliebten Platzl unterm alten Zirbelbaum, der das Paar in seine dunklen Schatten aufnahm, während der Mond in stiller Majestät überm Wiedersbergerhorn emporstieg und sein zauberisches Licht ausströmte über Berg und Tal.

Das Eval schien ungewöhnlich erregt über die kurze Trennung, die den Beiden bevorstand; krampfhaft hielt sie seinen Nacken mit beiden Armen umschlungen und ihr Antlitz an seiner Brust bergend flüsterte sie mit bewegter Stimme:

„O wärst Du doch nicht von mir fortgegangen, Philipp, den kleinen Finger wollt' ich aus meiner Hand geben, wenn ich Dich hier behalten könnte!"

„Sei doch nicht so närrisch, Dirndl!" versetzte lächelnd der Bursche, „wir scheiden ja nur für ein paar Tage, und wenn ich wieder komme, werden wir hoffentlich für immer beisammenbleiben."

„Hörst Du den Nachtvogel schreien?" rief Eval ängstlich aufhorchend, „sein Ruf hallt vom Nebelfeld herüber — das bedeutet nichts Gutes!"

„Ich hör' nur den Finken, der zu unserer Hochzeit pfeift," lachte der Sänger, das zaghafte Dirndl kräftig an seine Brust drückend, dann aufstehend und ihr mit einem zärtlichen vielsagenden Blick die Hand hinreichend, wollte er raschen Abschied von ihr nehmen — sie hielt ihn aber fest und sagte mit einem bittenden Blick:

„Geh, laß mir wenigstens Deine Zither, da hab' ich doch etwas zum Zeitvertreib, derweil Du fort

bist — brauchst sie ja doch nicht zum Paradi machen.“

Willig langte er ihr sein Spielzeug hin und in diesem Augenblick traten seine Kameraden nach ihm suchend aus der Haustür und alle drei beurlaubten sich nochmals von ihren schmucken, wackeren Bräuten und suchten vereint ihren Heimweg durch die laue, mondhelle Sommernacht.

Im alten Gilgenwirtshause zu Hall gings in der Nacht vom 10. auf den 11. August laut und lustig her; sechzehn Burschen von der eingerückten Fügner-Kompagnie, unter ihnen der Philipp und seine beiden Freunde, der Jäger und der Schmied, hatten allda ihr Nachtquartier aufgeschlagen und zechten, sangen und jubelten, daß man ihr fröhliches Gelage in weiter Runde hören konnte. — Soeben erscholl ein munteres Schützenlied, zu welchem Philipp mit seiner frischen, vollen Metallstimme den Soloreim sang, während die Übrigen bei den betreffenden Strophen als Chor einfielen; der Text lautete:

„Du Zieler mach hurtig
Die Scheiben hinauf,
Heut gilt es zu treffen —
Ihr Schützen paßt auf!

Es fliegen die Stutzen
Herab von der Wand,
Wir Schützen vom Land
Wir sind bei der Hand!

Das Best' ist die Fahn',
Drauf der Adler von Gold
Habt Acht, daß die Fahne
Kein Fremder sich holt!

Ein Best' ist die Heimat
Des Adlers so wert,
Für beide zu streiten
Der Schütz sich begehrt!

Ein Kränzlein von Blumen
Mit farbigem Band
Gibt's auch zu gewinnen
Mit sicherer Hand.

Du Kranz bist schon unser
Von Bergen so grün,
D'rauf Röslein wie Herzblut
So feurig erblüh'n!

Du Kranz so beständig,
So frisch und so reich,
Dich wollen wir wahren
Für Kaiser und Reich!

So nehmt nur Ihr Schützen
Fein 's Zentrum in Acht,
Vom Adler beschirmt
Von uns treu bewacht.

Ist frei nicht die Fahne,
Der Kranz und das Band,
Legt sicher kein Schütze
Die Büchs' aus der Hand.

Ist frei nicht die Heimat,
Ist frei nicht das Land, —
Legt sicher kein Schütze
Die Büchs' aus der Hand!"

Beim Schlußreim trafen alle Gläser im frohen Einklange zusammen und ein stürmisches Vivat ertönte aus allen Kehlen auf das Haus Österreich und das liebe teure Vaterland.

Nur Einer aus der Gesellschaft hatte wenig oder gar keinen Anteil an der allgemeinen Fröhlichkeit genommen; finster und in sich gekehrt, den Kopf in beide Hände gestützt, saß er an der Ecke des Tisches und das volle Weinglas stand unberührt vor ihm.

„Schau doch, was der Goldrainer-Nazl macht!" riefen etliche von den weinglühenden Burschen, „der hat wieder einmal seine besonderen Flausen. — Auf, Du Fledermausfänger! Du singst uns jetzt gleich ein Liedel, weil Du vorhin nicht mitgethan hast, oder wir schmeißen Dich hinaus aus unserer fidelen Sippschaft?"

„Ja, ja, er soll uns Eins singen, er hat ja eine Stimme wie eine Kohlmeise!" fielen Alle mit einem wiehernden Gelächter ein und rüttelten den Störrischen aus seinen Träumereien.

„Wenn Ihr's schon so haben wollt, so sei's meinetwegen!" sagte der also Aufgeforderte mit einem wilden, fast unheimlichen Blick, den er rollend in die Runde gleiten ließ, „ob Euch mein G'sangl dann g'freut oder nicht, ist mir Eins!"

Mürrisch daß gefüllte Glas ergreifend, sang er mit tiefer, rauhklingender Stimme:

„Dem Schatzal im Tal d'rein
Bring i dös Glas aus,
Wenn's mi glei nit viel mag,
I mach ma nix d'raus!

A frischer Bua schnaggelt,
A frischer Bua singt,
Und wenn ihm vor Traurigkeit
s' Herzal schier springt!

Bin weit in an Graben,
Hör koa Läuten, koa Schlagen,
Aber a schön's Dirndl lieben
Tun ma decht, wenn ma's kriegen!

Und krieg'n ma's a nit —
So tröst i mi halt:
Daß d' Rosen all' vergeh'n,
Wenn da Schnee abafallt.

Und ist die Zeit umma,
Und ist die Zeit aus,
So müß'n ma hübsch alle
Zum Hennenloch' naus.

Geht Oan wie'n Andern,
Hat Koaner koa Wahl.
Sei er tab oder lustig —
Oft ist's grad oa Schnall!"

Als der Bursche sein Lied geendet, stürzte er sein Glas über den Kopf aus und drückte den Hut tief in die gefurchte Stirn, das Gesicht war fahl geworden wie die Wand und die lustigen Brüder waren plötzlich verstummt und starrten den unheimlichen Kameraden an, dessen Lied ihnen wie das unheilverkündende Gekrächze des Raben in

die Ohren geklungen war und ihnen allen Humor verdorben hatte. — Der Philipp, der ihm aber zunächst saß, flüsterte ihm teilnehmend ins Ohr:

„Bist Du nicht wohl, Nazl? Du schaust ja aus wie der Tod und die kalten Angsttropfen stehen Dir auf der Stirn!"

„Mir ist den ganzen Abend nicht recht kauscher," war die Antwort, „aber bis morgen ist sicher vorbei, da ist mir wohler als vorher!"

Es mochte bereits auf Zwölf gehen, als die Zechbrüder ihre Schlafstätten aufsuchten, die ihnen reihenweise aufbereitet waren in der großen, geräumigen Zechstube.

Drinnen im Sonnleitenhofe war um diese Stunde Alles in tiefer Ruhe begraben; die Bewohner lagen samt und sonders in den' Federn und kein Mäuschen rührte sich im ganzen Hause. — Es war eine unendlich klare heitere Sommernacht draußen. Der Mond in stiller Pracht stand hoch am funkelnden Sternenhimmel und blickte durch das kleine Fenster herein ins Schlafzimmer der drei Schwestern, die im tiefsten Schlummer in ihren Betten lagen. — Nach neugieriger Gesellen Weise beguckte er sich alle Winkel der trauten Jungfrauen-Kemenate, das blank gescheuerte Geräte, die ruhenden Spinnräder, das Kruzifix und die Heiligenbilder an den Wänden und Philipps

Zither, die an einem Bande über Evals Bettstatt hing. — Als endlich im Vorrücken sein volles Licht aufs Antlitz der Schläferin fiel, schien ein banger, schwerer Traum ihre schlummernden Sinne zu umnachten, der regelmäßige Schlag ihres Herzens begann zu stocken und ängstlich wogte ihr Busen auf und nieder unter dem schneeweißen Linnenhembe, das ihn züchtig verhüllte. — Mit einem Seufzer schlug sie die großen dunklen Augen auf und tastete mit der Hand nach der Gegend des Herzens, als suchte sie da einen stechenden Schmerz zu beschwichtigen, der sie zu ersticken drohte. — Rasch richtete sie sich im Bette empor und starrte ängstlichen Blicks in der Kammer umher, dann die zunächst liegende Lois mit krampfhafter Hand erfassend, flüsterte sie ihr mit bebender Stimme zu:

„Schwester, hast Du nichts gehört? ich glaube wahrhaftig, es hat mich Jemand beim Namen gerufen!“

„Du hast wieder Deine lebhaften Träume, Eval,“ sagte diese erwachend; „mir scheint, Du leidest ein wenig an der Mondsucht, armes Kind, — leg Dich nur wieder nieder und schlaf ein — es ist ja alles nur Einbildung, was Dich plagt!“

Zitternd schmiegte sich das Dirndl an ihre sanfte Schwester und mit beiden Armen ihren Hals umfassend blieb sie in der vorigen ängstlich horchenden Stellung. Nichts ließ sich hören als

der ferne klagende Schrei des Käuzleins drüben vom Nebelfelde.

In diesem Augenblicke verkündete die Glocke von Hart in ernsten feierlichen Tönen die zwölfte Stunde und gleich darauf rauschte es mit unsichtbaren Geisterhänden über Philipps Zither hin, daß alle Saiten in einem schrillen Akkord erklangen und selbst die Viktor erschrocken emporfuhr aus ihrem festen Schlummer.

„O Du mein lieber Gott, das war er — er holt mich mitt' in der Nacht!" schrie das Eval mit herzzerreißender Stimme, dann fiel sie leblos auf ihr Kissen zurück und alle Bemühungen der jammernden Schwestern, sie ins Bewußtsein zurückzurufen, blieben vergebens!

Nicht minder war der Schrecken und die Verwirrung, welche im selben Momente in der alten Salinenstadt am Inn herrschten: ein erschütterndes, erdbebenähnliches Getöse hatte die Bewohner aus dem Schlafe gerüttelt und bald zeigte sich, daß das alte Gilgenwirtshaus bis auf den Grund zusammengestürzt war und seine Gäste, die schmucken fröhlichen Schützen von der Fügnerkompagnie, unter seinem Schutte begraben hatte.

Alsbald ertönte die Sturmglocke und Alles stürzte herzu, die Trümmer wegräumen zu helfen und womöglich einem oder dem andern von den

Verschütteten Rettung zu bringen, rastlos arbeiteten Hacke und Spaten unter dem Wehgeschrei der herbeieilenden Weiber, und der rote Glanz der Fackeln leuchtete schaurig zur gräßlichen Arbeit — aber erst am folgenden Tage gelang es vereinter Anstrengung, sechzehn furchtbar verstümmelte Leichen unter dem Trümmerhaufen des Hauses hervorzuziehen. Nicht Einer von den heitern, lebensfrohen Burschen war dem schrecklichen Verhängnis entronnen, und der Goldrainer-Nazl hatte in seiner düstern Stimmung Allen zusammen das Totenlied gesungen.

Wohl zog der Rest der Kompagnie noch am selben Tage hinauf gen Innsbruck, aber es war ein trauriger, herzergreifender Anblick, als sie mit florbehangener Fahne und gedämpftem Trommelschlage an der Kaiserburg vorüberzogen. In fester, ungebrochener Haltung schritten die eisernen Söhne des Gebirges einher vor ihrem Fürsten, aber der tötliche Schmerz über den Verlust so vieler wackerer Brüder war scharf ausgeprägt in jedem Gesichte und unter mancher Wimper stahl sich eine Träne hervor und rollte über das ernste sonnengebräunte Antlitz herab.

Das war die traurigste Paradekompagnie Tirols, die je in Waffen und Wehr gekommen war, um dem geliebten Landesherrn den schuldigen Tribut der Ehrfurcht und Ergebenheit zu zollen!

Was wollen wir uns noch weiter über die Trauer und den allgemeinen Jammer verbreiten, der auf die Kunde des stattgehabten Unglückes im sonst so heitern Zillertale herrschte! — Aller Orten begegnete man kummervollen Gesichtern und bleichen Wangen, am ärgsten sah es aber im Sonnleitenhof aus, wo dieser Schlag aus heiterem Himmel alles Liebesglück, alle Aussichten auf eine nahe frohe Zukunft urplötzlich vernichtet hatte! Die sanfte Lois weinte sich fast die Augen blind, die muntere Viktor wankte umher wie der Schatten an der Wand, und das liebliche Eval lag auf dem Schragen, bleich und geknickt, wie das Rösel im Walde, das der Reif versengt!

Nach etlichen Jahren stiller Trauer heiratete die Lois einen alten reichen Witwer aus dem innern Tale, der ihr nicht warm und nicht kalt machte — ihren Jäger aber wird sie Zeit ihres Lebens nicht vergessen haben! die mutwillige Viktor war über den Verlust ihres Bräutigams plötzlich fromm geworden und ging ins Kloster, und so blieben die Eltern einsam und verwaist im einschichtigen Hause zurück.

Der Vater schmauchte wohl nach wie vor seine Pfeife auf der Herdbank, aber seine Wangen waren tief gefurcht und seine Haare weiß geworden wie Märzenschnee, während die Mutter manchen heimlichen Seufzer verschluckte, manche hervorquellende Träne mit dem Fürtuch wegwischte und sich nicht

mehr über das unmäßige Glück beschwerte, das ihre Familie verfolge.

Den besten Teil von allen hatte aber sicherlich das Eval erwählt — das lag sanft und weich gebettet unter Einem Dache mit ihrem Philipp — und so war die dunkle Verheißung der braunen Margreth aufs Tüpfel in Erfüllung gegangen!

Die Wildfrauen im Schwarzbrunnen und der Rautenkönig.

Mein' ich doch, ihn noch leibhaftig vor mir zu sehen, den armen kleinen Stumm, den ich als Bub, Gott verzeih' mirs, so oft vexirt und mit Schneeballen geworfen habe. Es war ein elender, krüppelhafter Knab', seine Mutter war bei seiner Geburt gestorben und seinen Vater hatte er bei irgend einem Regimente, der Himmel weiß wo! — der sorgte für ihn gerade so wie der Kuckuck, der sein Ei in fremde Nester legt und sich dann nicht weiter darum bekümmert. — So war der Stumm gänzlich der Gnade der Dorfbauern überlassen, die gar nicht säuberlich mit ihm verfuhren, ihn in Roheit und Wildheit aufwachsen ließen und kaum mit der notdürftigsten Kost und Kleidung versahen.

Als der Bub zwölf Jahre alt wurde, schickten ihn seine Brotherren, um ihn für einige Zeit los zu werden, mit den Sennern in die Vorbergalm, wo er die Ziegen hüten mußte; die trieb er dann

gewöhnlich hinunter nach dem Schwarzbrunnen, setzte sich zwischen die zerstreut umherliegenden Steinblöcke und schaute wohl stundenlang wie ein Träumender hinab in das stille blaue Wasser zu seinen Füßen, als läge dort ein Schatz begraben, den er zu heben trachte.

Im Schwarzbrunnen war es aber von jeher nicht sehr geheuer; man erzählt, daß droben auf Dulfein vor undenklichen Zeiten ein überaus großes und prachtvolles Schloß gestanden habe, auf dem ein sehr mächtiger König wohnte mit sieben Töchtern, wovon die eine schöner als die andere war.

Damals war Dulfein nicht wie jetzt eine rauhe steinnichte Schafalpe, sondern eine schöne grüne Wiese, wo die prächtigen Rinder des Königs reiche Weide fanden und die lieblichen Königstöchter ihre fröhlichen Tänze aufführten. Zur selben Zeit hauste in dem unwirtlichen Gebirge rückwärts vom Glungezer ein gewaltiger Berggeist, der „Rautenkönig" genannt; der erblickte einstmals die schönen Königsfräulein bei ihren Tänzen und wurde alsobald von der glühendsten Liebe für sie erfüllt. — Nun freite er um eine nach der andern bei dem Vater, jedesmal in einem Zeitraume von siebenmal sieben Jahren, der ihm aber stets zur Antwort gab: „Meine Töchter wollen noch tanzen, sie sind viel zu jung für Dich." Da ergrimmte endlich der gewaltige Berggeist, und mit den Worten: „So tanze auch Du mit ihnen!" stürzte er die Burg

samt dem Könige und seinen Töchtern hinunter in das Tal, wo alles in jenem kleinen Wildsee versank. — Bald spürte jedoch der wilde Rautenkönig Reue über seine ungestüme Tal, und gleichsam zur Buße wandelt er seither in mondhellen Sommernächten als ein altes graues Männlein am See herum und spielt auf einem hölzernen Instrumente liebliche Weisen, um die schönen Königsfräulein zum Tanze zu locken.

* * *

Eines Abends weilte der Stumm noch ziemlich spät drunten im einsamen Alpengrunde am See; überm Hahnenburger stieg schon der Mond herauf und ergoß sein sanftes Licht über Gebirg und Tal und ein kühles Lüftchen strich durch die Niederung und kräuselte das Wasser zu leichten Wellen. — Da plätscherte es auf einmal tief unten am Grunde und von allen Seiten tauchten in langen, schneeweißen Hemden luftige Frauengestalten herauf und begannen einen gar lustigen Reigen zu tanzen, und ein Männlein, über und über mit grauem Baumbart bewachsen, gab auf einem hölzernen Instrumente den Takt dazu. — Dabei sangen die Frauen so seltsame, wunderschöne Weisen, daß dem hochaufhorchenden Knaben fast das Herz überfloß vor Entzücken und Wehmut.

Lautlos saß der Stumm da und folgte mit den Blicken jeder Bewegung der anmutigen Tän=

zerinnen, die ihren Kreis immer weiter und weiter ausdehnend, endlich den Lauschenden in ihre Mitte nahmen. Jetzt schwebte eine um die andere auf ihn zu, streichelte ihm mit den feinen elfenartigen Händen die Wangen und hauchte luftige Küsse auf seine Stirn; dabei sangen sie immer heller und lieblicher, bis der Stumm endlich in einen sanften Schlummer versank, worauf Gesang und Spiel verstummten und die Frauen zum Grund hinabtauchten und verschwanden.

Als der Knabe am andern Morgen erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel; er rieb sich die Augen und starrte auf den See hin, der einsam und lautlos dalag im frischen Hauch der Morgenluft. — Ihm war, als hörte er noch immer den schmelzenden Gesang der Wildfrauen, und ihre lichten freundlichen Gestalten schwebten noch gleichsam vor seinen schlaftrunkenen Blicken; — so sanft, so süß hatte er in seinem Leben nie geschlummert!

Stiller noch als gewöhnlich ging er heute seinen Geschäften nach, kaum war es aber dunkel geworden, so stahl er sich wieder hinunter zum See und beim ersten Mondesstrahl kamen die Frauen wieder aus dem Wasser herauf, tanzten und sangen zum Spiel des grauen Männleins und liebkosten den armen Buben, bis er wieder sanft entschlummert war auf der taubedeckten Halde.

So ging es Abend für Abend, bis die schöne

Almenzeit zu Ende war und der Stumm mit den abziehenden Älplern wieder heimkehrte in das Dorf.

Drunten ging wieder die alte unfreundliche Behandlung mit dem armen Krüppel los; von Tür zu Tür mußte er sich das magere Brot betteln und wo er sich nur blicken ließ, schrie man ihm zu: „Drah'n di' Stumm, drah'n di' um!" und die Buben warfen ihn mit Kot und Schnee. — Der Knabe wurde dabei immer scheuer und störrischer und versteckte sich oft tagelang in den Wäldern, wo er zwischen wildem Gesträuche kauernd wohl mit Sehnsucht und Wehmut der Wasserfrauen im Schwarzbrunnen gedachte, die so lieb und freundlich mit ihm waren und so wunderschön gesungen hatten.

* * *

Es war gerade am heiligen Weihnachtsabend; in allen Häusern herrschte Freude und Wohlleben, es wurde gebacken und gebraten und Alt und Jung tat sich gütlich auf den kommenden Festtag; nur um den armen Stumm kümmerte sich keine Seele.

Der schritt, als es dunkel wurde, still und verdrossen durch das Dorf, den Weg entlang, der aufwärts nach dem Tale führt. — Der Himmel war sternenhell und der Mond, der langsam hinter den Fichtenwäldern heraufstieg, erleuchtete die win-

terliche Gegend: — Eine tiefe, fest gefrorene Schneedecke lag auf Berg und Tal und grimmig kalt war die Luft. — Keuchend stieg der Stumm den steilen Gebirgsweg hinauf, bis er endlich gegen Mitternacht die ersehnte Stelle erreichte:

Es war der Schwarzbrunnen!

Dort ließ er sich ermattet nieder und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Rauschen und Plätschern unter der starren Eisdecke, die den See verschloß. — Da klang es auf einmal aus der Tiefe herauf, als wenn ferne, ferne die Wildfrauen ihre Weise sängen; bald jubelnd, bald klagend schwebten die wundervollen Laute empor und dazu rauschten die Saiten jenes Instrumentes, welches das graue Männlein gespielt hatte, unablässig wie zum Takte.

Der Knabe glaubte durch die glashelle Eisdecke die schlanken Gestalten der Wildfrauen zu erblicken, wie sie in der Tiefe hin- und herschwebten im rastlosen Reigen; bald fühlte er einen unwiderstehlichen Schlaf, eine eisige Kälte durchrieselte seine Glieder; er sank auf einen Stein hin und entschlummerte.

Der Mond neigte sich bereits zum Untergange und matter schimmerten die Sterne; da krachte die Eisdecke und das graue Männlein stieg langsam heraus aus den Fluten und beugte sich mit kummervoller Geberde über den Schlafenden, der blaß und steif dalag ohne ein Zeichen des Lebens.

Sorgsam, wie eine Mutter, wenn sie ihr Kind zu Bette bringt, nahm er den bleichen Knaben auf die Arme und verschwand mit ihm unter dem Wasser. Der Gesang der Wildfrauen wurde leise und klagend und verhallte bald ganz. — Darauf war es an den Ufern des Wildsee's wieder still und öde wie zuvor.

Seit jener Nacht war der Stumm aus Dorf und Gegend verschwunden; die Wildfrauen sollen aber in mondhellen Sommernächten noch fleißig ihren Reigen tanzen und die Älpler behaupten, in ihrer Mitte häufig einen Knaben zu sehen, der auf ein Haar dem verschollenen Stumm gleiche.

Jetzt noch eine Geschichte vom Rautenkönig.

Vor Jahren waren auf Vorberg drei Melcher, schöne flinke Burschen, die man im Dorfe drunten die heiligen drei Könige nannte, weil sie gerade Kaspar, Melchior und Balthasar hießen, denen man übrigens nicht nachrühmen konnte, daß sie besonders fromme, beschauliche Leute waren; denn trotzig und verwegen waren alle drei bis zum Übermaß und die beiden ältern noch überdies recht rohe, boshafte Gesellen.

Nach Feierabend, statt ein „Vater unser" zu beten, raufte sich der Kaspar mit dem großen, unbändigen Stier herum, den er so wild und so bösartig aufgezogen hatte, daß kein Mensch im weiten Umkreis der Alpe vor ihm sicher war.

Der Melchior schleuderte in seinem Übermute oft ganze Felsstücke in den Wildsee hinunter, um, wie er glaubte, die Ruhe der Wasserfrauen zu stören und lachte recht höhnisch, wenn die Flut haushoch emporspritzte und das Getöse der versinkenden Steine heraufschallte wie dumpfes Grollen der geneckten Berggeister.

Balthasar endlich, nicht so roh und übermütig wie seine Gefährten, stieg gewöhnlich die gähen Wände zum Glungezer hinauf und holte sich Rauten und Edelweiß für sein Mädel drunten im Tal oder nahm ein Geiernest aus und zog die jungen groß, um sie für ein Tabakgeld zu verkaufen.

Eines Abends im Hochsommer saßen die Drei vor der Hüttentür; die Luft war schwül und drückend und vom Lavis kam es kohlschwarz herunter und grelle, schlängelnde Blitze, von dumpfen Donnerschlägen begleitet, verkündeten den nahen Ausbruch eines Hochgewitters.

„Da schauts, Buben!“ sagte Balthasar, indem er mit dem Finger nach den finstern, drohenden Wetterwolken zeigte, „ich bin g'rad froh, daß das Vieh ein ist, denn das gibt ein gräuliches Wetter ab!“

„Sieh da! Was krabbelt denn dort über'n Almsteig herauf?“ rief der Kaspar, „ich hab' doch sonst gute Augen, aber ich könnte noch nicht sagen,

ist's a Gais oder a G'spenst, oder a leibhaftiger Mensch!"

Alle Augen richteten sich auf den bezeichneten Gegenstand, der langsam und wie es scheinen mochte, mehrmals seine Gestalt wechselnd, näherrückte. Endlich zeigte es sich, daß es ein kleines, eisgraues Männlein war, welches keuchend und mühsam auf die Hütte zugehinkt kam und mit kläglicher, zitternder Geberde die Älpler um Unterstand bat, bis das drohende Wetter vorüber sei.

„Da schaut's das kleine Ungetüm an!" rief der Kaspar mit einem Hohngelächter, „der wäre mir der rechte Gast! der hat uns so das Wetter über'n Hals g'schickt und möcht jetzt Unterstand haben, der Schalk!"

„Drah Dich nur weiter, Hexenmeister!" donnerte der Melchior das arme Männlein an und machte eine Geberde, als wolle er den kläglichen Bittsteller über den Steig hinunterwerfen; der Jüngste nahm ihn jedoch in Schutz und meinte, es wäre doch eine Sünde, den alten Fretter so hinauszustoßen während dem herannahenden Ungewitter.

„Komm nur mit mir, Mandl!" sagte er und führte den Gast am Arme in die Hütte. „Komm und fürcht' Dich nit, setz' Dich da ans Feuer und iß Käs und Brot mit uns, bis das Donnerwetter vorbei ist."

Während dem begann bereits der Gewitterwind wie rasend über die Alpe zu stürmen, eine pechschwarze Wolke lagerte sich auf dem wilden Kar, woraus Blitz auf Blitz herunterfuhr, von so gewaltigen Donnerschlägen begleitet, daß die Erde erbebte und die Felsen ringsumher einzustürzen drohten.

Endlich stürzte der Regen in Strömen hernieder, der Donner rollte ferner und in längeren Pausen und das Gewitter fing an sich zu verziehen. Als der blaue Himmel wieder lachend über's Lavis hereinschaute, nahm das Mandl Abschied aus der Hütte; es drückte dem Balthasar freundlich dankend die Hand, warf ein paar wilde, zornige Blicke auf seine Genossen und eilte frisch und gelenk von dannen, den steilen Gebirgssteig nach dem Glungezer einschlagend.

Seit jenem Abend war ein Monat verflossen und die drei Melcher saßen wieder vor der Hüttentür und beratschlagten über die morgige Heimfahrt. Nach althergebrachtem Brauch setzten unsere Älpler eine besondere Hoffart darein, bei der Abfahrt recht abgeschwärzte Hemden und auf dem Hut eine möglichst große Edelraute zur Schau zu tragen.

„Bueben!“ sagte der Balthasar zu seinen zwei Genossen, „ich weiß im Geschröff d'roben beim wilden Stein einen Rautenstock, der g'wiß größer

ist als unsere größte Milchschüssel und Ähren hat er, daß man von weitem meint, es sei 's purlautere Gold; wenn wir mit dem Stock hinunterkommen, lauft 's ganze Dorf z'sammen, aber 's Ausbringen ist halt a g'wagte G'schicht, denn er steht g'rad unter der überhängenden Wand und seine Wurzeln hangen völlig über's Tal herein."

„Und herunter müßt' er, und wenn er in der Luft hängen tät!" rief der Melchior, indem er mit dem Finger schnalzte; „das wird doch kei' Kunst sein, einen Rautenstock z' kriegen, so lang man Händ' und Füß' hat zum Kreilen."

„Ich bin dabei!" meinte der Kaspar, „und weil heut der Vollmond scheint, können wir g'rad gleich gehen."

Ohne viele Umstände machten sich die Drei an ihr gefährliches Unternehmen.

Es war eine überaus helle, heitere Nacht; ein leicht gewobener Nebelschleier, wie dies im Spätsommer zu geschehen pflegt, hatte sich auf die Niederung gelagert, während die Gebirge im vollen Lichte des Mondes dastanden wie verklärte Riesen.

Rasch stiegen die drei Älpler die fast senkrecht stehenden Felswände empor, bis sie die schwindelnde Höhe eines Abhanges erreichten, von wo sie auf- und abschauend nichts als die senkrechte Wand, den sternbesäten Himmel und das tiefe Tal erblicken konnten.

„Da wären wir,“ sagte Balthasar, tiefen Atem schöpfend, „wer soll jetzt den Stock holen? seht Ihr ihn da unten herausgucken unter dem überhängenden Stein?“

„Ich hol' ihn,“ rief Kaspar, „und sollt' ihn der Teufel selbst hüten.“

Trotzig klomm er hinunter durch den rauchfangähnlichen Schlund; eine stille Pause entstand, während welcher die Beiden oben kaum zu atmen wagten — da erscholl eine wilde, schreckliche Stimme aus dem Felsen, ein Angstruf drang herauf und Schutt und Felstrümmer kollerten laut dröhnend in die Tiefe.

„Hat den Kaspar der Satan geholt, so reitet der Melchior nach!“ rief dieser und rutschte gleichfalls hinunter durch den Schlund.

Nicht lange dauerte es, so ertönte dieselbe wilde Stimme aus dem Felsen, ein neuer Angstschrei wurde laut und der halbe Berg wankte und stürzte mit fürchterlichem Gepolter in das Tal hinunter.

Aus dem wilden Geschröff tauchte aber im bleichen Schimmer des Mondes eine riesenhafte Gestalt empor, grau und ungeheuerlich wie ein Nebelbild, — es war das alte kleine Männlein, das vor vier Wochen zitternd und bebend Unterstand gesucht hatte bei den Älplern, nunmehr ein gewaltiger Schemen — ganz überflossen von grauem

Bart und Haargelocke, aus dem ein Augenpaar wie Karfunkel glühte durch die Nacht.

„Ich bin der Rautenkönig!" rief der wilde Beherrscher der Gebirge mit einer Donnerstimme, die schauerlich in dem öden Felsengewände wiederhallte und streckte seine Nebelhand aus nach dem bebenden Balthasar, „da nimm die Raute, die ich seit Jahrtausenden gehütet und gepflegt habe, ich gebe sie Dir, weil Du Erbarmen hattest mit dem hilflosen, hinfälligen Alter, sie soll Dir Glück und Segen bringen Dein ganzes Leben lang; Deine rohen Genossen aber, die dem armen, alten Männlein Unterstand versagten bei dem fürchterlichen Wetter, habe ich hinuntergeschmettert in die Tiefe und damit keine Seele an ihrem Grabe bete, habe ich den halben Berg nachgewälzt auf ihre zerschellten Glieder!" damit reichte er dem Begünstigten die prachtvolle Edelraute herauf und verschwand dann wieder in einer dunklen Spalte des Gebirges.

Als Balthasar des andern Morgens mit der Herde heimkehrte in das Dorf, strömten alle Leute zusammen, um den wundervollen Rautenstock zu sehen, der wohl eine Elle im Durchmesser hatte und über tausend blühende Ähren trug. Er pflanzte ihn auf sein Dach und so lange er lebte grünte und blühte der Stock und Segen und Reichtum kehrten in das Haus ein, welches offenbar von höheren unsichtbaren Mächten begünstigt wurde.

Drein im Tal kann aber noch jedermann das Grab der beiden Melcher sehen, die der wilde Rautenkönig so fürchterlich bestrafte: es sind dieses die unzähligen zerstreut umherliegenden Felsblöcke, die der ergrimmte Berggeist in jener Nacht samt den beiden Frevlern hinuntergeschleudert hat in den Schwarzbrunnen.

Der verschlafene Hans.

Am Erchtag nach Kirchweih des Jahres **** gings beim Rotenhahnwirt in Tiers ganz besonders lustig her: der lange Peter vom Platthof hatte Hochzeit mit der reichen Seebergerliesel und der alte, sonst ziemlich geizige Seeberger hatte diesmal seinen Säckel weit aufgetan, um dem Ehrentag seiner einzigen Tochter mit dem bravsten und stattlichsten Burschen der ganzen Gemeinde einen rechten Glanz zu verleihen. Da krachten die Pöller fast ohne Unterlaß, in der großen Wirtshausstube schmetterten die Trompeten, daß Einem die Ohren klangen, und die Paare im festlichen Aufputz flogen herum in wirbelnden Kreisen, erhitzt vom tückischen Siebeneichner, der in Strömen floß.

Gerade als die Freude auf ihrem Höhenpunkte war, kam ein alter zerlumpter Mensch mit hohlen Wangen und stieren Blicken zur Türe herein, mengte sich unter die hochzeitlichen Gäste und begehrte mit den Dirnen zu tanzen, sein graues Haar flatterte wild und unordentlich um das ge-

spenstige Gesicht und die Tänzerinnen schrien laut auf vor Angst, wenn der Unheimliche ihnen nahe kam und ihnen die fahle, abgezehrte Hand zum Tanzen bot.

„Jagt's ihn hinaus den verschlafenen Hans," riefen einige Buben, denen die Störung für ihre Tanzlust ungelegen kam, „er verdirbt uns ja den ganzen Abend!"

Da erhob sich von einem Tisch in der Ecke, wo die Ältern der Gemeinde mit dem Brautvater zechten, ein alter Bauer und trat vermittelnd unter die Erzürnten. „Gehts, Buben," sagte er, indem er den Eindringling beim Arm nahm, „laßt's den alten Häuter da in Ruh', er ist so nicht zu neiden! — Komm, Hans, setz dich an das Tischl dort im Eck und verdirb den jungen Leuten nicht die Freud'; ich zahl' Dir ein Glas Schnaps, wenn Du fein stat bist."

„Du warst immer ein guter Bua, Veitl!" sagte der Bedrängte, indem er sich von seinem Beschützer geduldig in eine Ecke führen ließ, „Du kannst's halt doch nicht vergessen, daß ich Dich am grünen Pfinstag vom roten Wandl herabgekrachselt hab', wo Du Dich so arg verstiegen hast wegen ein paar schmeckende Teufelstenkeln; — gelt, Veit, es ist nicht wahr, daß ich oben im Rosengartl dreißig Jahre verschlafen hab', wie mir die Leute allgemein nachreden, sag's selber, Veitl, bin ich nit no' a kreuzlustiger Bue?"

Der alte Bauer drehte sich mit einem wehmütigen Gesichte ab; der verschlafene Hans aber setzte sich hinter den Tisch in die Ecke, stützte seinen Kopf auf beide Hände und versank in tiefes Hinbrüten, während sich niemand weiter um den sonderbaren Menschen bekümmerte.

Bis tief in die Nacht hinein jubelten und sprangen die erhitzten Hochzeitsgäste und die Lust wollte kein Ende nehmen; endlich ermahnte der alte Seeberger, daß es Zeit sei, die Brautleute in die Kammer zu geleiten und Alle setzten sich in Bewegung, dem Zuge zu folgen; der Hochzeitreimer sagte noch seinen Spruch her, die Brautmutter nahm der Braut den Kranz ab, erteilte dem Paare den elterlichen Segen und endlich führte man die Beiden bei Kerzenschein und Geigenschall in die festlich geschmückte Kemenate ein.

Als der Zug in die Stube zurückkehrte, war da alles still und düster — nur der verschlafene Hans saß noch in der vorigen Stellung hinterm Tisch, kein Glied bewegend; das Licht vor ihm war ganz hinabgebrannt und warf einen falben Schein auf sein zerrauft herabflatterndes Haar und das volle Brantweinglas stand unberührt vor ihm. — Die rückkehrenden Gäste betrachteten mit scheuen Blicken die unheimliche Erscheinung; der alte Seeberger aber, in seinem innersten vergnügt, ermahnte, noch ein Stündchen beim Glase

zu verplaudern, weil so ein Abend denn doch nicht alle Tage käme, und bald saß man wieder fröhlich beisammen und der feurige Rebensaft behauptete sein altes Recht.

„Veit!“ sagte einer unter den Zechern, „Du bist der Älteste in der ganzen Gemeinde, Du mußt uns heut erzählen, was dem Hans begegnet ist, als er hinaufstieg nach dem Wolfsanger, um mit des Bösen Hilfe den Schatz zu heben, der schon seit undenklichen Zeiten da droben vergraben liegen soll.“

„Ja, ja, erzähl' uns!“ stürmten die andern ein, „Du mußt's ja haarklein wissen.“

Veit schüttelte melancholisch den Kopf, leerte bedächtig sein Glas und sagte:

„Laßt's mich aus, Bueben, das ist kein Hochzeitsspaß, es ist eine lange traurige Geschichte und besser wärs, wenn sie mit mir zu Grabe ginge. Schaut's Euch den Leider nur an, dort sitzt er, betrachtet's sein Gesicht, es kann sich ein jeder seinen Teil herausklauben!“

„Geh, Veit!“ rief da der Hochzeitsvater, indem er ihm das leere Glas vollschenkte, „geh', sei den jungen Leuten zu Willen, ich bin am Ende selber neugierig zu hören, was eigentlich an der Sache ist.“

„Ja, ja, spreiz' Dich nicht länger!“ drängten alle und Veit von allen Seiten eingeschlossen und

bestürmt, mußte sich wohl oder übel entschließen, mit seiner Erzählung ins Feld zu rücken.

„Es sind wohl fünfzig Jahre," begann er, indem er sein Pfeifchen gestopft und angezündet hatte, „daß ich ein munterer und flinker Kühbub war und da oben über'm Wolfsanger mein Vieh auftrieb; zu jener Zeit war der verschlafene Hans weit und breit der verwegenste Gemsjäger, der beste Schütz und dabei der schönste und stattlichste Bursche, wie nur je einer aufgewachsen war in unsern freien lustigen Bergen. Ihr hättet sehen sollen, wie das Weibsvolk gaffte, wenn der Jägerhans, so hieß man ihn damals, mit seinem Büchsel durch's Dorf schritt, wie die Fenster klapperten und wie sie die Köpfe hinausstreckten und ihm nachluegten, bis er ihnen aus den Augen war.

Der Hans scheerte sich aber nicht viel um die Dirnen, ging Tag für Tag mit seinem Birschstutzen auf die Jagd und ließ sich oft manche Woche gar nicht im Dorfe sehen. Wie aber das Schicksal oft wunderbar mit dem Menschen spielt, so traf sich's auch, daß sich der Jägerhans, dem an jedem Finger, wenn er wollte, ein paar Bräute hingen, auf dem Kirchweihtanz in die schöne Leni vom Schellenhof verliebte und in kurzer Zeit so in sie verschossen war, daß jeder frohe Mut von ihm wich und die Gemsen wohl Ruh bekamen vor dem trutzigen Jäger. Die Leni war aber eine

spaßige Dirne, aus der keine Seele klug werden konnte, bald war der Hans ihr lieber, herziger, goldener Bue, bald sagte sie ihm wieder, er möchte ihr mit seinem langweiligen Wesen aus den Augen gehen, sie hätte wichtigeres zu tun, als mit ihm zu plauschen und zu karessieren.

Bei solchen schlimmen Launen schlich dann der Hans ganz betrübt heim und ließ sich wohl tagelang vor niemanden sehen, bis ihn die Sehnsucht wieder hinauf trieb zur schönen, launischen Leni. Neidige Dirnen machten sich wohl lustig über den armen Jägerhans und sagten, die Leni habe Recht, daß sie den stolzen Menschen ein wenig an der Nase herumziehe, im Herzen dachte aber eine Jede:

„Ich nähme ihn doch, wenn er zu mir käme!“

Wohlmeinende Leute hatten aber ihr herzliches Bedauern mit ihm und schalten die Leni ein boshaftes, leichtfertiges Ding, so mit albernen Launen den tüchtigsten Burschen der Gegend zu einem Müßiggeher und Kopfhänger mache.

Eines Abends saß der Hans wieder wie gewöhnlich bei der Leni droben im Schellenhof und sein Gesicht glänzte vor Freude, denn die Dirne war heimlich und zutraulich wie noch nie und ihr ganzes Wesen schien ihm wie ausgewechselt. Draußen stürmte und heulte der Novemberwind und jagte mit wildem Ungestüm den feinen Schneestaub vor sich her und schien Berg und Tal in

eisige Flocken begraben zu wollen; der Hans hörte und sah aber nichts als die schöne Jungfrau, die vor ihm saß, schön und begehrenswert, wie sie ihm noch gar nie so vorgekommen war.

„Wenn's heute nicht ist, ist's nie mehr!" dachte er sich, indem er die Hand der Dirne ergriff und heftig an sich zog. „Schau, Leni!" sagte er und sah ihr dabei recht treuherzig in die Augen, „ich geh' jetzt über's Jahr zu Dir in den Heimgarten und weiß noch nicht, wie ich mit Dir d'ran bin; der beste Stutzen im Dorfe muß feiern und die Gamslen sind so zahm geworden, daß sie den Leuten fast aus der Hand fressen und das macht alles, weil der Jägerhans nicht mehr der Alte ist und keine Freud mehr hat auf der Welt, wenn er Dich, Du herzig's Dirndl, nit bald heimführen kann als die Seine!

Die Leni erwiderte kein Sterbenswörtl darauf! sie tändelte mit dem Bande an ihrem Fürtuch und schaute gedankenvoll in das Schneegestöber hinaus, das der Wind in dichten Wolken herumtrieb, der Hans wurde aber immer dringender und sagte am Ende geradezu:

„Willst Du mich, Leni, oder willst Du mich nicht? — Gibst mir heute keinen Bescheid, so geh' ich, so weit mich die Füß' tragen und Du siehst mich nicht wieder!"

Da lachte die Leni still und schalkhaft vor sich hin und gab ihm zur Antwort:

„So lauf, wenn's Dich freut, Du wilder, ungestümer Bue, wenn Du aber bleiben willst, so werd' ich Dich wohl haben müssen, vielleicht für mein Lebtag."

Bei diesen Worten sprang der Hans jubelnd empor, die Freude blitzte aus seinen Augen und die Hand der Dirne heftig an sein Herz drückend, rief er hochvergnügt aus:

„Also gilt's, Leni! hab' ich Dich recht verstanden, darf ich zur Mutter geh'n?"

Leni meinte aber: „Dazu hat's wohl noch Zeit, erst mußt Du mir einen kleinen Dienst tun und zeigen, daß Du mich recht gern hast."

„Sprich, Leni," drängte Hans, „soll ich Dir's Best vom nächsten Kaiserschießen bringen?"

Sie schüttelte aber lächelnd mit dem Kopfe und indem sie ihn bei der Hand ans Fenster zog und hinaufzeigte nach den winterlichen Bergen, scherzte sie:

„Hans! siehst Du dort über jenen Schneewolken den Schlern, wie er herausluegt mit seiner weißen Kappen? da oben blühen jetzt die prächtigen, blutfarb'nen Rosen im wunderbaren Gartel vom König Lorein, Du kennst jedes Steigel, Dir kann's gar nicht fehlen, bring' mir bis morgen früh nur eine von den Rosen herab, so will ich glauben, daß Deine Lieb' treu und aufrichtig ist und will auf die nächste Fastnacht Dein Weib werden."

Wie vom Donner gerührt, stand der Hans da und kämpfte mit dem Grimme, der bei dieser neuen Bosheit aus der Tiefe seiner schmerzgequälten Brust hervorbrechen wollt.

„War das Dein Ernst, Leni?“ fragte er mit unterdrückter, zitternder Stimme.

„Wie Du's nehmen willst,“ schäckerte sie, „aber ohne das Rösl komm' mir nicht mehr vor die Augen.“

Da schien dem Hans der Boden und die Stubendecke zu wanken, Fieberfrost schüttelte seine Glieder und mit einem gräßlich herausgestoßenen: „So helf mir Gott!“ stürzte er zur Türe hinaus und verschwand im schaurigen Dunkel der stürmischen Herbstnacht. Die leichtfertige Leni stand aber halb erstaunt, halb lachend da und meinte:

„Da schaut's ihn an, den trutzigen Bueben, da rennt er hin, als wollt' er schnurgerad' ins Wasser springen und morgen kommt er wieder und ist so fein und zahm wie a Lampl; so sind sie alle die Männer, aber der verdient's schon gar nicht, daß ich ihn so gern hab!“

Mit diesen Worten stellte sie das Spinnrad bei Seite und eilte, ein Lied trillernd, unbekümmert in ihre Schlafkammer hinauf; sie dachte im Traume nicht daran, daß sie den Hans nicht mehr sehen sollte.

Eine pechschwarze, grausigwilde Nacht war hereingebrochen; der Sturmwind heulte draußen

und rüttelte an den Häusern, als wollte er sie von Grund aus vertragen.

Leni wälzte sich unter beängstigenden Träumen in ihrem Bette hin und her; schreckliche Bilder zogen an ihrer schuldbewußten Seele vorüber und zeigten ihr in schwärzester Farbe die Folgen ihres unverantwortlichen Mutwillens; sie sah den Hans, wie er bis zum Tode erschöpft mit der letzten verzweifelten Anstrengung sich Bahn zu brechen suchte durch das fürchterliche Schneegestöber, das ihn zu begraben drohte; dann erschien ihr wieder in lockendem Schimmer mitten im beschneiten Alpenfelde das wunderbare Gärtel mit seinen tausend und tausend purpurnen Röslein und mittendrein der Hans, sanft schlummernd auf grüner Moosdecke und ein hohes Königspaar mit funkelnden Kronen neigte sich über ihn und legte einen Kranz der schönsten Rosen auf seine Stirn, während buntgefiederte Vöglein aus blühenden Büschen gar schöne seltsame Lieder pfiffen. — Bald verschwand aber das liebliche Bild; schwarzes Gewölk zog sich zusammen, Grabgeläute drang an ihr Ohr und ein Leichenzug wallte vorüber, — der Hans im Sterbekleide, bleich, mit gebrochenem Blick trat vor sie hin und reichte ihr ein Rösl, aus dem die hellen Blutstropfen hervorrannen. „Leni,“ sagte er mit leiser, hohler Stimme, „da ist das Rösl und auf die nächste Fastnacht hol' ich Dich ab, die Brautkammer steht schon bereit!“ — Eine kalte

Hand ergriff sie — sie schrie laut auf im Traume und erwachte; — es war helle geworden in der Kemenate, der Mond schaute herab durch zerrissene Wolken und beschien den riesigen Schlern, der seine gewaltigen Zacken dräuend und gespenstig emporreckte und ein heftiger Windstoß hatte das Fenster aufgerissen, daß der eisige Nachthauch hereinströmte auf das Bett der Dirne und ihre Glieder durchrieselte wie Todeshauch.

Leni konnte nicht mehr einschlafen; die Bilder verfolgten sie durch den ganzen Rest der Nacht und mit banger Erwartung sah sie dem Anbruch des Tages entgegen — ihr Mutwille war wie weggezaubert.

Der Morgen erschien, der Mittag und der Abend auch, der Jägerhans aber nicht. Leni hätte wohl einen Finger aus der Hand gegeben, hätte sie das Geschehene ungeschehen machen können, aber was half das, die Reue kam zu spät.

Einige heimkehrende Holzfäller hatten den Hans begegnet und gefragt: „Wohin noch so spät!“ seine kurze Antwort war: „Auf den Schlern!“ sie lachten zum vermeintlichen Scherz und ließen ihn gehen. — Der Leni war aber nicht mehr ums Lachen! Sie rang verzweiflungsvoll die Hände, nannte sich laut seine Mörderin und beschwor einen Jeden auf ihren Knien, den unglücklichen Hans aufzusuchen. — Am zweiten Tage brachen einige Männer nach dem Schlern auf; ich war auch dabei;

mit der größten Anstrengung und Lebensgefahr arbeiteten wir uns durch den verwehten Steig bis zum ersten Alpenmahd hinauf, weiter vorzudringen war unmöglich. Da fand ich am Rande der gähen Schlernwand den Hut vom armen Jägerhans, und wir waren jetzt Alle überzeugt, daß er ein erbarmungswertes Opfer seiner Liebe zur mutwilligen Leni geworden war.

Doch ihr Trutz ward auch kläglich gebrochen.

Als ich ihr den Hut brachte, sagte sie mit einem schrecklich verwirrten Blick, den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde: „Ist das Alles?" darauf sank sie zusammen und über drei Tage schwebte sie zwischen Leben und Tod.

Als sie das Lager verließ, war's nur mehr der Schatten von der schönen Leni, sie welkte sichtlich dahin und in der nächsten Fastnacht darauf wurde ihr Traum auch richtig erfüllt — der Hans hatte sie abgeholt.

Wie der verschlafene Hans vor zwanzig Jahren ins Dorf zurückkam, elend, verwildert, mit verwirrtem Kopf, das ist einem Jeden bekannt, was er aber dreißig Jahre lang getrieben hat, wie er der Gefahr jener Nacht entgieng und auf welche Art er sich fristete, das weiß nur der dort droben, der Hans selber kann's nicht sagen, denn sein Verstand ist dahin. — Ihr wißt aber jetzt Alle, wie's ihm ergangen ist, daß er kein Schatzgräber und Teufelsbanner war, wie Ihr glaubt, sondern ein

braver redlicher Mensch, den nur seine Liebe ins Elend gestürzt hat; d'rum seid mitleidig mit ihm und spiegelt's Euch an seinem Schicksal, und hat a Dirndl einen braven Bub'n, so soll sie Gott danken und ihm die Hand geben und ihn nicht falsch machen durch Foppen und einfältiges Sprödetun, damit es ihr nicht auch ergeht wie der leichtfertigen Leni, die Gott trösten mag. Amen."

Also endigte Veit seine Erzählung; die Lichter waren weit hinabgebrannt und verbreiteten nur mehr eine schwache Helle in der weiten Stube, wo das fröhliche Geplauder der Hochzeitsgäste einem bangen Schweigen Platz gemacht hatte.

Da richteten sich unwillkürlich die Blicke Aller in die Ecke, wo der verschlafene Hans in seiner vorigen Stellung noch unbeweglich dasaß. Veit ging auf ihn zu und indem er ihm sachte auf die Achsel klopfte, sprach er: „Geh' Hans, geh' jetzt auch schlafen!" Der schlief aber schon gar fest und gut — die Engel des Herrn hatten ihn abgeholt in das Land der ewigen Ruhe.

„Liebe Nachbarn", sagte Veit mit schwer bekämpfter Rührung in feierlichem Tone, „der verschlafene Hans wird wohl jetzt bei seiner Leni sein — er hat's überstanden."

Die versunkene Stadt in der Gand.

Von St. Michael gegen Kaltern hin dehnt sich rechts von der Straße eine weite, durch einen Bergsturz mit Felsblöcken übersäete Fläche, darauf nichts wächst als Gras und wildes Gestrüppe; sie erstreckt sich hinauf bis an den Fuß der Mendel, wo die Eislöcher liegen und die Gegend rauh und gebirgig wird. Dort erheben sich einsam die nackten Mauern eines uralten Kirchleins „St. Georg auf der Gand“ genannt, dem Volksglauben nach das einzige noch stehende Gebäude von einer großen Stadt, welche seit undenkbaren Zeiten unter jenen Steinmassen verschüttet liege.

Vor etwa fünfzig Jahren saß an dieser Stelle ein Bauernmädchen aus Michael, ihre Kühe weidend. Es war gerade das Fest Mariä Verkündigung, wo die Schwalben wiederkehren und das Veilchen seinen duftigen Kelch entfaltet; ein blauer heiterer Frühlingshimmel lag mit stiller Feier ausgebreitet über den blühenden Gefilden und mit erbaulichem Klange hallten die Festglocken von St. Pauls und Girlan herauf in die einsame Gand.

Die Kleine hatte sich auf der Schwelle des Kirchleins gelagert und band sich einen Kranz aus bunten Märzblumen, die sie in ihrer Schürze gesammelt hatte; Bienen und goldschillernde Käfer summten lustig umher und eine frische Lenzluft strich durch's Gebüsche und säuselte um das niedrige Gemäuer des verödeten Gottestempels.

Plötzlich vernahm das Kind seltsame, wunderliebliche Töne, die aus der Tiefe der Erde zu dringen schienen und ein leises harmonisches Glockenspiel klang an sein Ohr. Die Kleine beugte ihr Köpfchen und lauschte mit süßem Schauer der sanften, klagenden Musik, die in weichen, unterbrochenen Akkorden vom Windhauch emporgetragen wurde. Von einer namenlosen Sehnsucht getrieben, warf sie ihr halbvollendetes Kränzlein hin und folgte mit zaghafter Neugierde den verlockenden Tönen; die zerstreut umherstehenden Felsstücke schienen sich zu bewegen und es bildete sich ein breiter Gang, durch welchen sie eine weite Strecke abwärts stieg, wobei es immer dunkler wurde, während das Glockenspiel stets heller und schmelzender ihr entgegentönte.

Kecker drang sie jetzt durch das unterirdische Labyrinth der verführerischen Musik nach; es öffnete sich ein breites Tor und wie mit einem Zauberschlage breitete sich eine große, prächtig erleuchtete Stadt vor ihren Blicken aus. Staunend sah sich die Kleine um, Palast an Palast, einer

großartiger als der andere tauchte empor, die Straßen waren pfeilgerade und mit blendend weißem Marmor gepflastert und die zahllosen Dächer schimmerten, als wären sie mit purlauterem Golde gedeckt. Auch große, geräumige Plätze taten sich auf mit den wundervollsten Bauwerken geschmückt und Gärten mit Blumen und Fruchtbäumen aller Art standen einladend dazwischen; statt dem Firmamente rauschte aber eine tiefblaue Flut über der Stadt und goldene, glänzende Fischlein funkelten darin anstatt der Sterne. Alle diese Herrlichkeiten lagen öde und verlassen da, keine menschliche Seele ließ sich blicken, nur das zauberische Glockenspiel hallte von Zeit zu Zeit von Kuppeln und Türmen, bald in leisen, klagenden Tönen, bald vollen rauschenden Akkorden.

Lange mochte das Mädchen hin und her geirrt sein durch die Straßen der versunkenen Stadt, ehe es seinen Rückweg fand; als die Mutter es gegen Abend aufsuchen ging, fand sie es fest eingeschlummert auf der Schwelle des Kirchleins sitzend, das halbgebundene Blumenkränzel lag daneben und die scheidende Sonne übergoß mit reichem Lichte die unschuldige Schläferin.

„Mein, was machst Du denn?" sagte das Weib, das Kind mit rauher Hand aufrüttelnd, „Du bist mir eine saubere Hüterin, auf die man sich verlassen kann!"

Die Kleine erwiderte aber, indem sie die Augen

weit öffnete: „Ach Mutter, es ist ja stockfinstere Nacht, warum laßt Ihr mich denn nicht schlafen?“

Das arme Kind war von dem Anblicke der unterirdischen Herrlichkeiten erblindet.

Noch lebt dieses Mädchen, jetzt freilich ein altes, blindes, gebrechliches Weib, das aber noch häufig ohne Führer in die einsame Gand hinaufsteigt, um dem wundervollen Glockenspiele zu lauschen aus der versunkenen Stadt.

Das Venediger-Männlein.

Von der Franzensſäule rechts, wenn man in die Salzberge geht, erhebt ſich ein mächtiger Gebirgskegel, „Der hohe Anlaß“ genannt. Der Berg iſt im Sommer mit dem üppigſten Grün bedeckt und bietet eine herrliche Weide für das Vieh; nebenbei erzählt man ſich aber allerlei von koſtbaren Erzen, die er in Fülle bergen ſoll und daß er mehr Gold und Edelſteine in ſeinem finſtern Schoße trage, als weiland König Salomo zu dem berühmten Tempelbau gebraucht habe, allein die Herrlichkeiten herauszubekommen, ſei eine ſehr ſchwierige Geſchichte, ein wahres Hexenkunſtſtück.

Es war an einem ſchönen, heitern Sommernachmittage, da lag Friedel, der Geißhirt von Thaur, gemächlich auf das weiche Moos hingeſtreckt, im Schatten eines mächtigen Zwergföhrenſtrauches; vor ihm ausgebreitet lag die prachtvolle Landſchaft im lieblichen Duft einer reichen Nachmittagsbeleuchtung und die Turmſpitzen der tief unter ihm liegenden Ortſchaften funkelten wie lauteres Gold im blendenden Sonnenſtrahl.

Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu, da krabbelte Etwas mühsam den steilen Gebirgssteig herauf und er gewahrte ein winziges Männlein, welches oftmals anstehend und hustend mit sichtlicher Anstrengung die Höhe zu gewinnen suchte, wo der Geishirt seine gemächliche Siesta hielt. Die Erscheinung war so fremdartig, so abenteuerlich, daß eine genauere Schilderung des angekommenen Gastes wohl am Platze sein mag.

Das Männlein trug ein schwarzes, abgestoßenes Samtwams, weite Hosen vom gleichen Stoffe und hochrote Strümpfe über die kurzen, mageren Beinchen; die Füße, das Ansehnlichste an der ganzen Gestalt, stacken in Schnabelschuhen mit riesigen silbernen Schnallen, den Kopf bedeckte ein kleiner, runder Filzhut und auf dem Rücken trug er ein seltsam geformtes Kästchen von braunem Zedernholz; ein kurzer Stab mit einem stählernen Griff in Form eines Hammers diente ihm zur Stütze; die ganze Figur vom Wirbel bis zur Sohle mochte kaum vier Fuß messen.

So kam das Männlein herangestolpert und die grauen spärlichen Haarlocken flatterten unheimlich um das bleiche abgemagerte Gesicht des seltsamen Fremdlings.

War nun auch die ganze Erscheinung eher geeignet, Lachen und Bedauern rege zu machen, als Furcht, so flößte der scharfe Blick und die äußerste Lebendigkeit und Klugheit, die aus den kleinen,

tiefliegenden Augen des Männleins leuchteten, doch wieder Respekt vor ihm ein und man vergaß wohl darüber seine komische Außenseite.

Als der angekommene Gast des Geißhirten ansichtig wurde, eilte er hastig auf ihn zu und indem er seine Sprachorgane durch Husten und Räuspern vorerst zu reinigen suchte, fragte er den erstaunten Knaben mit heiserer Stimme:

„Ist das Salzgebirg? wo ist hoher Anlaß? lauf ick schon halben Tag herum, kann nickt finden!“

„Da heißen wir's den hohen Anlaß“, sagte Friedel mit zutraulicher Miene indem er sich aufrichtete und sein Käpplein rückte, „wenn's ös nix weiter sucht's als den Berg, so habt's enker Sach schon g'funden.“

Dieser Bescheid schien dem Männlein sehr zu gefallen, es holte tief Athem und rieb sich vergnügt die Hände; dann stellte es seine Bürde ab und langte allerlei sonderbare Instrumente heraus, die es vor sich aufstellte; mit seinen lebhaften Augen aufmerksam im Kreise umherspähend, glaubte es endlich die rechte Stelle entdeckt zu haben, dort kniete es hin und schnitt mit seinem Messer ein Viereck in den Wasen, den es herauslüpfte, daß die Erde offen vor ihm lag.

Von dieser Erde, die eine auffallende rote Farbe hatte und sehr feucht schien, schöpfte es ein ansehnliches Quantum und formte kleine Kugeln daraus, die es wohlgefällig mit der Hand abwog

und als es ein Dutzend fertig hatte, schloß es sie sorgfältig in sein Kästchen, lüpfte es empor, ob es wohl imstande sein werde, die Last zu tragen und machte dann die Öffnung mit dem ausgehobenen Wasenstück so genau zu, daß es unmöglich war, die Stelle wieder zu erkennen. Zuletzt formte es von der wenigen zurückgebliebenen Erde noch einen Knödel, den es in sein Wams steckte, dann sagte es zum Friedl, der ihm stumm und verwundert zugesehen hatte:

„Lieber Knab'! willst Du mir maken einen Gefallen, ik will Dir was dafür geben?"

„Warum denn nit!" entgegnete dieser gutmütig. „Soll i Enk vielleicht dös Kraxl da über's Bergmahd abi tragen?"

Friedl schien dem Fremden aus der Seele gesprochen zu haben, denn er nickte vergnügt mit dem Kopfe und sagte hastig mit einem beifälligen Lächeln:

„Ah, Du sein braver Bub'! Du mir tragen die Last über den steilen Berg bis zum Alpenause und ick Dir dann geben einen guten Lohn!"

Friedl besann sich nicht lange, er hob das Kästchen auf die Schultern, das aber wohl doppelt so schwer war, als er vermutet hatte und schritt dann rüstig den jähen Abhang hinunter, gefolgt von dem sonderbaren Kleinen, der ihm mühsam nachkletterte. In einer kleinen Stunde hatten sie die Thaurer Sennhütte erreicht, wo Friedl seine

Bürde dem Fremden übergab, um zu seiner Herde zurückzukehren.

„Braver Bub! lieber Bub!“ sagte dieser zum Abschied indem er die Kugel aus dem Wams langte, die er zuletzt geformt hatte und sie dem Knaben überreichte:

„Da haben ein Andenken von mir, ist gut gezahlt, kein Kaiser so bezahlen und wenn ick nächstes Jahr wieder komme, Du wieder da sein, ick Dir dann mitnehmen, daß Du sehen große schöne Stadt mitten im Meer, auf der ganzen Welt keine solche Stadt sein; dieses Land auch schön, braves Land, viel Gold da, aber Leut blind, nickt viel Verstand, plagen sick um den Pfennig und schlafen auf Zekkinen!“

Mit diesem Geplauder nahm er von dem verblüfften Knaben Abschied und setzte in der bereits beginnenden Abenddämmerung seine Reise fort, während der gute Friedl meinte, ein ehrlicher Silbergroschen wäre ihm lieber gewesen, als diese Hexenkugel, die er nichtsdestoweniger in sein Ränzlein schob und dann eilends zu seiner Herde zurückkehrte.

Seit jenem Vorfall war schon manches Jahr verflossen und der kleine Geißhirt war ein stattlicher Bursche geworden; da kam er einmal zufällig mit einem Bergherrn von Hall von dem wunderlichen Abenteuer zu sprechen mit dem kleinen Männlein. Der Montanistiker wurde neugierig

und verlangte die Kugel zu sehen, die Friedel aufgehoben hatte und die mittlerweile so hart wie Stein geworden war. Schon die ungewöhnliche Schwere mußte dem Manne von Fach auffallen und als er sie einer näheren Prüfung unterwarf, zeigte es sich, daß sie zwei Dritteile reines Gold enthielt, mit dessen Erlös sich der über alle Maßen erstaunte und erfreute Friedl ein eigenes Anwesen kaufen konnte, denn er bekam für das Gold bei zweitausend Gulden aus dem Münzamte.

Es versteht sich von selbst, daß nun die eifrigsten Nachforschungen gepflogen und der halbe Berg unterminiert wurde; sei es aber, daß der Friedl die Stelle nicht mehr genau zu bezeichnen wußte, oder daß der reiche Bergsegen mittlerweile versunken war, alle Mühen und Kosten waren vergebens, kein Körnlein Gold kam zutage und der Gast aus der fernen Meeresstadt ließ sich auch nicht weiter blicken. Noch immer sagt man aber von Jemanden, der plötzlich aus unbekannter Ursache zu Vermögen gekommen ist, er müsse ein Venediger-Männlein an der Seite haben.

Der wilde Jürgl.

Die letzten Tage des Faschings waren herangekommen, als in heiterer aber frostiger Mondnacht ein abenteuerlicher Trupp durch das Dorf Zell marschierte und mit lautem Gejohle und Rumor die Leute aus dem Schlummer weckte.

Es war in der Tat ein seltsamer, wild-komischer Mummenschanz, Zigeunerleute mit geschwärzten Gesichtern in bunte Lappen gekleidet, welsche Bilderträger mit allerlei Tröbel, Musikanten mit Katzenorgeln und ähnliches Gesinde. — Einige trugen Stallaternen auf hohen Stangen voraus, um den Weg zu beleuchten und hinterher ritt auf vierschrötigem Ackergaul der Zuchtmeister, in eine zerfetzte Soldatenuniform gekleidet und mit Wort und Pritsche dem ärgsten Übermute gebietend.

Es war dieses ein sogenannter Klöcklerzug, ein noch heutigen Tages im Inn- und Zillertale, wie im angrenzenden Pinzgau üblicher Mummenschanz, wobei die jungen, faschingslustigen Burschen in den abenteuerlichsten Verkleidungen von Dorf zu Dorf ziehen, an den vermöglichern Bauern-

häusern anklöckeln und Käs und Branntwein heischen, der dann daheim im Wirtshause verjubelt wird.

Als der Zug die Mitte des Dorfes erreicht hatte, machte er Halt; ein großes Feuer wurde angefacht und der ganze Troß stellte sich darum im Kreise auf und stimmte den üblichen Zigeunerchor an:

„Lustig ist's Zigeunerleben,
Wenn's nur tut brav Geld abgeben,
In dem Wald ist uns're Freud,
Lustig wir Zigeunerleut'!

Wenn uns tut der Beutel z'lernen,
Lass'n wir unsr'e Taler wechslen,
Treiben uns're Zigeunerkunst,
Kriegen die Taler wieder umsunst!

Allweil fröhlich, froh und frei,
Trallalarum, trallarei,
In dem Wald ist uns're Freud,
Lustig wir Zigeunerleut'!"

Nach jeder Strophe sprang das ausgelassene Völkel wie besessen um das Feuer, heulend und schreiend:

„Rumplti, pumplti, rumplti pe,
Fladeri, taderi, fladeri te!"

Darauf wanderten sie von Türe zu Türe, klöckelten dreimal an jede Pforte und sagten ihren Bettelreim herunter:

„Schöne Bäurin, schöner Bauer!
Unser Schnaps ist alt und sauer,

Schenkt uns frischen Branntewein,
Dann lassen wir Euch schlafen fein!"

So wurde überall der Tribut erhoben, bis sie vor das Landgerichtsgebäude kamen; hier wurde der mutwillige Troß aber ganz still und mausig, und nur ein ganz leises Gewisper und Lachen ging in die Runde; nach einer Weile trat aber ein flinker, sauber gewachsener Bursche hervor und sang halblaut mit einem komischen Pathos:

„Da wohnt der Herr Richter —
pst! pst!
Tragt an Frack an langen,
Laßt'n hint' abi henken
Zun Angedenken!"

Mit gedämpfter Stimme fiel darauf der ganze Chor ein:

„Habt Acht! habt Acht! das ist das Haus,
Da schaut das G'richt zum Fenster 'raus,
Pst, pst, Respekt! pst, pst, Respekt!
Da ist's, wo man in's Loch uns steckt!

Das ist das Tor, das ist das Tor,
Da haust das Federfuchserchor,
Da gibt's nicht Wein, nicht Schnaps noch Bier —
Nur Tinten, Streusand und Papier!

Nur still, nur still, nur stat gemacht,
Damit das Landg'richt nit erwacht,
So lang das Landg'richt schlaft im Land,
Hat Unsereiner freien Stand!"

Nun zog sich der Trupp durch's Dorf hinaus und schlug die Straße nach dem nahe gelegenen Hippach ein. — Bei einem der letzten Meierhöfe außer Zell schlich sich aber Einer von der Gesellschaft unbemerkt vom Wege ab und als der letzte rote Lichtglanz der Laternen hinter der duftigen Erlenau verschwunden war, warf er seine Vermummung weg und wusch sich das berußte Gesicht am Brunnen rein, während er mit halblauter Stimme ein paar lustige Schnaderhüpfeln heruntersummte:

„Wenn da Mond so schön scheint,
Und 's ist glaselhoata,
Und a lebfrischer Bua
Braucht koa Gaßlloata!

Und fuchspassen tu i nit,
Ist ma viel z'kalt,
Pass' grad' auf a Füchsin —
Hat a an schön Balg!

Wie höher da Kirchturm,
Wie schöner das G'läut,
Und wie weiter zum Dirndal,
Wie baß daß mi g'freut,

Und i han's aft schon g'sehen
Im Kammal d'rin steh'n —
Groß ist's weiter nit,
Aber sakkerisch schön!

Dös almarisch Grasel
Wachst zuaha beim Stoan,
Und dös almarisch Dirndal
Kann gar so schön toan!

D'rum geht's bei sein Fenster
Die Nacht so laut zua,
Bald summen die Trummlen [1])
Bald schnaggelt da Bua!"

Gerade schlugs im Dorfe Elf, als er sich mit einem kecken Turnergriff am vorspringenden Übertill des Hauses emporschwang und leise an eines der Eckfenster pochte, während er mit der Zunge jenen eigentümlichen schnalzenden Laut hören ließ, womit die Burschen im Zillertale ihre Dirndln zu wecken pflegen bei ihren heimlichen nächtlichen Besuchen. — Es dauerte keine halbe Minute, so knarrte der Riegel und heraus guckte ein keckes Dirndl mit frischen Apfelwangen und lebhaften nußbraunen Schelmenaugen und hieß den nächtlichen Gast mit flüsternder Stimme willkommen.

„Aber Felix!" schalt sie, „was treibt Dich denn so spät noch ins Gaßl zu gehn bei solchem Frost und Schnee! Geh lieber heim hinter'n warmen Ofen und schlaf Deinen Dusel aus von der heutigen Maskeradi."

Der Bursche kehrte sich aber wenig an diese Worte und sagte ganz gravitätisch seinen Fensterspruch her:

---

[1]) Maultrommeln.

„I bin gangen über Stock und Stauden
Grad zu meiner schön Jungfrauen,
Hab mi nit lang b'sonnen und b'sunnen,
Ob's schneibt, oder ob scheint die Sunnen,
Ob a kuelwarmer Langeswind waht,
Oder ob's Stoan und Boan g'frieren tat,
Ja wenn a Nacht war schwarz wie die Tinten
Wollt i decht no 'n Weg daher finden:
Jetzt möcht' i nach Brauch und nach Sitten
Gar schön um an Nachttrunk Dich bitten,
Und krieg i dazua no an Schmatz,
So bist Du mei herzliebster Schatz!“

„Hör auf mit Deinem gefrorenen Gaßlreim!“ scherzte das Dirndl, indem es ihm ein volles Branntweinglas hinausreichte, das der durstige Liebhaber auf einen Zug leerte; „sag mir lieber was es Neues gibt — ich hör, es soll diesen Fastnachtsonntag Tanzmusik sein in Hippach; bist Du dabei?“

„Wenn's schöne Ursal auch hingeht,“ erwiderte er galant, „so bleibt der Dornauer Felix nicht hinten — wie man so hört, soll's kreuzlustig hergeh'n, gar von Finkenberg wollen die Bueben ihre Dirndln mitbringen und der flinke Jürgl von Holenzen wird den Tanz anführen.“

Bei Nennung dieses Namens überlief Ursals Gesicht ein dunkles Rot und sie spottete: „Nu ja, der muß freilich überall voran sein, wo ein Schwegel ruft und eine Zither klingelt, ohne den

Jürgel könnte man am Ende gar nicht mehr tanzen im Zillertal!"

„Hast Du was gegen den Menschen?" forschte der Felix.

„Ich kann ihn nicht aussteh'n!" äußerte sie mit großer Entschiedenheit, „der Allerwelt-Scharwenzel und Karessierer ist mir in die Seel' hinein zuwider!"

Fest und durchdringend blickte der Bursche die Dirne an, als wollte er in ihrem innersten Herzen lesen, was da geschrieben stehe, während er lachend hinwarf:

„Ich glaub', der Jürgl wird Dir nicht viel im Weg umgehen, der wird mit den andern Dirndln genug zu schaffen kriegen."

„Meinst Du?" entgegnete Ursal schnippisch, während sie sich mit ihren schneeweißen Zähnen auf ihre Rosenlippen biß und ihre Augen in einem seltsamen Glanze zu leuchten begannen; „wer weiß, vielleicht nimmt er sich doch noch Zeit, mit mir ein Tänzl zu versuchen!"

In diesem Augenblicke wurde in der angrenzenden Kammer ein Geräusch laut und das Dirndl flüsterte, einen Finger auf den Mund legend: „Mir scheint, es ist jemand wach worden da innen — Du mußt machen, daß Du weiter kommst, eh' man uns einen Possen spielt."

„Wie haben wirs also am Sonntag?" fragte er, während er sich zum Gehen anschickte, „ich

möchte den Leuten doch auch einmal dem Dornauer Felix sein bildsauberes Bräutl zeigen."

„Und ich will ihnen zeigen," spottete sie, „was der Felix für ein lappischer Bua ist, der sich ein Bräutl einbildet, bevor er ein's hat!" Damit drängte sie ihn lachend hinweg und schloß das Fenster zu.

Mit einem Sprunge war Felix auf der Erde und einen trotzigen Blick zurückwerfend eilte er die schneebelegte Straße entlang seinen vorangegangenen Genossen nach, während er in etwas getrübter Laune in die mondhelle Winternacht hinaus sang:

„Das Dirndal verlassen
Das kam mi hart an,
's ist gleim bei da Straßen, —
Denk alleweil d'ran;

Aber a g'spöttige Red
Ist a schlechter Abschied,
Und n' Dirndal ist's gleich,
Ob's oan grabt oder nit!

Geh leich ma dei Schlüssal
Zum Herzal durchschauen —
Du hast trübe Äuglein,
Ist Dir gar nit zu trauen!"

Die Nacht war unvergleichlich schön; der Reif auf Baum und Busch und die festgefrorene Schneedecke, in welche Berg und Tal gehüllt war, glitzerten

wie von Millionen Edelsteinen übersäet, und die gewaltigen Eisriesen Hinterzillertals, voran die romantische Ahornspitze mit ihren schimmernden Krystallwänden tauchten aus dem Nebeldufte empor und der Mond mit seinem Silberlichte spiegelte sich auf ihren blanken Eisschildern und schneestarrenden Kuppen.

Felix mochte kaum eine halbe Wegstunde zurückgelegt haben, als Fußtritte hinter ihm im Schnee knirschten und ein baumlanger, hagerer Mensch kam herangeschritten und grüßte ihn mit tiefer, rauh klingender Stimme:

„Guten Tag, Felix, oder eigentlich: gute Mitternacht; das freut mich, daß wir auch wieder einmal zusammenkommen, hätt' allerhand mit Dir zu heimgarten!“

„Ah der Pinzgauer Tonl auch noch am Wege!“ sagte Felix, indem er stehen blieb und seine Pfeife stopfte.

„Bei mir geht's Handwerk Tag und Nacht!“ entgegnete dieser, während er Feuer schlug und dem Felix geschäftig einen glimmenden Schwamm hinreichte, „haben wir nichts zu handeln? Ich hätte allerhand schöne Sachen bei mir, hübsche Ohrenringlen, Granatenschnür und seidene Brusttüchlen, wirst Deinem Dirndl doch einen Fastnachtkram kaufen, daß sie Dich nicht verkehrt? Du weißt wohl:

„Die Menschen sein nett
Wie z'Alm oben die Küa,
Wenn d'ihnen nix geust,
Gehn's wieder von Dia!"

Verächtlich schüttelte Felix den Kopf und einen gleichgiltigen Blick auf den glänzenden Trödel werfend, den der Händler im Mondschein vor ihm auskramte, murrte er:

„Wenn man die Treu mit solchem Plunder erkaufen müßt', dann möcht' die Lieb' bald auf die Rodel kommen und kein ehrlicher Mensch ihr mehr einen Glauben schenken. Geh, Tonl, pack ein mit Deinen sieben Sachen, das ist etwas für den Holenzer Jürgl, der jede Woche eine andere karessiert!"

„Dann wird er wohl an die Deinige auch einmal kommen!" stichelte der Händler, während er in seinem Krame hin- und herwühlte und endlich ein schönes blautafft'nes Busentuch hervorzog und dem spröden Kunden unter die Augen hielt: „da schau einmal das Tüchel an, müßt' das Deinem Dirndl nicht prächtig anstehen? ich hab', beim Luzifer! noch kein schöneres ins Tal hereingebracht, seit ich meinen mühseligen Handel treibe; glaub' mir, Kamerad, zu Zeiten mußt Du Dich mit so was einstellen bei einem jungen, putzsüchtigen Weibsmensch, wenn Du nicht gewarten willst, daß sie Dir einmal einen Hahn vor's Fenster stellt, wenn Du nachts zu ihr in den Heimgarten gehst."

„Dem wollt' ich schon die Federn ausrupfen!" warf der Felix trocken hin, während seine Augen zu leuchten begannen und sein Gesicht einen stolzen Ausdruck annahm: „mir sitzt nicht leicht einer vor's Fenster hin, und tut er's, so mag er Obacht geben, wie er herunterfliegt!"

„Ereif're Dich nur nicht!" hohnlachte der Händler, „ich weiß ja wohl, daß Deine Haagmeierschaft im ganzen G'richt anerkannt ist — die Buben dürfen ja nur Deine Schneidfeder sehen, so fallt ihnen allen mit einander das Herz in die Hosen — wer wird sich denn trauen, dem Dornauer Felix ins Gäu zu geh'n?"

Drohend runzelte der Gefoppte die Stirne, während er beide Hände in seinen Gurt steckte und eine trutzige Haltung annahm. „Willst mich stimmen, Tonl?" grollte er, „ich bin heute gerade aufgelegt zu einem Hosenlupf."

Es wäre schwer, den sarkastischen Ausdruck in Gesicht und Blick des Händlers zu beschreiben, als er die Ausforderung beantwortete.

„Bist ein frischer Bua und hast Deine sieben Teufel im Leib!" sagte er mit einem unerschütterlichen Phlegma, indem er ruhig seine Sachen zusammenpackte und in seinen Ranzen steckte; das Trutzigtun steht Dir so hübsch an wie der Hennen das Scharren, wenn sie den Geier spannt — bin auch einmal so gewesen, wo ich noch ein junger Lecker war, aber das ist schon lange her und jetzt

hab ich keine Freude mehr an dem kindischen Gerangg'l und Geschmeiß, wo doch nichts herauskommt als etwa eine lahme Haxen oder ein blaues Aug! — Ja, wenn Du wirklich Schneid' im Leib hast, so komm' einmal mit mir, wenn ich über's Brandenberg meine bairischen Waaren einschwärz in's Tirol oder wenn ich hinten in der Stillup und Floiten Adlernester ausklaub'; da kann Einer ernstlichen Mut beweisen, wenn er über'n schmalen Gangsteig seine zwei Zentner auf'm Rücken schleppt, während die Kugeln der Grenzjäger um seine Ohren singen, oder wenn er im Adlerhorst drein sitzt, ober und unter sich die kerzengerade Wand und die beiden Alten ihm unversehens auf den Hals kommen mit ihren scharfen Schnäbeln und Krallen, wie's mir auch schon passiert ist, und nicht g'rad einmal! — Schau her, das rechte Aug' da hat mir der Pfosten von einem bairischen Jäger ausgeputzt, der mich vielleicht für einen Spielhahn aug'schaut hat, weil ich ihm die Antwort schuldig blieben bin auf seinen Anruf — nu, er liegt dafür gut versorgt in einer Kluft am Totengraben und seine Angehörigen haben weiter keinen Vierer für sein Begräbnis auszugeben gebraucht — — und die Schramme da auf meiner Wange hat mir ein Jochgeier eingezeichnet mit seiner scharfen Klaue, den's verdrossen hat, daß ich ihm seine Jungen g'holt hab aus dem sichern Nest im Teufelsg'wänd! wenn Du einmal so viel

mitgemacht hast, Bürschel, wie ich, so wird Dir wohl auch nicht mehr um einen Hosenlupf zu tun sein!"

Bei dieser Eröffnung trat der Felix drei Schritte von dem Händler zurück und ihn ernst und scheu musternd vom Wirbel bis zur Sohle, brach er endlich mit Abscheu in Blick und Geberde heraus:

„So ist es also wirklich wahr, Tonl, was sich die Leute von Dir in die Ohren raunen, daß Menschenblut an Deinen Händen klebt?"

Ein Wetterstrahl in schwärzester Nacht konnte nicht greller sein als der Blitz, der bei diesen Worten aus des Händlers Auge flammte:

„So, so!" sagte er, indem er wild emporfuhr und mit seiner sehnigen Faust den schwer beschlagenen Gebirgsstock tief in den gefrorenen Boden stieß, „wenn Ihr Euch im puren Übermut und Weinrausch Nase und Ohren herunterbeißt und Löcher in den Sitz des gesunden Menschenverstandes schlagt, so hat keine Seele von Euch was dagegen einzuwenden, das ist in der Ordnung und schändet niemanden; wenn aber ein armer Teufel, seinem sauern und halsbrecherischen Beruf nachgehend, sein nacktes Leben verteidigt und das Wiedervergeltungsrecht übt an seinem Angreifer, so steht er als ein blutiger Mörder vor Euch da, dem jeder ehrliche Mensch den Rücken zudrehen muß!"

„Wir wollen über das nicht rechten," sagte Felix im Weitergehen, „aber wir zwei werden schwerlich je Freunde werden, seit ich einmal weiß, wen ich vor mir habe."

„Du kaufst das Tüchel nicht?" brummte der Händler.

„Nicht geschenkter möcht' ich's aus Deiner Hand!" versicherte Felix.

„Auch recht, dann nimmt's ein Anderer, deswegen nichts für ungut!"

Damit war die Unterhaltung plötzlich zu Ende und die Beiden schlenderten schweigend nebeneinander her — von Zeit zu Zeit traf aber das rollende, tiefliegende Auge des Händlers die schmucke, kräftige Gestalt seines Begleiters mit dem Ausdrucke finsteren Grolles und aufkeimender, unversöhnlicher Todfeindschaft.

Dieser Pinzgauer Tonl war ein recht unheimlicher, abenteuerlicher Geselle und von Straß weg bis Finkenberg und rückwärts in die Gerlos war seine lange, dürre Gestalt und sein einäugiges, verwittertes Gaunergesicht bekannt wie das schlechte Geld; aber niemand wußte genau zu sagen, wo er eigentlich seinen bleibenden Aufenthalt habe und was sein eigentliches Gewerbe sei.

Den eitlen Dirnen des Tales war er eine stets willkommene Erscheinung, denn er führte immer Sachen bei sich, die so recht in ihren Kram paßten,

und auch die jungen Burschen waren ihm nicht abgeneigt, denn er war ein wunderlicher Patron, zu Zeiten voll launiger Einfälle und Sprüche; dabei hatte er immer ein vorrätiges Geld, womit er diesem und jenem aus der Klemme half — freilich nur, um ihn früher oder später noch ärger hineinzusetzen, und wehe dem, der sich einmal zu tief mit ihm eingelassen hatte, der kam von Haus und Hof, ehe er sich's versah; denn in der Kunst, die Leute zu ruinieren, war der Tonl Meister.

Darum sahen ihn auch die gesetzteren, verständigeren Männer des Tales verächtlich über die Achsel an, sein finsteres Treiben wohl erkennend, und die alten Weiber behaupteten mit richtigem Instinkte geradezu: er wäre der Teufel selber oder mindestens sein Helfershelfer.

Als die Beiden endlich Hippach erreichten, hallte ihnen aus dem noch hell erleuchteten Wirtshause lautes Gejohle und Gläsergeklingel entgegen.

„Aha, da geht's noch lustig her!“ rief der Schwärzer, indem er seinen Hut schwenkte und einen gellenden Juhschrei hören ließ, „wo späte Vögel beieinander hocken, da gehört der Pinzgauer Tonl auch hin!“

Mit diesen Worten eilte er dem Wirtshause zu, während der Felix ihm langsam und zögernd folgte.

Drinnen in der qualmenden Zechstube saß ein

Dutzend stämmiger Gesellen, teilweise noch in ihren abenteuerlichen Vermummungen, um den runden Tisch her und verjubelten da den eroberten Klöckler-tribut. — Die Meisten waren vom übermäßig genossenen Branntwein schon arg angestochen und sangen mit heiseren, verstimmten Kehlen eben nicht die auferbaulichsten Reime ab, andere spielten das beliebte Ramsen und die vor ihnen liegenden Zwanziger und Kronentaler bewiesen, daß es nicht um lumpige Groschen ging.

Als die neuen Gäste eintraten, wurden sie mit lebhaftem Zuruf begrüßt und von allen Seiten brachte man ihnen die vollen Schnapsgläser zu:

„Aha, da kommt der Ausreißer auch noch zuweg!“ rief einer mit einem Faunengesichte: „sieh da, wie er sich sauber heruntergeputzt hat, damit er's Dirndl nicht rußig macht beim Abschmatzen — hab' schon g'hört, wie Du g'schnaggelt hast und wie's Fensterl 'gangen ist im Sillerhof — wenn schon der Ruß herunter ist, wirst Dich doch nicht weiß waschen vor unsern Augen!“

„Vater, wann gibst ma denn's Hoamatl?
Vater, wann laßt ma's denn schreiben?
's Dirndal wachst her als wie's Groamatl,
Ledig mag's a nimmer bleiben!“

sang ein anderer in schalkhaftem Tone, und die ganze Sippschaft fiel in ein laut schallendes Gelächter ein.

Ein bischen foppen muß sich ein Liebhaber schon gefallen lassen, das ist, mein' ich, überall in der Welt so der Brauch und im Zillertal macht man in diesem Punkte am allerwenigsten eine Ausnahme, und wenn der Felix gleich nicht zum besten aufgeräumt war, so schien er sich doch nicht viel daraus zu machen, sondern setzte sich lächelnd an den Tisch hin und tat seinen mutwilligen Genossen Bescheid.

Diese wurden aber immer kecker und anzüglicher und ein Spottg'sangl um's andere ging auf ihn los; endlich sang ihm Einer gar über den Tisch zu:

„Und Dei Dirndal ist schön,
Und es hat Bueben zween,
Und hat's g'nua nit an Oan —
Packet i z'sam und gang hoam!"

Das war nun doch mehr, als ein stolzes Noblerherz ertragen konnte, und zornig von seinem Sitz aufspringend, entgegnete Felix mit blitzenden Augen:

„A Dirndal in Zween z'haben
Das war ma viel z'schlecht,
Und wenn d' nit glei stat bist,
So wichs' i di recht!"

Trotzig gab der Ausforderer zurück:

„Wichsen! was war denn das?
Woaß nit was 's hoaßt —

Bist g'wiß recht oft g'wichst worden,
Weil Du 's so gut woaßt!"

Ein Dritter sang dazwischen:

„Vom Wichsen, vom Zuhau'n
Ist allweil die Red, —
Aber frisch anand' z' packen
Das trau'ts ös Enk net!"

Und wieder Einer hetzte:

„Wollt's einig sein, wollt's friedlich sein,
Müßt's wie d'Hennen beianander leben —
Wollt's aber zwoa frische Hähne sein,
Müßt's Enk a drei ummer geben!

Wer lustig will singen,
Muß lentig zuschlagen,
Wer Haagmair will sein,
Muß es decht amal wagen!"

Es ist nichts Seltenes, daß ein Robler, dessen Ruf einmal begründet ist, es unter seiner Würde erachtet, auf jede Stichelrede hin loszubrechen und mit dem Ersten, dem Besten, anzubinden; auch der Felix hatte bald wieder seine Fassung erobert und setzte sich mit einem kalten verächtlichen Blick nieder, als er seinen Ausforderer einmal ins Auge gefaßt hatte, der als ein stänksüchtiger, aber feiger Bursche bekannt war und jeden Sonn- und Feiertag regelmäßig seine Portion Schläge bekam und so schien bereits alles wieder friedlich beigelegt zu sein, als plötzlich unter den Spielenden Rumor

entstand; sie warfen ihre Karten durcheinander und einer von ihnen schrie:

„Du bist ein schlechter Betrüger, Jürgl, die Hand soll man Dir an den Tisch nageln — glaubst Du, Du hast's mit alte Weiber und blinde Hennen zu tun!"

Der Angeschuldigte, ein schlanker, saubergewachsener Mensch von hübschem, aber arg verschmitztem Äußern, schlug mit seiner Faust wild auf den Tisch hinein und polterte:

„Was, ein Betrüger bin ich! und das sagst Du mir, Karten-Martl, der Du doch im ganzen Revier bekannt bist, daß Du die welsche Kunst treibst und mit doppelte Finger hantierst!"

Nun ging erst die rechte Hetz los; die Mitspielenden stimmten dem Martl bei, daß der Jürgl geschwindelt habe und bald sah sich dieser von mehreren handfesten Gesellen bedrängt und angegriffen und retirierte mit einem kecken Sprung auf die Seite, während er sein Messer zog und sich rückenfrei zu machen suchte.

„Soll mir nur Einer nahe kommen," rief er, während seine Augen zu leuchten begannen wie die Pupillen einer Wildkatze, wenn sie in ihrem Schlupfwinkel angegriffen wird; „einem ehrlichen Menschen steh ich auf ehrliche Weise entgegen, aber Lumpen, wie Ihr seid, antwort' ich nur mehr mit Messerstichen."

„Reißt ihm's Messer aus der Hand und schlagt ihn nieder, den Schandkerl!" schrieen Alle wild durcheinander, und mit hoch erhobenen Stühlen und Bänken drangen sie auf den langsam Zurückweichenden ein; da trat aber unversehens der Felix zwischen die Streitenden, und die Angreifer mit unwiderstehlicher Kraft zurückdrängend, sagte er in ernstem, imponierenden Tone:

„Vier gegen Einen, das wär' doch eine Schande zurück, sag ich, und Du, Jürgl, steck' augenblicks Dein Messer ein — habt Ihr was gegen einander, so macht es mit den Fäusten aus, das Stechen soll aber nun und nimmer eingeführt werden in unserm freien, fröhlichen Zillertal!"

„Er hat Recht!" stimmten Alle bei, und die erhitzten Parteien begaben sich zur Ruhe; der Jürgl wechselte aber einen bedeutungsvollen Blick mit dem Pinzgauer Tonl, und die Beiden verließen miteinander die Zechstube und schlenderten in heimliches Gespräch vertieft gen Mayrhof hinauf.

„Heute hätten sie Dir bald das Federl samt dem Hütel heruntergetan!" lachte der Händler, während ein tückisch lauernder Blick aus seinem Auge seitwärts auf seinen Begleiter fiel.

„Du hast ihnen wohl wieder etliche Taler abgeschwindelt, weil sie gar so erpicht waren auf Dich, da — ich hätte allerlei hübsche Sachen zum verhandeln, aber wohlgemerkt, nur gegen bar Geld!"

„Ich hab' heute keinen Stern gehabt," entgegnete der Bursche mit einem verdrießlichen Gesicht. „Du mußt mir neue Kniffe lernen, Tonl, mit die alten richt ich nichts mehr aus — sie fangen an, mir scharf auf die Kappen zu gehen und der Martl hat wahre Luchsaugen! Sie haben mich heute ausgezogen wie eine Kirchenmaus."

„Bist und bleibst halt ein Pfuscher!" sagte der Schwärzer mit einem verächtlichen Achselzucken, während er wieder etwelchen Kram auszupacken begann; „schau her, das schöne Tüchl, das hätt' ich Dir um einen Spottpreis gegeben, aber borgen mag ich Dir nicht mehr — ist ohnehin kein Faden mehr an Dir, der mir nicht schon verschrieben und verpfändet wär'!"

Nachdenklich senkte der Andere den Kopf und pfiff halblaut die Melodie eines Trutzliedes vor sich hin, nach einer Weile platzte er aber heraus:

„Gib mir das Tüchel, ich will damit einen Fang machen; am Sonntag ist Tanzmusik in Hippach, und da kommt Felixens Dirndl, die schöne Ursal vom Sillerhof, auch hin, was gilts, wenn ich sie recht auf's Korn nimm, so pürsch ich sie dem Liebhaber vor der Nasen weg!"

Der Pinzgauer Tonl blieb einen Augenblick stehen und ein Strahl wilder Freude blitzte bei dem Vorschlage aus seinem Auge:

„Da hast Du's," rief er in heiterer Laune, „einem Burschen, wie Du bist, kann ich nichts ab-

schlagen, und ist das Dirndl einmal Dein, so wird der Alte wohl blechen müssen — aber der Felix wird freilich ein grimmiges Gesicht dazu schneiden, der ist g'rad der Mensch nicht, der sich so mir nichts dir nichts auf die Seite schieben läßt!"

„Da lass' nur mich machen," sagte der Jürgl in zuversichtlichem Tone, „wenn er auch stark und trotzig ist wie ein Bär, so bin ich schlau und findig wie ein Fuchs — bevor nicht die Glocken zum Kirchgang läuten, soll er gar nicht spannen, daß er einen Nebenbuhler hat."

Unter diesem Gespräche waren die beiden an einem Kreuzwege angelangt, allwo sie sich von einander verabschiedeten; der Jürgl bog links nach Holenzen ein und der Schwärzer schritt mit langen Beinen den beschneiten Gangsteig hinan, der nach Finkenberg führt.

Wer am darauffolgenden Fastnachtsonntag ins Wirtshaus nach Hippach kam, der hatte allda Gelegenheit, die Blüte der ganzen Taljugend in ihrer malerischen Nationaltracht versammelt zu sehen und ihre Behendigkeit im Tanze zu bewundern.

Unter allen den hübschen Dirnen leuchtete aber die Ursal vom Sillerhof hervon wie die Rose unter den andern Gartenblumen, und wenn der flinke Jürgl mit ihr tanzte, der ihr heute beson=

dere Aufmerksamkeit bezeigte, so war es ein Paar, daß man in Wahrheit kein schöneres malen konnte, und ihre anmutigen Bewegungen und des gewandten Tänzers Sprünge entzückten alle Zuschauer.

Der Felix schwamm in stolzem Hochgefühle, als er sein Dirndl so bewundert und gefeiert sah und er selbst führte Ursal öfters dem Jürgl zum Tanze zu, ohne die mindeste Eifersucht zu verraten, denn es gewährte ihm ein wahres Vergnügen,, sein Schätzel sich so recht wacker herumdrehen zu sehen mit dem geschicktesten Tänzer des ganzen Tales.

Der Jürgl war aber nicht nur ein vollendeter Meister im Tanze, sondern auch in der Kunst, flugs und unvermerkt sich einzustehlen in leicht verwahrte Mädchenherzen und sich so recht breit darin festzusetzen, und als die Paare am frühen Morgen auseinandergingen, erhielt der „Allerwelt-Scherwenzler“ und „Karessierer“ von der schönen meineidigen Ursal einen warmen Händedruck, und beim nächsten Kirchengang trug sie das blauseidene Busentuch, das der Felix zu erhandeln verschmäht hatte. — Und so hatte der Pinzgauer Tonl doch Recht gehabt mit seiner Prophezeiung, daß sie ihm noch einen Hahn vors Fenster setzen werde!

Kann es in der Welt noch einen reineren, Körper und Gemüt erfrischenden Genuß geben, als an einem heiteren Sommermorgen auf der dämmernden Kuppe irgend eines Berges zu lagern und die würzigen Alpenlüfte einzuatmen mit vollen Zügen? — Und wenn dann die Sonne emportaucht über die endlosen Gefilde, wenn die Nebel weichen und die stolzen Gebilde der Gletscher hervortreten in schillernder Farbenpracht, gleicht dann die ganze Natur nicht einem großen hehren Gottestempel, durch welchen der erwachende Gesang der Waldvöglein hallt wie seliger Friedenschor der Cherubim?

Nur in die Brust so manches Menschen kehrt kein Friede mehr ein, die Sonne mag noch so golden vom blauen Himmel niederscheinen, ihr Strahl dringt nicht in die Nacht seines Busens und der fromme, beseligende Klang jener Lieder verrauscht im Sturme der Leidenschaften, der da innen tobt und gährt!

Es war gerade so an einem herrlichen Junimorgen, als unter der letzten Kuppe der hohen Ahornspitze am Rande der schwindelnden Abhänge, welche die Älpler und Jäger recht bezeichnend die Himmelsmauer heißen, ein paar Männer lagerten, mit Ungeduld wie es schien, den Aufgang der Sonne erwartend. — Sie waren mit Fußeisen und derben Gebirgsstöcken bewaffnet und ein langes Seil, dessen eines Ende sorglich über dem

Abgrunde von ihnen befestigt wurde deutete an, daß es auf ein abenteuerliches und waghalsiges Unternehmen abgesehen sein mochte.

Die Beiden waren der Pinzgauer Tonl und der Jürgl von Holenzen, welche da heraufgestiegen waren, um einen Adlerhorst auszunehmen, eine bei den Berglern sehr beliebte, aber äußerst kitzliche Jagd und sie warteten nur auf den Ausflug der beiden Alten, um ihr gefährliches Wagstück auszuführen.

„Aha — jetzt sind sie auf“ wispelte der Schwärzer seinem Gefährten zu, indem er mit seinem Finger auf die majestätischen Vögel wies, die in kühnem Schwunge sich aus ihrem Neste erhoben hatten und mit sausendem Flügelschlage stolze Kreise beschreibend hoch in die blaue Morgenluft emporstiegen. „Jetzt ist's an der Zeit — wer soll hinunter?“

In diesem Augenblicke führte der Zufall oder das Verhängniß einen Dritten herbei, um Zeuge oder Teilnehmer dieses halsbrecherischen Unternehmens zu sein; es war der Dornauer Felix, der den Bürschstutzen über'm Rücken und einen erlegten Spielhahn an der Seite, von der schmalen Kante des Berges herunterstieg, und ihnen schon von ferne zurief, sie möchten einen Augenblick verziehen, damit er auch mithelfen könne bei dem lustigen Fang. — Als der Tonl den unerwarteten Gast gewahrte, verfinsterte sich sein Gesicht gleich

der Kuppe des Hochgebirges, wenn sich schwarzes Wettergewölke darauf lagert — bald aber zuckte ein Blitz grimmer teuflischer Freude darüber hin, und sein Auge leuchtete wie eine Schwefelflamme unter den dichten, buschigen Brauen, die es umnachteten.

Den Finger bedeutsam auf den Mund legend, flüsterte er dem Herannahenden mit halblauter Stimme zu:

„Du kommst ja wie gerufen, Felix, jetzt kannst gerade einmal ein Probestück ablegen und zeigen, wie es mit Deiner Kuraschi bestellt ist: willst Du die Adler heraufholen? Wir teilen uns dann in den Fang.“

„Reicht das Seil und habt Ihr's ordentlich festgemacht?“ fragte der arglose Mensch, indem er Hut, Gewehr und Jacke bei Seite legte und die schweren Schuhe von den Füßen streifte.

„Alles in der schönsten Ordnung“, bekräftigte der Schwärzer.

„Dann nur frisch an's Werk, so eine Luftfahrt ist mir gerade nichts Neues mehr.“

Mit diesen Worten befestigte er das Ende des Strikes um seine Lende und trat an den Rand des Abgrundes.

„Laßt mich fein stat hinunter“, empfahl er noch den Beiden, „bis ich pfeife, dann haltet fest — beim zweiten Pfiff windet mich aber hurtig wieder in die Höh'.“

Bald darauf schwebte er über das senkrechte, fast überhängende Gewände hinunter; scharf und schneidend drang das erste Signal aus der schaurigen Tiefe empor und die oben wanden das Ende des Seiles doppelt um den eingerammelten Pflock.

Da begegnen sich die Blicke der Harrenden und ein und derselbe Gedanke, schwärzer als wie die schwärzeste Nacht, schien in Beider Seele herauf zu dämmern und aus ihren Augen zu leuchten.

„Schau doch den verwegenen Kerl da", sagte der Jürgl, indem er sich hinausbeugte über die jähe Wand und einen forschenden Blick in die endlose Tiefe warf, „jetzt ist er gar herausgeschlofen aus dem Stricke und zur Brut ins Loch gekrochen, jetzt könnt' man ihn schön sitzen lassen in der Tinten."

„Und was besinnst Du Dich denn?" entgegnete der Schwärzer mit rauher Stimme, „bessere Gelegenheit einen lästigen Nebenbuhler los zu werden, kannst Du keine mehr finden, als diese."

Der Jürgl fuhr sich mit der Hand über die Stirne und starrte wie in finstere Zweifel befangen vor sich hin. „Wahr ist's, äußerte er endlich mit gedehnter Stimme, „so lange der da unten mir im Wege steht, komm ich mit der Heirat nicht ins Reine. Bald sagt die Urschel ja, bald nein, wenn ich von ihr verlange, sie soll ihm einmal gerade und deutsch den Abschied geben und

der Alte hat ohnehin seinen Narren an ihm gefressen; was ist da zu tun?"

„So mach doch nur hurtig und frag nicht lang in drei T*** Namen!" drängte der Tonl, verstehst Du denn nicht, aufziehen sollst Du, eh's zu spät wird!"

Mit eiliger zitternder Faust wickelte nun der feige, nichtswürdige Mensch das Seil empor und im selben Momente drang ein zweiter gellender Pfiff herauf, wie dringender Notruf die Lüfte durchschneidend.

„Kanst lange pfeifen, höhnte der Händler, indem er sich aufmachte und den Genossen seiner schwarzen Tat mit sich fortzog, dem die Knie schlotterten und das Gesicht erbleichte, „dort kommen schon die Alten zurück, die werden bald Feierabend machen mit dem ungefiederten Besucher, — wird weiter kein Hahn mehr um ihn krähen."

Noch einmal schien den Jürgl der schändliche Verrat zu gereuen, als ein wilder Schrei der Verzweiflung und das zornige Gekreisch der Raubvögel von unten herauf hallte; er blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und seinen Gefährten finster und mißtrauisch anblickend, murrte er:

„Einen Menschen so im Pech zu lassen ist doch beinahe himmelschreiend — mir scheint, Du hast etwas Apartes gegen den Felix, weil Du gar so auf sein Verderben versessen bist?"

„Hennenherz!“ polterte der Schwärzer heraus, während er in eine freche Lache ausbrach, „gereut's Dich schon wieder, daß ein Widerpart versorgt ist? Wirst's nicht mehr ändern mit dem besten Willen, denn sie haben ihn schon wacker in der Arbeit, wie ich merke — was meine Person anbelangt, so hab' ich was mit ihm zu verrechnen gehabt, was ich Dir nicht auf die Nase binden will; ich hab' mich überzeugt, daß es nicht gut ist, wenn man zu offenherzig ist gegen die Leut.“

Am östlichen Abhange der Ahornspitze, hart am „Köös'“ man heißt es da „auf der Vollschneide“ — liegt eine einsame Schafalpe. — Da vergeht oft ein ganzer Sommer, daß kein Besuch vom Tale heraufkommt und der Schäfer führt hier ein abgeschlosseneres Leben, als der Karthäuser in seiner Klause — seine Lämmer, der Geier und der Adler, die hoch in den Lüften um seine Hütte kreisen, und Donner, Hagel und Gewittersturm, die hier am ärgsten hausen, sind seine einzige Gesellschaft.

Tief unten begann es bereits zu dunkeln und vom einsamen Kirchlein von der Au hallte der fromme Ton der Betglocke herauf über die träumenden Wipfel des Hochwaldes; veilchenblauer Höhenrauch lagerte sich am Fuß des Gletscher, auf deren scharfen Kanten die scheinende Sonne weilte mit

warmer Glut, während flammende Abendwölklein darüber segelten, sorglose Schiffer im weiten Meere der Unendlichkeit. Der alte Blasig saß gerade heraußen vor seiner Tür, mit dem ruhigen kühlen Gemüte eines Naturphilosophen seinen Knaster kauend, als eine wilde, seltsame Gestalt sich nahte, die einen minder nüchternen und beherzten Menschen wohl in Angst und Grauen versetzen mögen. Es war ein Mensch in zerfetzten Kleidern, ohne Hut und Fußbekleidung; wild flatterten ihm die Haare um das totblasse bluttriefende Gesicht und die Augen standen ihm weit hervor und hatten einen stieren, entsetzlichen Ausdruck.

Als er die Schäferei erreicht hatte, warf er sich keuchend und atemlos auf die Erde hin und stöhnte mit letzter Anstrengung aus totwunder Brust:

„Wasser — um's Himmelswillen, nur einen Trunk Wasser!“

„Jesus Maria! was ist den geschehen?“ rief der Schäfer, während er eilig seinen Krug am nahen Brunnen füllte; „Mensch, Du schaust ja aus, als wenn Du mit dem Satan gerauft hättest, was ist Dir denn widerfahren?“

Der Verwundete tat einen langen, gierigen Zug, dann hoch aufatmend stammelte er:

„Hab' ein Adlernest ausnehmen wollen an der Himmelswand und derweil ich im Horst war, hat eine höllische Hand das Seil verschleppt — die

Alten haben mich hernach so fürchterlich zugerichtet, daß ich Zeit meines Lebens ihre Fänge an Gesicht und Körper herumtragen werde."

„Und wie bist du denn heruntergekommen von der Wand?" forschte der Blasig; „mußt ja selbst Adlerflügel gehabt haben, um lebendig den Boden zu erreichen."

„Das weiß ich wahrhaftig nicht mehr," stammelte der Verwundete, „ich glaub', ich bin durch eine Kluft im Felsen geschloffen und hinter'm Berg an's Licht gekrochen."

Nach diesen mühselig hervorgepreßten Worten fiel er in eine tiefe Ohnmacht und der mitleidige Schäfer hob den Verunglückten auf und trug ihn hinein auf sein Strohlager, allwo er seine zahllosen und tiefen Wunden auswusch und bestmöglichst verband.

Drunten im Tale verbreitete sich mittlerweilen das Gerücht, der Dornauer Felix sei auf und davon gegangen, weil die schöne Ursal vom Sillerhof ihm die Treu gebrochen und mit dem Jürgl von Holenzen angebandelt habe; keine Seele hatte eine Ahnung von der schwarzen Tat, deren Opfer der arme Bursche geworden war. Etliche Wochen gab die Dirne ihrem neuen Liebhaber ein heimliches Stelldichein auf einem abgelegenen Platzl der Zillerau, denn der Jürgl durfte sich seit einiger Zeit gar nicht mehr im Hause ihres Vaters sehen lassen,

der seine Antipathie gegen ihn hatte und ihm vom Grunde des Herzens abhold war.

Der Bursche sah heute ungewöhnlich blaß und verstört d'rein und auch das Dirndl hatte ein getrübtes Auge und die Frische ihrer Wangen war um ein Merkliches verblichen.

„Und ich beschwöre Dir's, der Felix kommt nicht wieder!“ sagte er in ungeduldigem leidenschaftlichen Tone, „wirst also doch nicht mehr lange zaudern und wählen, und Dich hin und her besinnen, die Leute munkeln so schon Allerlei, mich wirst Du aber nicht lange um die Nase herumziehen wie den einfältigen Felix, da steh ich Dir gut dafür!“

„O hätt' ich ihn nur behalten, vielleicht wär' ich besser daran“, murmelte Ursal zwischen den Zähnen, sich schnell besinnend äußerte sie aber in entschiedenem Ton: „Ich bin zu Zeiten ein recht leichtfertiges, wetterwendisches Ding, aber ich hab' auch meine festen Seiten — kannst du mir den Beweis liefern, daß der Felix fort ist und nicht wieder kommt?

„Stumm und finster stand der Jürgl eine Weile da, dann griff er plötzlich wieder in seine Brusttasche, und eine schöne gekrümmte Birkenhahnfeder hervorlangend und sie der Ursal hinreichend, fragte er: „Kennst Du die Feder und kannst Du's glauben, daß sie in meiner Hand wäre, wenn der Felix noch leben tät?“

Die Dirne erblaßte bis in den Mund hinein, als sie das Wahrzeichen erblickte und mit zitternder Stimme flüsterte sie: „So ist er am Ende gar tot?“

„Wir haben uns wo zusammenbestellt,“ entgegnete achselzuckend der lügnerische Bube „und da hab' ich halt die Oberhand behalten — jetzt liegt er weit hinten in den Zillergründen in einer Felskluft begraben, wo ihn gewiß Niemand suchen oder auffinden wird.“

„Also wirklich tot!“ flüsterte Ursal mit einem schweren Seufzer und eine Träne stahl sich aus ihren Augen und rollte über das Busentuch hinab, dann aber sich schnell besinnend und dem Jürgl ihre Hand hinreichend, sagte sie mit stolzer Resignation: „Da hast Du mich, kannst jetzt machen mit mir was Du willst.“

Es war schon ziemlich spät im Jahre geworden, und der Wind pfiff zu Zeiten recht rauh und unlustig um's niedere Dach der Schafalm oben am Ahorn. Der alte Blasig rüstete sich allgemach zur Heimfahrt und war soeben beschäftigt seine Lämmer zu scheeren, während sein Gast ihm stumm zur Seite saß und mit trüben Blicken in das neblichte Tal hinunter starrte. Wer hätte aber in ihm den hübschen, stattlichen Felix wieder erkannt? Wohl waren die klaffenden Wunden geschlossen und verharrscht unter

der sorgsamen und kundigen Hand seines Pflegers, aber das männlich schöne blühende Gesicht war nun von breiten häßlichen Narben furchtbar zerrissen, ein dunkler wirrer Vollbart umschattete das sonst so sauber geschorene Kinn und die Haare des kaum dreißigjährigen Mannes hatte eine zwölfstündige Todesangst mit zahllosen, schneeweißen Eindringlingen untermengt.

Da erschien ein Besuch aus dem untern Tale, der erste in diesem Jahre; es war ein Bauer aus Zell, der heraufgekommen war, um Wolle und Schafkäse zu erhandeln und der brachte allerlei Neuigkeiten mit.

„Ja, morgen haben wir ein lustiges Fest bei uns," erzählte er unter Anderem mit wichtiger Miene, „der Jürgl von Holenzen heiratet die schöne und reiche Ursal vom Sillerhof; das wird eine laute Hochzeit werden!"

„Was, der alte Sillhöfler wirft sein Mädel dem liederlichen Menschen an den Hals?" eiferte der Blasig.

„Wird wohl müssen!" lachte der Andere, „er hat keine Wahl mehr, wenn er nicht Schande und Spott erleben will mit dem Dirndl; der schlaue Jürgl hatt sich fest dabei angemacht und da heißt's halt ein Aug' zudrücken und von zwei Übeln das kleinere wählen!"

Der Felix war während dieser Unterredung abwechselnd blaß und rot geworden und ein ge-

waltiger Sturm schien in seiner Brust zu toben; als der Gast sich entfernt hatte, trat er zum Blasig hin, bot ihm die Hand und sagte mit weicher Stimme: „B'hüt Dich Gott, Alter! Der liebe Himmel soll Dir's vergelten, was Du an mir getan hast, obwohl's vielleicht g'scheider g'wesen wär', wenn Du mich meinem Schicksal überlassen hättest; jetzt will ich Dir aber nimmer zur Last sein und schauen, ob ich irgendwo einen Winkel finden kann, wo mir kein Menscheng'sicht mehr unter die Augen kommt, denn außer Dir hab' ich mehr wahrhaftig Ehrlichkeit und Barmherzigkeit bei Wölf' und Bären g'funden, als bei den Leuten!"

„Ich will nicht weiter in Dich dringen," entgegnete kopfschüttelnd der Schäfer, „Dir ist einmal etwas Ungewöhnliches zugestoßen, was Dich mit der ganzen Welt über's Kreuz gebracht hat; nur soviel will ich Dir sagen, daß mein Häusel im Sondergrund Dir zu allen Zeiten offen steht und daß ich gern 's letzte Bröckl Brot mit Dir teilen will, wenn Du bei mir bleiben und deine Tage bei mir zubringen willst."

Stumm aber herzlich schüttelte Felix dem einzigen Freunde in seiner Verlassenheit die Hand, dann nahm er seinen Stock, drückte tief den Hut in die Stirne und wanderte hinaus durch die trübe, herbstelnde Alpenlandschaft, ohne Ziel und Richtung, gleich dem Schiffe, dessen Maste der Blitz zerschmettert, dessen Steuer der Sturm ge=

brochen hatte — Ursals Treulosigkeit drückte ihm schier das Herz ab.

Jahre waren verflossen und der Felix war längst verschollen und vergessen — keine Seele im Tale tat mehr eine Erwähnung von ihm. — Seit Ursals Vermählung mit dem Jürgl hatte sich in deren Schicksal auch manches geändert; der Mensch zeigte sich bald in seiner eigentlichen Gestalt, treulos, tückisch und liederlich, von verworfenster Gemütsart und als der alte Sillerhöfler das Zeitliche gesegnet und nicht die Tochter, sondern ihre beide Kinder zu Universalerben eingesetzt hatte, faßte er einen wilden Groll gegen sein Weib und mißhandelte sie auf jede Weise. — Sie trug ihr hartes Loos mit der traurigen Resignation einer Büßenden, welche darin eine Geisel Gottes erblickt, eine wohlverdiente Züchtigung für frühere Vergehen und Sünden.

Wieder begegnen uns zwei bekannte Gestalten aus unserer Erzählung. Am Hohensteg, der innerhalb Mayerhofen über die wildschäumende Ziller führt, weilte im dämmernden Zwielichte der Pinzgauer Tonl im heftigen Zwiegespräche mit Ursals Mann, — Es war ein stürmischer Dezemberabend; grimmig kalt strich der Wind von der Stillupe herüber und trieb dichte Wolken eisiger Flocken vor sich her, daß man nicht drei Schritte

vor sich sehen konnte, und der Ton der Vesperglocke von Mayerhofen erstarb im wildem Aufruhr der Natur.

Der Schwärzer hatte eine schwere Last auf dem Rücken und schien Eile zu haben, der Jürgl stand finster und verdrossen da und befand sich offenbar mit ihm und sich selber im Zwiespalte.

„Und ich will einmal bezahlt sein!“ polterte der Erstere, während er trotzig seinen Sack in den Schnee stieß, „morgen schick ich Dir's G'richt ins Haus und laß dich ohne Gnad und Barmherzigkeit auf die Gasse werfen, ich hab' jetzt lang Geduld gehabt mit Dir.“

„So, so,“ grollte der Andere, „ist das dein letztes Wort — so haben die Leut' also doch nicht Unrecht, wenn sie von dir behaupten, daß du Jeden bei Putz und Stingel verdirbst, der sich mit Dir abgiebt; aber wart nur! Ich will Dir wenigstens den Korb so hoch hängen, als ich kann, wenn's zum Äußersten kommen muß!“

„Das Gericht wird Dich schon mürb machen!“ hohnlachte der Schwärzer, und ohne den Gefährten so mancher finstern Tat noch einer Silbe zu würdigen, verfolgte er den schmalen Gangsteig, welcher hart über den jähen Geländen des Baches nach den hintern Zillergründen führt, während der Andere in seinem Innersten zerfahren und voll schwanker, unheimlicher Gedanken im wüsten Gehirn den Heimweg einschlug.

Als der Händler, mit seiner schweren Bürde auf dem Rücken, keuchend um eine scharfe Ecke lenkte, wo der Pfad am schmalsten wird und fast abschüssig um einen überhängenden Felsenvorsprung biegt, gewahrte er im grauen Dämmerlichte des Abends eine ernste finstere Gestalt, welche unbeweglich dastehend ihm den Weg verrannte.

„Platz da, Landsmann!“ schnauzte ihn der Schwärzer an, aber sein Gesicht wurde fahl wie die Wand, als der Unbekannte ihm sein benarbtes Antlitz zukehrte und seine Füße begannen zu schlottern und ihm den Dienst zu versagen.

„Für Dich gibts keinen Platz neben mir, Toni,“ sagte der Andere mit furchtbarer Stimme und streckte drohend seinen Arm gegen ihn aus.

Da packte den grauen Schurken Schwindel und Entsetzen, er glaubte einen Geist vor sich zu sehen, der gekommen war, seine Rache an ihm zu nehmen für den verübten Frevel; die Beine brachen ihm zusammen und mit einem wilden, gräßlichen Angstschrei stürzte er kopfüber in die Tiefe, und der reißende Bergstrom verschlang seinen zerschellten Körper.

„Den hat Gott gerichtet!“ murmelte Felix mit innerlichem Grauen; „wo er ins Gericht geht, mag die rächende Hand des Menschen ruhen.“

Langsam und mit beklommenem Herzen schritt er weiter dem Laufe des Baches folgend; ein heißer, innerer Drang trieb ihn, noch einmal nach

so langer Zeit das Grab seiner Eltern, die frohe Wohnstätte seiner Jugend zu besuchen, ehe er der Heimat für immer den Rücken kehren wollte.

Es mochte bereits auf Elf gehen; der Wintersturm hatte sich etwas gelegt und der Schnee fiel in großen Flocken nieder, als mächtige Feuersglut den Himmel rötete und die Sturmglocken im Tale die Bewohner des Weilers Holenzen aus dem Schlummer rüttelten: Jürgl's Haus stand in lichten Flammen, das Gesinde lief verwirrt und ratlos durcheinander und sein Weib stürzte soeben im Nachtkleide, ihr älteres Kind auf den Armen, aus der rauchenden Türe. — „Rettet, rettet das Vinzenzl!" jammerte sie mit herzzerreißender Stimme und wies auf ein Eckfenster im ersten Geschoß, aus welchem bereits schwarze Rauchwolken qualmten, mit glimmenden Funken vermengt — aber ihr Hilferuf verhallte unbeachtet im allgemeinen Tumult. — Im selben Augenblick stürzte ein fremder, wild aussehender Mann durch die offene Tür in das brennende Haus und eilte durch Glut und Trümmer die Stiege hinan der Kammer zu, aus welcher das schwache Wehgeschrei eines Kindes ihm entgegenhallte. Er stieß die Tür auf — da saß das Knäblein aufrecht in seiner Wiege, die Hände verlangend nach dem Retter ausstreckend, während züngelnde Flammen bereits an seinem Bettzeug leckten und rechts und links glimmendes Gebälke herunterstürzte und Rauch und Hitze auf erstickende

Weise überhand nahmen. — Der Helfer in der Not war Felix! Mit einem edlen Hochgefühl hob er das Kind seines Todfeindes empor an seine Brust — war's ja auch ihr Kind, die er so unendlich geliebt hatte und trotz ihrem Verrate noch immer lieben mußte, und als der unschuldige Kleine die Arme um seinen Hals schlang und das krauslockige Köpfchen an seinem narbenvollen Gesichte barg, war es ihm das süßeste Sühnopfer für alle die erlittene Unbild, und alle Bitterkeit, aller Haß waren in diesem Momente in seiner edlen Brust erloschen.

Mit hochklopfendem Herzen, die teure Last fest an sich drückend, eilte er durch ein wahres Feuermeer zurück, und die Engel des Himmels bewahrten sein Haupt vor den niederbrechenden Balken und Trümmern und führten ihn unversehrt hinaus ins Freie.

Im seligsten Entzücken stürzte die Mutter über das gerettete Kind, ihre Wangen wurden aber bleicher als der Schnee und die Knie brachen ihr zusammen, als der Felix ihr leise zuflüsterte: „Sieh her, Ursal, durch mich schickt der Himmel Dir Dein Söhnlein wieder."

Vernichtet sank sie zu seinen Füßen hin — als sie aber wieder emporsah, war er spurlos verschwunden — keine Seele im Tale hat ihn je wieder erblickt!

In den nächstfolgenden Tagen warf die Ziller unterhalb Hippach zwei entseelte Körper an den Strand, in denen man bald die Leichen des Schwärzers Tonl und seines Genossen, des lüderlichen Jürgl von Holenzen, erkannte. Der letztere war zweifelsohne selbst in den Bach gesprungen, um sein elendes Dasein zu enden, nachdem er noch im letzten Momente seines Lebens mit fluchwürdiger Hand das Dach über dem Haupte seines Weibes und seiner unschuldigen Kindlein niedergebrannt hatte!

Ursal, die noch immer hübsche, begehrenswerte Witwe, um die sich noch mancher Freier bewarb, beschloß ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit und widmete manch' sehnsüchtigen Gedanken, manche heimliche Träne ihrem ersten und wohl auch im Grunde ihres Herzens einzig Geliebten — dem verschollenen Felix.

Wer aber keine Ruhe im Grabe finden konnte, das war der lüderliche, gottvergessene Jürgl: in finstern Winternächten, wenn Sturm und Schneegestöber am ärgsten hausen und kein Hund im Freien verweilen kann, irrt er, ein trauriges, unheilverkündendes Gespenst, durch das Tal und schreckt die friedlichen Bewohner mit seinem wilden Klageruf aus dem Schlummer.

Wo immer sich sein verzerrtes Totenantlitz hinwendet mit den weit hervorstehenden starren Augen und den nassen, straff herunterhängenden Haaren

(wie man ihn einst hingeschwemmt fand am Ufer der Ziller) kehrt irgend ein Unglück ein in kurzer Frist und mancher verspätete Wanderer, der dem Unheimlichen auf seinem Wege begegnete, wurde von ihm in die Irre geführt und ging im eisigen Schneesturme elendiglich zu Grunde.

Gewöhnlich folgt dem Jürgl eine lange, finstere Gestalt auf der Ferse nach mit einer schweren Last auf dem Rücken und einem langen Gebirgsstock in der Faust — das ist der irrende Schatten des Pinzgauer Tonl, der dem Gefährten seiner Untaten nun auch nach dem Tode das Geleite geben muß.

Ein nächtlicher Besuch.

Sage vom Böllenberger Schlosse.

In dem landesfürstlichen Schlosse Böllenberg war alles längst zur Ruhe gegangen. Vogt und Knecht schliefen den Schlaf der Gerechten und schwelgten in weindușeligen Träumen. — Nur oben im engen Erkerstübchen des Turmes brannte noch die trübselige Flamme eines Öllämpchens und ein Mann stand mit verschränkten Armen am kleinen festvergitterten Fenster und schaute sinnend hinaus in die nächtige, winterliche Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete, von keinem Lichte, keinem Sternlein erhellt. Ein Nordsturm hatte sich erhoben und fuhr in den tief verschneiten Forst hinein, mit grimmer Faust die alten, knorrigen Föhren aus ihrem Schlummer rüttelnd, daß sie laut aufstöhnten unter seinem Griffe. Ganze Wolken eisigen Gestöbers vor sich herjagend, brauste er jetzt über die Zinnen und Giebel der Burg hin, daß Dielen und Sparren des Daches erzitterten und die alten Mauern in ihren Grundfesten erbebten.

Der spät noch Wachende war kein geringerer als der mannliche Ritter und Minnesänger Oswald vom uralten, weit ausgreifenden Geschlechte derer von Wolkenstein und Trostburg, der als Gefangener des Herzogs Friedrich von Tirol seit Monden schon auf Völlenberg saß, des Urteils harrend, das über ihn gesprochen werden sollte.

Zwar noch im besten Mannesalter stehend, war des Ritters Aussehen doch das eines angehenden Siebzigers: schneeweißes Haargelocke drängte sich unter der pelzverbrämten Mütze von flämischem Tuche hervor und umflatterte das ernste, von tiefen Furchen durchzogene Antlitz, das nur von dem einen kühn und stolz blickenden Auge belebt war — denn das andere war in ewige Nacht versenkt; ein Bolzen hatte seine Sehkraft zerstört. Die Gestalt, von mittlerer Größe, war noch fest und gedrungen, doch etwas gebeugt; ein viel bewegtes, an Abenteuern aller Art reiches Leben war nicht so ganz spurlos an ihm vorüber gegangen.

Wohl mochten es recht trübe Gedanken sein, die des Ritters Seele bewegten, als sich sein Blick in die trostlose winterliche Landschaft vertiefte, die im Dunkel der Nacht im Aufruhr der Elemente ein unheimlich, fast schreckhaftes Bild entrollte.

Er gedachte in tiefer Wehmut seiner trauten, viellieben Hausfrau, die in der Unwirtlichkeit des Hauensteiner Schlosses einsam ihre Tage ver-

trauerte, und ein Gesicht bittern Unmuts über den Urheber all' des Ungemaches, das ihm und seiner geliebten Schwangauerin so schweres Herzeleid verursachte, beschlich seine Seele.

Bald aber dämmerten andere Bilder vor ihm auf, und seine rege Phantasie versetzte ihn zurück in die Zeiten, wo er als fahrender Ritter und Sänger am Hofe der schönen und sangesfreundlichen Königin von Arragon verweilte, die ihm große Huld bezeugte und als Sangespreis mit eigenen zarten Händen ein gülden Ringlein in den Bart flocht; wo minnigliche Frauen mit dem verführerischen Glanze ihrer südländischen Glutaugen um seine Gunst buhlten und selbst Fürsten es nicht verschmähten, um seine Freundschaft zu werben, während er jetzt ein fast verschollener, weltvergessener Mann zwischen engen Kerkermauern ein kummervolles Dasein fristete — ein Gefangener desselben Friedel, den er in früheren Tagen so sehr geliebt, der sein Freund und Jugendsippe war und dem er trotz aller Unbill, die er von ihm erfahren, auch jetzt noch im Grunde seines Herzens nicht gram sein konnte.

Noch immer stand er, in seine wechselnden Gedanken vertieft, am Fenster; die Lampe war am Erlöschen und ein unheimliches Halbdunkel herrschte im engen Gemach. Der Sturm draußen hatte ausgetobt und die Landschaft schlummerte unter dem

schneeigen Linnentuch, das der Winter mit rauher Hand darüber gebreitet.

Der Ritter öffnete die Flügel des kleinen Fensterleins und ließ die frische Nachtluft hereinströmen in die dumpfige Kemenate; dann langte er die Harfe, die einzige Trösterin, die ihm geblieben, von der Wand, schlug in ihre Saiten und begann mit leiser, bewegter Stimme zu singen:

Ein Vöglein sitzt im engen Raum,
Kann regen ach die Flüglein kaum.
Es denkt an Wald- und Lenzeslust —
Und sehnsuchtskrank ist seine Brust.

Wohl kenn' ich, trautes Vögelein,
Dein Leid, es ist ja auch das mein,
Ich sitz, wie Du, im Käfig hier,
Schau traurig, ach, wie Du, herfür.

Sonst flog ich frei durch alle Welt,
Vom fernen Süden bis zum Belt,
Und hell erklang allüberall
Mein Lied im weiten Schöpfungssaal:

Da kam der Vogler schlau und fein,
Und lockte mich ins Netz hinein,
Da sitz' ich krank und lebensmüd,
Und singe nun mein Schwanenlied!

Noch waren die letzten Akkorde der das Lied begleitenden Harfe kaum verklungen, als das Gewölke, das den Himmel bisher dicht verhüllt hatte, sich zu teilen begann und voll und ganz trat der Mond hervor und ergoß sein magisch Licht über

das Tal und die Mauern und Türme der Landeshauptstadt, die aus dem Nebelmeere, welches die Niederung des Strombettes bedeckte, geisterhaft emportauchten.

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen des Gefangenen, als sein Blick hinüberstreifte nach der in tiefster Ruhe versenkten Herzogsstadt und leise sprach er vor sich hin:

„Dort schläft der Friedel auf weichem Pfühl, indeß ich hier hinter Schloß und Riegel, gehütet und bewacht wie ein gemeinschädlicher Mann, kummervoll meine Nächte verseufze. O er mag sich freuen seines Sieges, der Übermütige, denn Oswald wird hier verderben wie die Blume, der man Luft und Sonne entzogen hat!“

In diesem Augenblicke erschollen ferne vom Tale herauf die Töne einer fröhlichen Fanfare; erst leise, kaum vernehmbar — dann immer heller und deutlicher klangen sie durch die Stille der Nacht und der Wolkensteiner wollte kaum seinen Sinnen trauen und vermochte nicht zu erraten, was diese seltsame Unterbrechung der nächtlichen Ruhe zu bedeuten habe. Sie wurde ihm erst klar, als die Töne sich in nächster Nähe laut schmetternd aus dem Walde hervorbrachen und ein stattlicher Trupp Reiter mit gellendem Halloh vor das Tor der Burg gesprengt kam und stürmisch im Namen des Herzogs Einlaß begehrte.

Nicht lange, so rasselte die Zugbrücke nieder, das Tor flog knarrend auf und von seinen Getreuen begleitet trabte der Fürst in den Hof und stieg ungesäumt die steile Treppe hinan, die zu Oswalds Kammer führte.

Als geräuschvoll die Tür aufgerissen wurde und sporenklirrend des Herzogs derbe Gestalt hereintrat, ging der Ritter dem hohen Gaste mit edlem Anstande entgegen und verbeugte sich stumm vor dem, in dessen Gewalt ihn sein böser Stern gegeben hatte.

Der Fürst schien fast betroffen über das veränderte Aussehen seines Gefangenen, und mit einem seltsamen Gemisch von Härte und Teilnahme, von Spott und Gutmütigkeit in seinem rauhen Gesichte musterte er lange und forschend das gramdurchfurchte Antlitz und die gebeugte Gestalt des unglücklichen Sängers, ehe er im barschen Tone hinwarf:

„Gott zum Gruß, Herr Oswald! ich wollte nur Augenschein nehmen, ob man alle Löcher und Ausgänge in Eurem Käfige fein sorglich verstopft hat, wie mir's bei einem so kecken und listigen Vogel wohl geraten scheint, denn traun — nicht alle Tage fängt man so waidliche Zeisige!“

Gäh, wie der Bolzen von der stramm gezogenen Sehne schnellt, schoß ein Blitz zorniger Erregung aus des Wolkensteiners Auge auf den fürstlichen Spötter; doch ebenso schnell sich fassend sagte er

mit der Würde des Mannes, der seines Wertes sich bewußt ist:

„Herr Herzog! Ihr seid der Sieger, ich bin der Besiegte — stände es aber umgekehrt, nie würde ich Großmut und ritterliche Sitte verläugnen, nie würde ich, wie Ihr, gekommen sein, den niedergeworfenen Gegner zu höhnen und zu verspotten in seinem Elende!"

Ruhig richtete Friedrich seine großen dunklen Augen auf den gereizten Sprecher, dann aber, einen Schritt näher tretend und ihm beide Hände weit entgegenstreckend rief er mit ergreifender Wärme des Gefühls:

„Oswald — alter störriger Junge! so kennst Du denn den Friedel gar nicht mehr, daß Du ihm solch schimpflich Handeln zutrauen magst? Oder wähnst Du, ich hätte über unseren traurigen Händeln je vergessen können, daß wir einst Jugendgespielen und gute Sippen waren!"

Düster und zweifelnd, mit sich selbst im Widerstreite, starrte der Ritter eine Weile vor sich hin; wechselnde Empfindungen durchkreuzten seine Brust, Haß und alte Liebe stritten darin um das Vorrecht — doch endlich siegte die letztere: die Eiseskruste jahrelangen Grolles löste sich in seinem Herzen und mit dem Ausrufe: „So sei es denn, und auf immer vergessen sei der Hader, der uns entzweite!" schlug er treuherzig in die dargebotene Rechte seines fürstlichen Widerpartners.

„Müllinen! Ulrich! und ihr anderen kommt herbei!“ schrie jetzt der Herzog aus vollem Halse, „laßt Lichter und Humpen bringen; wir wollen fröhlich, wie vor Zeiten, mit dem Oswald eines kannern und zechen und er soll uns wieder einmal ein Liedel singen, und wäre es noch so toll und giftig, daß mir ja Keiner ein scheelig Gesicht schneidet und die fröhliche Laune verdirbt!“

Nun füllte sich das enge Gemach mit gar waidlichen Herren, darunter manch heimliche Anhänger und Bewunderer des ritterlichen und vielgereisten Sängers waren. Alle kamen sie an ihn heran, schüttelten ihm herzhaft die Hand und beglückwünschten ihn zu seiner Aussöhnung mit dem Fürsten.

Zur Letzt kam noch der Narr herangestolpert, Oswalds besonderer Gönner und Freund, schwenkte vergnügt seine Schellenkappe und sagte mit einem tiefen Bückling:

„Sei mir gegrüßt, bin bas erfreut,
Daß wir uns wieder treffen heut,
Zum Kuckucksruf der Finkenschlag
Macht erst ain rechten Fruelingstag!“

Jetzt war auch Peter Merkel, der mürrische Vogt, des Wolkensteiners arger Quälgeist, aus den Federn geholt worden und mußte zu dessen unsäglichem Wohlbehagen den Wein, den er so gerne für sich allein trank, in vollen Krügen herbeischleppen, und bald erklangen die Becher in dem

vorhin so öden Gemache, und der laute Jubel der Gäste hallte vom Böllenberger Turm hinunter in das schweigsame Tal.

Wohl manche Stunde währte das fröhliche Gelage, das durch die Erzählungen Oswalds von dessen Reiseabenteuern und Erlebnissen und den Vortrag seiner schnurrigsten Lieder eine besondere Würze erhielt, wobei ihm der Narr nach seinem besten Können und Vermögen sekundierte.

Erst mit dem Hahnenrufe stand der Herzog auf, mahnend, daß es Zeit wäre, an die Heimfahrt zu denken; vorher drückte er aber seinem Gefangenen noch herzhaft die Hand und sagte tröstend zu ihm:

„Sei guten Mutes, Öslein! bald soll sich Dein Käfig auftun und Du magst wieder wie sonst zu aller ehrbaren und mannhafter Leute Erbauen Dein Liedel singen, nur hüte Dich," fügte er mit einem schalkhaften Lächeln bei, „daß die Lerche nicht wieder mit den Geiern und Eulen gegen den Adler zu Felde zieht, damit sie nicht Gefahr laufe, mit diesem gemeinschädlichen Raubgevögel vertilgt und ausgerottet zu werden!"

Der Narr, der, wie aller Orten gebräuchlich, auch hier das letzte Wort haben mußte, ergänzte die Rede noch mit seinem Schlußreim, welcher lautete:

Kein Hut Dir hilft für einen rechten Regen,
Für Weiberlist kein Spieß, kein schneid'ger Degen,

Bestehn nicht kann den Bär der stärkste Hund,
Dies merke fein — und bleib fortan gesund!"

Wenige Tage darauf wurde Herr Oswald nach Innsbruck abgeführt und er fand daselbst an Herzog Friedrich nicht nur einen edlen verzeihenden Freund, sondern auch einen gütigen und gerechten Richter.

Das Völlenberger Schloß liegt nun längst in Schutt und Trümmer — nur einige Gewölbe halten noch Stand und trotzen dem verheerenden Zahn der Zeit, der auch sie bedroht.

Nach einer Sage, die sich im Munde des Volkes erhalten, will man aber in nächtlicher Stunde zum öftern vermummte Reiter gesehen haben, die unter lautem Hörnerklang den Schloßberg heraufsprengten und durch das niedere Tor einritten, das in jene Gewölbe führt.

Dann wurde es hell im Schlosse und Musik und Becherklang, wie bei einem fröhlichen Gelage, erscholl daraus und weckte das Echo des nahen Waldes.

Ein etwas angeheitertes Bäuerlein von Götzens, das zu solcher Stunde gerade vorüber kam und von der Neugierde geplagt wurde, was da vorgehen mochte, gewahrte einen Kreis stattlicher Herren in ritterlicher Kleidung mit langen, bis zur Brust herab reichenden Bärten, die an einem runden Tische tafelten und zechten; und einer von

ihnen schlug die Harfe und sang ein lustig Lied dazu.

Das Bäuerlein mußte sich zu ihnen setzen und mit ihnen zechen; der Wein war aber so stark, daß es bald laut schnarchend unter dem Tische lag und erst spät des andern Tages, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, wieder erwachte.

Von der nächtlichen Gesellschaft war natürlich nichts mehr zu sehen. Doch Oswalds Lieder und des biederderben Herzogs Lob werden noch lange nachklingen im Tirolerlande.

Die Ulfiswiese.

Spätherbst war es. Der letzte Abschiedsblick einer bleichen, trüben Novembersonne zitterte über den frisch angeschneiten Kanten der Hochgebirge! ein frostiger Wind strich über die Stoppeln der Maisfelder und entführte mit rauher Hand den Bäumen ihre letzte klägliche Zierde, während da und dort ein verspäteter Falter seinen Totenreigen tanzte in der dämmernden Abendluft.

Bei jener alten Christuskapelle unweit Kranewitten, hart an der Heerstraße, welche der Ulfiswiese entlang gen Innsbruck führt, hatten sich zwei Personen gelagert; es war ein hochbetagter Bauer von würdigem, ernstem Aussehen und ein kleiner, bausbackichter Knabe, dem Gesundheit und froher Lebensmut aus den Augen leuchteten. — Sie hatten Holzbündel mit knorriger Zwergföhre vom Hochwalde heruntergeschleppt, ein treffliches Feuerungsmaterial für den anrückenden Winter, und hielten da eine kurze Rast, um die erschöpften Kräfte zu sammeln.

„Schau da, Hansel!“ sagte der Alte, indem er sinnend das Haupt mit den dünen, weißen Locken schüttelte und mit seinem Finger auf ein Paar junger Eichen wies, welche das Portal der Kapelle bewachten, und mit ihrem kräftig emporstrebenden Geäste bereits schon das niedere Dach überflügelt hatten, „schau wie die Bäumlen da wachsen, das ist das Zeichen, daß sich die Weissagungen von der langen Wies' nun bald erfüllen wird.“

„Was ist denn das für eine Weissagung, Ähnl?“ forschte der Kleine, sich näher an den Großvater machend, und ihm mit seinen großen verständigen Augend fragend anblickend.

Der Greis, ohne sich an diese Zwischenfrage zu kehren, neigte melancholisch sein Haupt und murrte halblaut vor sich hin:

„Es ist keine Gottesfurcht und keine wahre Religion mehr in der Welt und das Heidentum reißt in allen Ständen ein und verdrängt den alten frommen Christusglauben; die reichen und vornehmen Leut leben in Saus und Braus und haben kein Herz mehr für den gemeinen Mitbruder und dieser opfert dem Geiste der Finsternis seinen einzigen Trost im Leiden, die Zuversicht an den Himmel — wahrhaftig, es ist Zeit, daß der Herrgott wider einmal ein lautes Wort spricht und die Menschen heimsucht, damit sie erkennen lernen, daß doch noch allerweil er es ist, der die Welt regiert und die Oberhand behauptet im Himmel und auf Erden!“

„So sag mir doch, Ähnl, was ist es denn mit der Prophezeiung?“ drängte der Knabe den Großvater ungeduldig an der Jacke zupfend; mir scheint, die Base hat mir auch schon etwas davon erzählt, aber was Rechtes hat sie doch nicht gewußt!“

„Nu, nu die G'schicht ist bald beisammen!“ entgegnete dieser willfährig, indem er sich gemach eine Pfeife stopfte und dann mit der ganzen Würde und Bedächtigkeit des Alters seine Erzählung begann:

„Drei große Schlachten, so steht's prophezeit, sollen auf der langen Wies' ausgekämpft werden — eine für die Religion, eine für den Kaiser und eine für die Freiheit. — Zwei von diesen Schlachten sind bereits geschlagen; die erste, als vor undenklichen Zeiten die Engadiner ins Land kamen und unsere Väter mit Feuer und Schwert zwingen wollten, kalvinistisch zu werden; nu, sie haben ihren Frevel teuer zahlen müssen, ihre Gebeine liegen durch's ganze Inntal zerstreut und will man eins eingraben, so hacken's die Raben über Nacht wieder heraus, damit die arme Seele keine Ruhe finden kann im Grab! — Die zweite Schlacht ist geschehen, wo uns der Franzos' hat bairisch machen wollen, — da war ich selber dabei! Da oben hinter dieser Fichten bin ich drei Stunden lang auf'm Bauch g'legen und hab' gar manchen Blaukittel die Kugel glühheiß durch Herz gejagt. — Da hätt' man unser Volk sehen sollen, wie 's gestritten

hat für den Kaiser und für das Landl; wie eine Mauer sind die Schützen dagestanden und endlich gegen Abend hat sich der Feind auf Gnad und Ungnad ergeben müssen.

„Die dritte, die größte Schlacht steht uns aber noch bevor; schau da hinaus, Hansel! Siehst Du die Äpfel- und Kirschbäume an den Straßen? Wenn die so groß geworden sind, daß ein Reiter sein Roß d'ran festbinden kann und wenn die zwei Eichen an der Kapelle da mit ihren Gipfeln über das Dach reichen, dann wird eine üble, üble Zeit hereinbrechen; Brüder werden ihre Brüder, Söhne ihre Väter erschlagen und Krieg, Teuerung und Pestilenz werden den ganzen Weltteil heimsuchen. Nu — mir scheint, die Bäumlein dort sind groß genug, um einen Gaul d'ran zu binden und die Kapelle wird von den zwei Eichen bald ganz überwachsen sein."

„Dann wird es auch geschehen, daß unzählige fremde Reiter auf kleinen wilden Pferden in unser Land kommen, die eine Sprache reden, welche Niemand versteht und die ärger unter uns hausen werden, als die Heiden. — Der Nagel an der Wand, das Kind im Mutterleibe, ja selbst die Toten in den Gräbern werden nicht verschont werden von ihnen. — Sie werden Männer und Weiber vor den Pflug spannen und sie zwingen, wie das unvernünftige Vieh auf allen Vieren

herumzukriechen und Gras zu fressen. — Das Alles wird die Buße für unsere Sünden sein.

„Wenn aber Druck und Elend ihren Gipfelpunkt erreicht haben, dann wird sich Tirol mit der Hilfe Gottes aufraffen in seiner alten Kraft und Heldenmütigkeit; aus allen Tälern und von allen Bergen werden Aufgebote herbeistürmen und es wird dann auf diesen Feldern zu einer Schlacht kommen, gegen die alle früheren Kämpfe nur Kinderspiele waren".

„Drei Tage und drei Nächte wird Brust an Brust mit dem Feinde gestritten werden und unsere Lodenmänner, von einem benachbarten, befreundeten Volke unterstützt, werden bis zu den Knöcheln im Blute stehen. Es wird ein Morden sein, wie es nicht erlebt worden ist, seit die Welt steht und nicht einer von den übermütigen Unterdrückern wird entrinnen.

„Mit ihrem Untergange wird für Tirol und für alle deutschen Länder eine neue Zeit beginen; Fried' und Eintracht, Wohlstand und Segen werden wiederkehren, wie im goldenen Zeitalter, und ein schönes Band wird die befreiten Völker und Fürsten umschlingen."

Der alte Bauer hatte seine Erzählung beendet; sinnend neigte er das Haupt, wie in ernste Gedanken tief versunken, dann setzte er, sich erhebend, hinzu:

„Ich erleb' diese schöne Zeit nimmer, Du aber kannst sie erleben, mein Kind, wenn Du nicht etwa dein Herzblut lassen mußt im Kampfe für das Vaterland und die neue Freiheit."

Die Sonne war mittlerweile am Horizonte verglommen; über die Tallichtung zogen einzelne Rabenschwärme und ihr widerliches Geschrei hallte unheilverkündend über die herbstlichen Gefilde; droben aber erglänzten die ehrwürdigen Häupter der Hochgebirge im Feuer der Abendröte, gleichsam wie im Schimmer einer schönern Zukunft und die Ave-Marie-Glocken klangen durch die einbrechende Dämmerung wie Stimmen eines Engelheeres! — Der Greis und sein Enkel hatten die Hände andächtig zum Gebet gefaltet, — als der letzte Ton der Glocken erstorben war, nahmen sie ihr Holzbündel auf den Rücken und wanderten dem heimatlichen Dache zu.

Sage vom Solstein.

Im Dorfe Zirl lebte vor Zeiten ein reicher Bauer Namens Ignaz Finster, seines großen Vermögens wegen „der silberne Naz“ genannt, der hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner vielen Güter und Fahrnisse. Die Finster Judith galt allgemein für die schönste und tugendhafteste Dirne der ganzen Gegend und es konnte demnach nicht fehlen, daß sich eine Menge Freier um ihre Gunst bewarben, von denen aber einer nach dem andern mit langer Nase abziehen mußte, denn die schöne Judith blieb kalt wie ein Marmorstein und wenn sich die Verschmähten in ihrer Verzweiflung an den Alten machten, sagte er gewöhnlich mit einem sehr gleichgiltigen Gesichte:

„Mein Mädl ist alt genug, daß sie weiß, was sie tut, ich leg' ihr keinen Zwang an.“

„Stille Wässer sind aber tief!“ so sagt ein altes bewährtes Sprichwort und so traf es auch hier zu; die schöne züchtige Judith hatte schon über Jahr und Tag mit einem Gemsenjäger aus

der Scharnitz angebandelt und gab ihm bald da, bald dort geheime Zusammenkünfte, denn sie wußte gar wohl, daß die bösen Zungen im Dorfe nicht schweigen würden und daß ihr Liebster nicht mehr sicher wäre, wenn das Verhältnis einmal ruchbar würde.

Der Jörgl (so hieß der Begünstigte), ein stämmiger, hochgewachsener Bursch, mit dunkelblauen Augen und sonnenverbranntem Gesichte, liebte die Dirne mit all' der Tiefe und Leidenschaftlichkeit, die unsern heißblütigen Gebirgssöhnen eigen ist; er wäre für sie durch's Feuer gegangen und hätte auf ihr Geheis den Satan aus der Hölle geholt. Einen Wunsch nur mußte er ihr versagen: sein Handwerk zu lassen, die Büchse an den Nagel zu hängen und daheim am Pfluge ein friedliches und sicheres Gewerbe zu treiben. Solchen Menschen ergeht es, wie dem edlen Steinbocke, der gewohnt auf schwindelnden Eiszinnen die frische Gletscherluft zu atmen, erblinden und hinsterben müßte in der dumpfigen Atmosphäre der untern Regionen.

Damals besaß der silberne Naz die ganze Zirleralpe samt ihrer ausgedehnten Gerechtsame und hatte sich ein bequemes Haus hinaufgebaut auf grünen sonnigen Matten, wo er mit Judith die freundliche Almenzeit zubrachte, denn er wollte seine zahlreiche Herde selbst beaufsichtigen und war dabei ein großer Liebhaber von der Hochjagd, die zu jener Zeit freilich noch besser bestellt war,

als heut zu Tage, wo gleich ein paar Dutzend Jäger auf einen Spielhahn passen!

Die Judith liebt aber aus andern Gründen den Aufenthalt da droben, denn er bot die beste Gelegenheit, mit dem Jörgl zusammen zu kommen, der es ihr angetan hatte mit seinen trotzigen Augen und seinem kecken Wesen.

In einer fast unzugänglichen Schlucht des Solsteins soll sich damals ein kleiner Alpsee befunden haben, der seither wohl ausgetrocknet sein mag; hohe Steinwände, von Alpenröslein bekränzt, umgaben rings sein einsames Becken und die tiefblaue Glocke des Enzian spiegelte sich träumend in seinen dunklen, geheimnisvollen Fluten; nur der Geier, hoch in den Lüften nach Beute spähend, belauschte die tief verborgene Stelle.

Diesen Punkt hatten sich die Beiden zu ihren Zusammenkünften auserſehen; da schwand ihnen manche rosige Stund im traulichem Geplauder und neckendem Liebesgetändel und ihre Küsse verrauschten ungehört im Geplätscher des verschwiegenen Alpsees.

Das ging so fort, bis die Tage kürzer wurden und die Almenzeit sich zu Ende neigte; da sagte Jörgl eines Tages zur Judith:

„Alleweil kann es nicht so gehen, der Sommer ist bald hin, dann mußt du wieder ins Dorf hinab und wir werden uns wieder Monate lang nicht sehen, denn du weißt wohl, daß es drunten gar

viele Augen gibt, die auf Dich Obacht geben und ich möchte dich nicht ins Gerede bringen; am Ende aber ist es mir selbst nicht recht, wie ein Dieb mich um's Haus zu schleichen, wo ich doch meinen Mann stellen kann; was meinst Du also, Judith, wenn ich zum Vater ging und ordentlich um Dich anhielte?"

Sie sagte aber: „Hast Du mich schon satt, Jörgl, daß Du einen Schritt tun willst, der uns auf immer auseinanderbringen wird? Du kennst meinen Vater nicht und noch weniger die Dorfbueben, Du wärst Deines Lebens nicht mehr sicher, wo Du Dich blicken ließest."

Der Jörgl war aber nicht so leicht einzuschüchtern, er schlug mit den Fingern ein Schnippchen, wobei seine Augen hell aufblitzten wie Karfunkel und lachte:

„Wenn nur der Vater einverstanden ist, mit den andern will ich schon fertig werden; ich bestell' mir die Stärksten auf die nächste Kirchweih nach Seefeld, wo wir dann die Sache mitsammen ausroblen!"

Judith verstand nur zu gut den fürchterlich ernsten Sinn, der in diesen Worten verborgen lag; unsere Dirnen auf dem Lande sind aber aus dererem Teige geknetet, als die zarten Schönen der Städte und zittern nicht so leicht für ihre Liebhaber; überdies war der Jörgl weit und breit bekannt wegen seiner Riesenstärke und Gewandt-

heit, denn er war der Kräftigste unter den athletischen Söhnen seines Tales und hatte selbst den Bären im Handgemenge überwunden; sie entgegnete also nur:

„So versuch's einmal!“

Nach einigen Tagen erschien der Jörgl wirklich in seinem besten Feiertaggewande vor dem Alten und brachte, wie es da gebräuchlich ist, ohne viele Umschweife sein Anliegen vor.

Der silberne Naz betrachtete kopfschüttelnd den stämmigen Freier und dachte bei sich: „Armer Schlucker, meinst Du, ich habe für Dich meine Thaler gespart, damit Du sie verprassen kannst im gemächlichen Schlemmerleben? Solche Vögel kämen öfter auf den Zaun, aber ich hab kein Futter für Dich.“

„Judith,“ sagte er zur Dirne, die soeben hereintrat und dem Jäger einen verstohlen grüßenden Blick zuwarf, „weißt Du, was der Mensch da will? Er freit um Dich — kennst Du ihn?“

„Freilich, Vater,“ entgegnete sie mit Fassung, während eine schwache Röte ihr Gesicht überflog, „er ist mein Schatz und ich hab ihm mein Herz geschenkt für ewige Zeiten!“

Der Alte wollte kaum seinen eigenen Ohren trauen, als er dies Geständnis hörte. „Was,“ polterte er, „den hergelaufenen Menschen da, bist Du von Sinnen?“

Judith wiederholte aber ernstlich: „Er ist mein Schatz und ich will ihn behalten im Leben und im Tod!"

Auf der Stirne des Gemsenjägers hatte sich unterdessen eine verdächtige Glut gelagert und seine Blicke funkelten unter den drohend zusammengezogenen Brauen, als wollten sie den silbernen Naz versengen, er bezwang sich aber und sagte so gelassen als möglich: „Hergelaufener Mensch, Naz, bin ich keiner; ich hab mein ordentliches Heimat (Anwesen), ein Paar tüchtige Arme und ein sicheres Aug', und ich kann eure Tochter auch ohne eine Aussteuer erhalten, nach der mir gar nicht gelüstet."

„Ich gib mein Kind keinem Wildschützen!" rief zornig der Alte.

„Mein Gewerb ist so ehrlich und einträglich, als ein anderes!" sagte der Jäger in gereiztem Tone.

Judith kannte die Hartnäckigkeit ihres Vaters und Jörgels gähen, unbändigen Charakter; sie wagte keine Einsprache und sah mit klopfendem Herzen dem Ausbruche eines Sturmes entgegen.

„Ein einträgliches Gewerbe?" höhnte Naz, indem er nach Art der geldstolzen Bauern beide Hände in die Säcke steckte und seine Münzen klingen ließ, „sind schon viele dabei reich geworden; ja, wenn einmal den Gemsen silberne Hörner wachsen, dann will ich Dir Recht geben, hörst Du, bring' mir

einen Gemsbock mit solchen Hörnern, dann kannst Du um meine Judith freien, eher nicht; jetzt hast Du meinen Bescheid."

„So sollen Euch selbst die Hörner wachsen auf Eurem grauen Schädel!" polterte der Gefoppte heraus, indem er drohend die Faust erhob; „wollt Ihr, daß ich mit dem Schwarzen anbandeln soll, um Euch das Verlangte herbeizuschaffen? Aber wahrlich, es soll Euch noch gereuen, einen Menschen auf solche Art behandelt zu haben, der nichts Unehrliches gegen Euch im Sinne hatte!"

Der Alte wich einen Schritt zurück vor dem Ergrimmten, dieser trat aber vor die Judith hin, drückte ihr bedeutsam die Hand und sagte in besänftigtem, fast weichem Tone:

„B'hüt Dich Gott, Dirndl! wie lieb Du mir bist, das weißt Du, und wenn wir uns auch nicht haben können auf der Welt, so denk' doch zuweilen an Deinen Jörgl, der Dich auch nicht vergessen wird!"

Trotzig und ohne sich weiter umzusehen, verließ er darauf das Haus; die Judith sagte aber schluchzend: „Ich glaub fast, Ihr habt nicht gut getan, Vater, den Jörgl so schlimm anzulassen; geb' Gott, daß nichts Übles daraus entstehe!"

Zerrissen bis ins tiefste Gemüt, stieg der Alpenjäger die einsame Hochwiese hinan nach dem Solstein, von wo der steile Gemssteig hinabführte in sein heimisches Tal; blutige Gedanken dämmerten

in seinem sonst wackeren Gemüte herauf und seine Blicke waren wild und unstät, wie die rollenden Augen des Stieres.

Wenn nächtige Rachegedanken die Seele des Menschen umflattern, gierigen Raben gleich, mit heiserem Geschrei, dann ist auch der Böse nicht fern und lauert nur auf den Augenblick, wo die Leidenschaft, seine tätige Helfershelferin, ihm sein Opfer in die Klauen spielt, um es dann hinabzuzerren in den schauerlichen Abgrund einer ewigen Finsternis.

Als der Jörgl finster brütend den Fuß des Solsteins erreicht hatte, bemerkte er eine dunkle Gestalt, die, unbeweglich an ein Felsstück gelehnt, sein Erscheinen gar nicht zu beachten schien; näher kommend gewahrt er, daß es ein Jäger sei, der sich auf dem Anstande befand. Ein unwillkürlicher Schauer erfaßte den sonst so Beherzten, als der unbekannte Waidmann sein scharf geschnittenes, wetterverbranntes Gesicht langsam nach ihm umdrehte, aus dem ihn zwei große, grünlich leuchtende Augen gar seltsam funkelnd anstarrten. Schon wollte Jörgl mit einem kurzen Gruße vorbeigehen, da schaute ihn der Fremde aber gar freundlich an und fragte:

„Wohin des Weges, Landsmann? eilt Ihr schon nach Hause und habt noch kein Körnlein Pulver verschossen und kein Federlein auf dem Hut!"

„Was treibt denn Ihr da?" sagte Jörgl, ohne auf den leisen Spott zu achten, der in dieser Rede lag, „Ihr habt ja den Wind gegen Euch; glaubt Ihr denn, die Gemsen haben keine Nasen mehr?"

„Ich gebe keine Witterung von mir," sagte schlau lächelnd der Unbekannte, „und wenn Ihr ein wenig verziehen wollt, so könnt Ihr die seltsamste Jagd mit ansehen, die Euch je vorgekommen ist!" Dabei tat er einen Schluck aus seiner Flasche und reichte sie dann dem Jörgl hin, dem der seltsame Branntwein wie geschmolzenes Blei durch die Kehle rann.

„Ei, was habt Ihr denn da für einen Schnaps?" rief verwundert der Alpenjäger, „der brennt ja, wie's höllische Feuer!"

Der fremde Waidmann verzog aber das Gesicht zu einem seltsamen Grinsen und lachte: „Das ist halt ein Schnaps, wie man ihn bei mir zu Hause braut!"

Unterdessen war es dunkler geworden; graue Nebel zogen vom Tal herauf und ballten sich in wunderlichen Gruppierungen um die beiden und dem Jörgl schien es, als streckten scheußliche Ungetüme ihre langen Polypenarme nach ihm aus, um ihn zu fassen und ihn hinabzuzerren in den schwarzen Schlund, der sich gähnend öffnete vor seinen Blicken.

Da glaubte er den frommen, mahnenden Ton

einer fernen Betglocke zu vernehmen, sein guter Engel warnte ihn am Rande des Abgrundes.

„Ich muß heim," sagte er, „ehe mich ein Wetter überrascht."

Der Unheimliche hielt ihn aber fest mit seiner dürren, sehnigen Faust und zeigte hinüber auf eine nahe Felsengruppe, wo sich dunkle Gestalten zu bewegen schienen

„Bist Du von Sinnen?" raunte er dem Unentschlossenen ins Ohr, „schau einmal dorthin, wär' das nicht ein Fang, daß einem das Herz im Leibe lachen möchte?"

Dem Jörgl wirbelte es im Kopfe und sein Gehirn brannte ihm wie Feuer. Er erblickte eine stattliche Herde Gemsen, die auf dem schroffen Gestein ihre wunderlichen Sätze machten und mitten darunter einen riesigen Gemsbock mit schneeweißen, glänzenden Hörnern, die weithin durchs Dunkel leuchteten.

„Siehst Du," flüsterte der Schwarze, „das ist der Gemsenkönig mit seinem silbernen Hörnerpaar, der lebt schon viele tausend Jahre auf dem Solstein und hütet die unzähligen Schätze, die da vergraben liegen in unterirdischen Grotten; wolltest Du ihn nicht fangen und zwingen, Dir den krystallenen Schlüssel auszuliefern, der die Gänge öffnet zu jenen Grotten?"

„Hilf mir dazu, Satan!" rief Jörgl, dem ein jäher Gedanke durch den Kopf fuhr.

„Und was krieg ich denn zum Lohn?“

„Meine arme Seele, wenn Du mir zum Bock verhilfst.“

„Es sei,“ grunzte der Fürchterliche, „komm heute Nacht um Zwölfe auf dieses Platzl her, dann will ich Dir den Gemsenkönig in die Hand spielen; Du mußt aber selbst mit ihm raufen, denn ich darf keine Hand an ihn legen, und gib nur fein Acht, daß Du ihm kein Horn brichst, sonst wärest Du verloren; der Bock ist stark und wird sich grimmig wehren!“

Jörgl schlug ein, worauf der Finstere vor seinen Augen in den Boden versank.

Um den Solstein ballte sich schwarzes Wettergewölke und grelle Blitze durchzuckten die plötzlich einbrechende Finsternis.

Vom Tale herauf erklangen in bangem, ängstlichem Tone die Wetterglocken und dumpfe Donnerschläge rollten dazwischen, wie das Brüllen ferner Lawinen.

Ein fürchterliches Hochgewitter war im Anzuge. Der silberne Naz saß mit seiner Tochter in der Kammer beim Abendbrod; die Unterhaltung war sehr einsilbig; der Alte schien verstimmt und mißmutig und die Judith schaute still und gedankenvoll vor sich hin. Draußen fiel der Regen in großen Tropfen, lauter und ungestümer erwachte der Donner und die Blitze schlängelten sich mit grellem Scheine durch das hölzerne Gemach.

„Das gibt ein schweres Wetter!“ warf Naz gleichgültig hin, um das lästige Schweigen zu unterbrechen; „Du solltest doch schauen, ob das Vieh eingebracht ist in den Hägen (Ställen), denn heute kann man keinen Hund im Freien lassen.“

„Vater,“ sagte Judith, die an ihren Jörgl dachte, der jetzt wohl über schwindelnde Steinwege seinen Heimweg suchen mußte durch das fürchterliche Ungewitter, „es ist noch jemand draußen, der mit unfreundlichem Bescheid von hier fortging, ich will zu Gott beten, daß ihm nichts Schlimmes widerfährt, denn ein zerrissenes, verzweifeltes Gemüt ist ein gefährlicher Wegweiser in solcher Nacht.“

„Ich hab' ihn nicht herbeschieden,“ grollte Naz, „und hab' mich auch nicht um seinen Heimweg zu scheren; ich weiß, warum ich den Menschen nicht mag, er ist ein Tagdieb und ein Raufbold, wie alle seines Gelichters und es wäre ihm nur zu tun, mein schönes Anwesen zu bekommen, damit er schlemmen und prassen könnte nach Herzenslust.“

Judith warf dem Alten einen ernsten Blick zu. „O, der kennt den Jörgl schlecht,“ sagte sie, „der so von ihm denkt; er ist weder ein Schlemmer, noch ein Händelsucher, und verdient sich sein Brot so ehrlich als ein anderer, aber reich und vornehm ist er freilich nicht, und darum gilt er auch nichts bei Euch!“

„Willst Du mir eine Predigt machen!“ rief zornig der Alte, indem er mit der Faust so heftig auf den Tisch schlug, daß Gläser und Teller in die Höhe sprangen, „meinst Du, ich laß' mir von Dir die Leviten lesen! Ich sag Dir's ein für allemal, schlag Dir die Flausen aus dem Sinn, sonst brich ich Dir Deinen eigensinnigen Kopf.“

„Das Herz habt Ihr mir schon gebrochen!“ seufzte Judith; der Alte wurde aber immer härter und störrischer und beteuerte endlich geradezu, indem er drohend die Hand erhob:

„Eher jag' ich dich mit Schand und Spott aus dem Hause, bevor ich Dir zu Willen bin und gib Dir noch meinen Fluch mit, so wahr Gott im Himmel lebt!“

Da zuckte ein greller Blitzstrahl herein, dem augenblicklich ein Donnerschlag folgte, daß die Erde erbebte — die ganze Kammer stand wie im Feuer.

„Vater, versündigt Euch nicht!“ sagte Judith, indem sie aufstand und ein Kreuz vor sich schlug, „leicht könnte es Euch einmal gereuen, was der Zorn da aus Euch gesprochen hat.“

Mit diesen Worten schlich sie bleich wie der Tod zur Türe hinaus.

Die ganze Nacht hindurch stand das Hochgewitter über der Alpe, der Regen stürzte in Bächen nieder, daß er beinahe die Hütten verschwemmte

und der Sturmwind heulte wild und schauerlich durch das Brüllen des Donners.

Erst gegen Morgen verzog sich das Wetter gegen Osten. — Trüb und herbstlich stieg die Sonne am anderen Tage über die Berge herauf und beleuchtete mit fahlem Schimmer die verblichenen Matten der Zirleralpe und die rege Szene, die da droben stattfand.

Es war Maria-Geburts-Abend, der Tag, an dem die Sennen dieser Gegend gewöhnlich ihre Almen verlassen. — Die Heerde wurde nicht mehr ausgetrieben, sondern in den Hägen abgefüttert und die Kühbuben flochten Kränze aus Heiderich und Fichtenzweigen, um das Vieh damit zu schmücken und banden den Stieren die Melkstühle auf.

„Das war doch ein fürchterliches Wetter heute Nacht!“ sagte der Senne zum silbernen Naz, der zur Heimreise gerüstet aus der Kaser trat, „hab' ich doch geglaubt, daß uns der Donner in Grunderdboden hineinschlagt und die Steine flogen herunter vom Solstein, daß das Hüttendach krachte!“

„Hast Du den anderen Lärm nicht gehört, Franz?“ rief der Galtner, „der war noch viel schrecklicher als das Donnerwetter, es war ein Zettern und Schreien, als wenn Riesen mitsammen gekämpft hätten auf Tod und Leben, ich hab's ganz deutlich vernommen.“

„Ich hab's auch gehört!“ bekräftigte einer von den Kühbuben, „es kam vom Solstein her, es muß da etwas geschehen sein, was nicht mit rechten Dingen zuging!“

Der silberne Naz gab durch ein spöttisches Verziehen des Mundes seinen Unglauben zu erkennen und fragte: „Hat Niemand die Judith gesehen?“

„Sie ist mir schon vor einer Stunde begegnet“, sagte der Schäfer, „als ich den scheckigen Widder herabtrieb, der heut Nacht draußen geblieben ist, sie ging, glaub' ich auf den Solstein zu, um Marbel zu suchen für die kranke Liesel.“

Kopfschüttelnd ging Naz in die Hütte zurück.

Judith hatte schon in aller Früh' heimlich die Alpe verlassen und war zum See hinauf gestiegen, wo sie mit dem Jörgl die letzte Zusammenkunft verabredet hatte.

Böse Träume hatten sie die Nacht hindurch gequält und bange Ahnungen durchkreuzten ihre Seele.

Noch ehe sie den Alpsee erreichte, vernahm sie ein leises Stöhnen, das stärker und stärker wurde, jemehr sie sich demselben näherte. Der Dirne sträubten sich die Haare, ein schreckhafter Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: „Wenn es der Jörgl wär!“

Sie eilte der Stelle zu, woher die bangen Laute kamen und wäre fast umgesunken vor Schrecken, als sie ihre Besorgnis auf das Traurigste bestätigt

fand. Hingestreckt auf die harten Steinblöcke lag der Gemsenjäger mit zerschmettertem Kopf und furchtbar zerschellten Gliedern und sein Blut rann in einem purpurnen Streifen hinab in den See und färbten seine dunklen, tiefblauen Fluten.

Mit einem Schrei der Verzweiflung warf sich Judith neben den gräßlich Verwundeten nieder, der blaß und entstellt da lag und nicht mehr zu atmen schien. — „Ach, Jörgl, Jörgl, was ist Dir geschehen," jammerte sie und faßte die kalte Hand; „o stirb mir nicht, sonst stirb ich mit Dir!" Der Ton dieser Stimme erweckte den Sterbenden aus seiner Betäubung und er schlug die Augen auf. „Dirndl!" sagte er mit matter brechender Stimme und irrem Blick, „'s ist aus mit mir, der Teufel hat mich in Stich gelassen! — Siehst Du das silberne Horn da, das hab' ich heute Nacht dem Gemsenkönig abgerissen im verzweifelten Ringen, dafür hat er mich vom Schützensteig hinabgestoßen über die Wand und jetzt mag sich Gott meiner armen Seele erbarmen; —'s ist aus, Dirndl!" wiederholte er kaum hörbar; „drück mir die Augen zu und wälz' mich dann hinein in den See, damit nicht die Geier meinen Leib zerhacken!" Er konnte nicht mehr weiter sprechen, er wollte ihr die Hand reichen sie sank kraftlos zurück — leise und unvermerkt war der unerbittliche Sensenmann hinzugetreten und fällte mit einem Streich seiner Hippe den stolzen und kräftigen Stamm — ein letzter

schwerer Athemzug — und der Jäger war verschieden.

Ein frostiger Windhauch fuhr über den See; die Alpenröslein am Ufer waren verblüht und feuchte Herbstnebel lagerten sich auf Berg und Tal.

Judith tat mit stummer Ergebung, was ihr der Jörgl befohlen, sie drückte ihm die Augen zu, küßte seine kalten Lippen und wälzte ihn dann hinein in die Flut, die ihn geräuschlos verschlang.

Als sie ihn aber hinsinken sah und das hohle Rauschen der Wasser vernahm und das leise Plätschern der Wellen, die sich über ihm schlossen, da ergriff sie ein tiefes unnennbares Weh — der Schwindel erfaßte sie mit unwiderstehlicher Gewalt und riß auch sie hinab in die gähnende Tiefe, und der stille Alpsee deckte vereint nun die beiden.

Traurig und öde war es ringsum, wie auf einem Leichenfeld; da tauchte hinter den nahen Felsenwänden eine finstere, ungeheuerliche Gestalt hervor und schaute mit boshaft grinsendem Gesicht in die Flut: es war der schwarze Jäger, der dem Jörgl erschienen war am Schützensteig! — Er schlug eine gellende Lache auf und streckte seine gierigen Krallen nach dem See, aus als wollte er seine Beute erfassen, aber eine lichte Gestalt mit flammendem Schwerte schreckte den Finstern zurück in seine Höhle: der barmherzige Gott hat seinen

Cherubin gesandt, um zu wachen über dem Grabe der unglücklichen Liebe.

Der silberne Naz wartete vergebens auf seine Tochter, sie war verschwunden und alle Nachforschungen um sie blieben fruchtlos — mit all' seinem Gelde konnte er sich doch sein Kind nicht wieder erkaufen, damit es ihn pflege in seinen alten Tagen und ihm die Augen zuschließe nach seinem Tode, — er blieb allein und verlassen und war bei seinem großen Reichtum ein elender, unglücklicher Mensch.

Auf dem Solstein soll's aber am Mariageburtsabend noch immer spucken; blaue Flämmchen irren umher, wo einst der See stand, und ein Steinregen fliegt auf die Dächer der Kasern herab, daß die Schindeln springen. „Hilf Gott!" sagen dann die Älpler, „das ist der Gemsenkönig, der sein abgerissenes Horn sucht und seine Wuth ausläßt an den Steinwänden, weil er's nicht mehr finden kann."

Das Fräulein auf der Hochburg.

Das Schloß steht auf dem Hügel
In Trümmern wüst und leer,
Es hat nicht Dach und Riegel,
Kein Wall beschirmt es mehr;
Doch in den öden Hallen
Wohnt noch ein Fräulein schön,
Durch's alte Burgtor wallen
Hat jüngst man sie geseh'n:
Sie winkt, ihr nachzusteigen,
Mit ihrem Schlüsselbund,
Den Finger wie zum Schweigen
Legt sie auf ihren Mund.

Es war in der heiligen Christnacht und tiefer Schnee lag auf Tal und Berg.

Die Bewohner des Einödhofes waren nach Igls zur Mette gegangen, nur die hochbetagte Ahne und des Höflers jüngstes Töchterlein waren daheim geblieben, das Haus zu hüten; sie hatten sich an den waren Ofen gekauert und das Mädchen las dem Mütterchen aus einer alten Bilderbibel vor.

Draußen war es pechfinster und der Wind stürmte so gewaltig, daß man keinen Ton der

Glocken vernahm, welche die andächtige Gemeinde zur mitternächtlichen Feier riefen; ein mächtiger Stoß riß das kleine, schlecht verwahrte Fenster auf, blies die Lampe aus und die Beiden befanden sich im Dunklen.

„Geh', Sabina!“ sagte die Alte, „schau, ob in der Küche noch Glut ist, daß man Licht machen kann und mach das Fenster zu, der Wind pfeift ja herein, daß es zum Erfrieren ist.“

Das Mädchen gehorchte; nach einer Weile kam es aber mit dem Bescheid zurück, daß es weder im Ofen noch auf dem Herde ein Fünkchen Glut finden könne.

„Beim Nachbarn drüben ist noch Licht!“ setzte das Kind hinzu, „ich hab's durch das Küchenfenster gesehen; soll ich hinüberlaufen mit der Laterne? Es ist doch gar so traurig und unheimlich, so im Dunkeln zu sitzen in einer so wilden, stürmischen Nacht.“

„Ja, wenn Du den Weg nicht verfehlst im Schneegestöber, kannst Du's schon versuchen,“ meinte die Ahne; „behalte aber das Licht fein im Auge, sonst verirrst Du Dich.“

Das Mädchen machte sich ohne Zögern auf den Weg; in zehn Minuten hatte es das Haus erreicht, von dem der Schimmer ausging; es schien aber nicht das Nachbarhaus zu sein. — Das Tor stand offen, der Hofraum war mit wildem Gestrüppe überwachsen und ein schmaler, halb ver-

schütteter Gang führte in ein unterirdisches Gewölbe, von dem jener blendende Lichtstrahl ausströmte.

In harmloser Einfalt, nur mit dem Gedanken beschäftigt, Licht zu bekommen, schritt das Kind die morschen Stufen hinab, dem hellen Schimmer nachgehend und sah sich auf einmal in einem prächtigen Gemache mit goldenem Überboden und reichen Spiegeln in kostbaren Ramen und ein blasses, aber wunderholdes Fräulein saß beim altertümlichen Kamine, in dem eine große Menge rot glühender Kohlen lag, welche das Gemach erhellten und lieblichen Duft ausströmten.

Die seltsame Unbekannte warf einen freudigen Blick auf die schüchterne überraschte Kleine; dann, als hätte sie den Wunsch derselben erraten, griff sie nach der Schaufel und schöpfte ihr von der funkelnden Glut in die Schürze; darauf legte sie den Finger bedeutungsvoll an die Lippen und sah das Kind zärtlich bittend an, als wollte sie sagen:

„Fürcht Dich nicht, die Kohlen brennen nicht.“

Das Mädchen schien sie jedoch nicht zu begreifen und mit dem Ausrufe: „Mein Gott, Ihr verbrennt mir ja mein Fürtuch!“ ließ sie die glimmenden Kohlen erschrocken zu Boden fallen.

In diesem Augenblicke drehte sich Alles wie im Kreise herum und mit einem donnerähnlichen Getöse verschwand die ganze Erscheinung.

Das Kind befand sich im Freien; der Lichtschimmer war erloschen, am wolkenzerrissenen Himmel stand aber des Vollmonds blasse Scheibe und beleuchtete mit falbem, unheimlichem Glanze die finstern Mauertrümmer der Hochburg.

Ein schmerzliches, unterdrücktes Schluchzen hallte daraus herüber.

Zähneklappernd vor Kälte und Angst, kehrte das Mädchen heim und erzählte der harrenden Ahne den Vorfall.

„O Du törichtes Kind, hättest du die Kohlen genommen," rief die Alte händeringend, „es wäre purlauteres Gold gewesen und Du wärst das reichste Dirndl geworden im ganzen Dorfe; jetzt ist's vorbei, der Schatz ist versunken und erst von heute in hundert Jahren kann er wieder gehoben werden durch ein unschuldiges Kind wie Du. — Bis dahin muß das arme Hochburgfräulein wieder auf seine Erlösung warten."

Der Alte.

Auf den rauhen Hochalpen der Stillupe und der benachbarten Floiten herrscht von Alters her der Gebrauch, daß die Sennen vor ihrer Abfahrt etwas Käs, Brot und Schnaps in der Sennerei zurücklassen, damit der Alte, wenn er im Winter vom „Köös“ (Gletscher) herunterkommt, einen guten Empfang findet und bei sanfter Laune bleibt, denn die Älpler haben Respekt vor seinem Grimme und möchten ihn um alle Welt nicht zum Feinde haben.

Dieser Alte ist ein äußerst rätselhaftes Wesen, er ist nicht Mensch, nicht Vogel und nicht Fisch, obwohl er sich unter allerlei Gestalten sehen läßt, wie es ihm just in seinen Kram passen mag; er ist aber auch kein eigentlicher Geist, weil er essen und trinken kann wie ein Geschöpf von Fleisch und Bein und zu Zeiten sogar unsern schwarzen Bauernknaster raucht, den ein ätherisches Wesen doch gewiß nicht vertragen könnte.

Zuweilen kauert er als ungeheuere Nachteule auf einem Zirbelbaum und singt Melodien her-

unter, so wild und schaurig, daß Meyerbeer's infernalische Chöre noch süßer Amselgesang dagegen wären, bald jagt er als dichtes Schneegestöber vom Lapen herunter über's Tal und zieht den grünen Halden oft mitten im Sommer ganz unversehens ein schneeweißes frostiges Totenhemd an.

Sein eigentlicher Aufenthalt sind die blauen himmelnahen Eiswände des Löffelkopfes, durch welche mit wildem Ungestüme der kalte Pinzgauerwind bläst und die verborgenen Gletscherströme sich ergießen — dort verbringt er in tiefer Abgeschiedenheit seine Tage, Jahre und vielleicht Jahrtausende und nur selten würdigt er sich herunterzusteigen in die nächstgelegenen Sennhütten und mit den Menschen in etwelchen Verkehr zu treten. — Voll der seltensten Launen und Grillen übt er in seinem Revier ein trotziges Regiment und was er in seiner finstern misanthropischen Stimmung oben ausbrütet, das müssen Hirt und Herde unten spüren.

Doch zu Zeiten fällt es ihm auch bei, daß ein echter König weise und gerecht herrschen müsse über sein Reich, dann teilt er auch Wohltaten und Strafe nach Recht und Verdienst aus und zeigt unverhohlen, daß sein Gemüt nicht so ganz und gar erstarrt sei in der eisigen Umgebung seines Wohnsitzes.

„Hoi, Martal! treib das Vieh zusammen, der Löffler setzt seine weiße Schlafmützen auf und vom Köös pfeift der Wind herunter wie ein Schermesser, wir müssen lentig (eilig) machen, daß wir auf den Unterläger (untere Alpenhütte) kommen, eh uns der Alte einen knietiefen Schnee vor die Hüttentür setzt!“

So rief der derbe, vierschrötige Senne aus seiner Kaser (Sennhütte) dem draußenstehenden Kühbuben zu, indem er eilig Schüsseln und Gerätschaften zusammentrug und den ansehnlichen Almnutzen, ein Dutzend Butterkugeln und Käse, auf der Kraxe festmachte.

„Pst!“ raunte der Bursche dem Almschaffer zu, indem er bedeutsam einen Finger auf den Mund legte und mit der andern Hand auf eine Stelle vor der Türe zeigte; „der Alte hockt schon seit einer guten Weile in seiner leibhaftigen Gestalt da heraußen auf'm Dengelstein und schneidet ein fuchsteufelswildes Gesicht; ich mein, Du sollst ihm's zubringen, Albein, und ihm seine Pfeife anstopfen lassen, vielleicht jagt er hernach das Schneewetter über's Köös den Pinzgauern zu. — Es wären noch so schöne Almgräser da und jammerschad, wenn wir schon hinunter müßten in der besten Sommerszeit!“

Halb unwillig, halb wunderwitzig, steckte der Senne seinen Kopf heraus und schielte hinüber nach der bezeichneten Stelle und richtig, da saß

er mit gekreuzten Armen und übergeschlagenem Bein, die ausgebrannte Tabakpfeife im fest zusammengekniffenen Munde, auf dem Dengelstein und blickte starr und finster grollend auf die dicht herandrängenden Nebel.

Es war eine hohe, knochige, dürre Greisengestalt, die wohl aufrecht sechs Fuß messen mochte, der Anzug bestand in einer grauen Lodenjacke und dergleichen kurzen Hosen mit grünen Wollenstrümpfen; die Füße staken in derb beschlagenen Holzschuhen und ein niederer breitgekrämpter Filzhut überschattete sein finsteres, sonnenverbranntes Gesicht, das mit seinen zahllosen Runzeln, der übermächtigen Habichtsnase und dem gewöhnlich ganz starren, unbeweglichen Geierblick einen unendlich wilden Ausdruck hatte.

„Der soll mir gestohlen werden!“ murrte der Almschaffer verdrießlich in den Bart, als er des seltsamen Gastes ansichtig wurde, „ich hab' nichts von ihm und muß meinen Schnaps und Knaster mit meinen sauer verdienten Kreuzern bezahlen; der Wettermacher soll hingehen, wo er hin will, bei mir kriegt er nichts zum Schmarotzen.“

Der Alte drehte langsam seinen Kopf nach ihm, als hätte er jedes Wort erlauscht und in seinem Gesichte lag etwas von verbissenem Grimm und wildem Rachedurst, doch blieb er still und gelassen sitzen und wechselte nur gemach die Lage seiner Beine.

„Hol' mich der Kauz, der Alte brütet nichts Gutes", flüsterte der Kühbub neuerdings seinem Schaffer zu, „Du hast ihn jetzt vergrämt und er wird uns auszahlen, eh' ein paar Stunden vergehen."

Während die beiden Älpler noch miteinander herumdisputierten, kamen zwei Kinder des Weges herauf; sie trugen leere Körbe mit sich und bettelten den Almschaffer um etwas Milch und Brot oder sonst was Genießbares, um ihren Hunger stillen zu können. — Es war ein hübscher, rotbackiger Knabe von kaum zwölf Jahren, mit frischen Blauaugen und lichtblondem Flachshaar und ein noch jüngeres Mädchen mit einem allerliebsten Köpfchen, so wie man oft die Engelein gemalt findet auf alten Heiligenbildern.

„Was treibt denn Ihr da?" schnarrte der Senne die kleinen Bittsteller an, sie kaum eines Blickes würdigend, „glaubt Ihr denn, ich hab' meine Sachen zum Verschenken, und was sucht Ihr denn eigentlich da heroben?"

„Wir kommen gar von Finkenberg herauf und müssen Enzianwurzeln graben für den Vater", entgegneten schüchtern die Kinder.

„Ja, ich kann Euch wahrhaftig nichts geben", brummte der hartherzige Mensch, „ich fahr jetzt zum Niederläger ab und den letzten Tropfen Milch hab' ich heut' verbuttert." Damit drehte er ihnen

den Rücken zu und zündete sich phlegmatisch seine Pfeife an am verglimmenden Herdfeuer.

Die armen Kleinen schielten traurig hinüber nach den stattlichen Butterkugeln auf der Kraxe und dem gewaltigen Brotlaib am Tisch, eh' sie sich aufmachten und mit hungerndem Magen ihren Weg fortsetzten nach den höheren Alpengründen.

Der Alte erhob sich aber in seiner ganzen Länge vom Dengelstein und sein Auge war noch einmal so wild und starr, als es über das ungastliche Dach der Sennhütte streifte; unwillig schüttelte er das Haupt, um das im heranstürmenden Winde wie Schneeflocken die weißen Haare flatterten, und eine derbe Verwünschung entfuhr seinem Munde — dann folgte er mit langen, gemessenen Schritten den Kindern über die jähen Hochmatten und das steinige Kar — und verschwand gar bald hinter dem Schwall von Nebeln, welche sich in finsteren Gruppen näher drängten und den Tag in Nacht zu verwandeln begannen.

Noch war keine Stunde verronnen, als das strafende Gericht über die Alpe hereinbrach; eisiger Schneeschauer stürzte von allen Weltenden über sie her, daß bald alle Pfade tief verschneit und unwegsam waren und dazu tobte der Sturm mit so unbändiger Wut, daß die knorrigsten Zirbelbäume wie Halme entzweibrachen und Schindeln und Steine von Haag und Kaser weit hinuntergetragen wurden in das Tal.

Der Kühbub samt dem größten Teil der Herde entrann zwar glücklich auf die tiefer gelegene Asten (Voralpe), der barsche ungastliche Almschaffer blieb aber im Schnee stecken und soll da jämmerlich erfroren sein.

Was geschah aber mit den beiden Kindern oben im Berg, die werden wohl auch in Wind und Wetter zu Grunde gegangen sein? — Im Gegenteil, die saßen vergnügt und jeder Sorge bar beim Alten in seinem Eispalaste auf'm Löffler und ließen sich gar wohl die treffliche Bewirtung schmecken, die er ihnen angedeihen ließ. — Mochte es außen auch wacker winden und schneien und der Sturm um die Burg des Alpenkönigs pfeifen, sie hörten und spürten nichts davon, denn im Zauberschlosse ihres gütigen Wirtes war es ganz traulich und wohnlich, würziger Alpenblumenduft wehte durch die lau erwärmten Gemächer und Finken und Amseln sangen in allen Ecken, daß es eine Lust war. Der Alte setzte sich aber zu ihnen hin und sie mußten ihm vorerzählen von ihrer Heimat, von den Eltern und Geschwistern und dem Tun und Treiben tief unten im Tale und das kindlich fromme Geplauder der Kleinen schien ihm gar wohl zu behagen, denn die starren Züge seines Antlitzes nahmen von Minute zu Minute einen weichern, wohlwollenderen Ausdruck an und seine Blicke weilten mild und väterlich auf den

jugendlichen Gestalten und frischen Gesichtern seiner unschuldigen Gäste.

Nach etlichen Stunden, als der Sturm vertobt hatte, hieß er sie ihre Körblein zur Hand nehmen und führte sie abwärts durch einen unterirdischen Gang, der von allerlei funkelndem Gestein glänzend erleuchtet war.

Da glitzerte und schimmerte es von allen Wänden, daß den erstaunten Kindern beinahe die Augen vergingen; große rotglimmende Granaten, Spargelsteine von reinster Farbe, Zyanit, Tremolit und Turmalin und andere seltene Mineralien strahlten ihnen in wechselnder Farbenbrechung entgegen und zu ihren Füßen rauschte ein munteres Bächlein, welches das pure gediegene Gold zu führen schien.

Der freundliche Alpengeist brach da und dort kleine Stücke von den Wänden und schöpfte von den goldglänzenden Körnern aus der Quelle, die Körblein seiner Gäste damit füllend, die bald so schwer wurden, daß sie solche kaum mehr zu schleppen vermochten.

Endlich nach einer ziemlich langen Wanderung traten sie durch eine enge Felsenspalte in das Freie und sie standen in der Abenddämmerung in geringerer Entfernung von ihrer Heimat am Ursprunge des bekannten Goldbrünnleins, das sich von hier aus in den nahen Duxbach ergießt und

schon zu mancher Vermutung und heitern Sage Veranlassung gegeben hat.

Hier schied der Alte von seinen kleinen, ihm sichtlich lieb gewordenen Gästen und diese eilten froh und seelenvergnügt mit ihrer glänzenden Beute nach Hause; und siehe da, es fanden sich unter den funkelnden Mineralien so viele wertvolle Steine und schwer gediegene Goldkörner, daß die dürftige Berglerfamilie plötzlich in ansehnlichen Wohlstand geriet und an der Stelle der armseligen Hütte sich bald ein stattliches Haus erhob, das noch heute eines der hübschesten in Finkenberg ist.

Seither schlich Mancher hinaus zum Goldbrünnlein und wollte goldene Fischlein fangen, um Knall und Fall ein reicher Mann zu werden, aber er erwarb nichts weiter, als eitel flimmernden Sand und Kies nebst der Überzeugung, daß der Alte nicht alle Tage geneigt sei, Edelsteine und ungeprägte Dukaten an den nächsten Besten zu vergeuden!

Wie bekannt, war die Floiten und Stillupe vor Zeiten der Lieblingsaufenthalt der Steinböcke und noch vor dem Jahre 1700 hatte man die Zahl dieser edlen Tiere daselbst auf beiläufig zweihundert angeschlagen; von da an nahmen sie aber rasch ab und die mörderischen Kugeln der Wildschützen räumten schonungslos unter ihnen auf. In den jüngsten Dreißigerjahren wurde der letzte

Steinbock in der Floiten erlegt, der von den Steireralpen herübergewechselt war.

Wie sich leicht denken läßt, war der Alte kein Freund der Jägerei, denn sie tat ihm zu vielen Eintrag in seine Rechte und als echter Alpenkönig mußte er das Wild, seine edle Herde, schützen und schirmen und dessen schonungslose Verfolger traf sein gerechter Grimm.

Es war an einem Maria-Empfängnis-Abend und eine kalte sternhelle Dezembernacht lag über den leicht verschneiten Hochmatten der Floiten.

In der verlassenen Sennhütte saßen zwei baumstarke, verwegen blickende Gesellen am lustig flackernden Feuer und rösteten sich da ihren Abendschmaus. Büchsen, Bergstöcke und Weidsäcke, die in einer Ecke lehnten, bezeichneten sie zur Genüge als Gemsschützen und die mitgebrachten Schneereife deuteten an, daß es zu dieser späten Jahreszeit noch auf eine Hochjagd abgesehen war. — Die beiden Weidgesellen waren überlustig, brachten sich's gegenseitig aus ihren weiten Schnapsschläuchen tapfer zu und versprachen sich eine gute Jagd.

„Die Jäger sind alle hinunter nach Finkenberg zur Beichte“, lachte der Eine, indem er ein Schnippchen schlug, „die Betbrüder lassen uns heute freies Spiel; willst wetten, Seppal, daß wir ihnen ein paar Böcke wegpirschen, eh' sie den Herrgott empfangen haben bei der Frühmesse.“

„Es ist diese Woche eine ganze Familie herübergewechselt von der Stillupe und ich weiß ihren Standort ganz genau; es kann uns nicht fehlschlagen, wenn nicht eine Hexerei dazwischen kommt", entgegnete der Andere, sich gemach eine frische Pfeife stopfend.

Es mochte bereits auf Zwölf gehen, da brachen die beiden Wilderer auf, schnallten sich die Schneereife fest, nahmen Gewehr und Weidsack über den Rücken und traten zur Hüttentüre hinaus.

Der abnehmende Mond war soeben einäugig und mit halber Stirne über den glitzernden Eisfeldern des Löffelkopfes heraufgestiegen und schaute verdrossen und griesgrämig wie ein zerbläuter Nachtschwärmer herunter in die winterliche Alpenlandschaft. — Auf dem Dengelsteine heraußen saß aber wieder der Alte in seiner gewohnten unbeweglichen Stellung, die kalte Tabakspfeife im Munde und die weit aufgerissenen Augen starr hinausgerichtet auf die schneebedeckten Gefilde.

„Hoi, was macht denn der da", murrte der Seppal, einen Schritt zurückweichend und unwillkürlich an seinen Stutzen greifend; „der hat ja ein paar Seher wie eine Wildkatze, schau ihn doch an, Petal, der ist gewiß mondsüchtig!"

„He Alter", höhnte dieser, indem er einen Schritt näher trat und ihm keck ins Gesicht schaute, „was treibst Du denn eigentlich da heroben, tust Du Wetter machen oder Fledermäuse fangen?"

„Ich versteh mich auf das eine und das andere“, entgegnete dieser mit dumpfer, hohltönender Stimme, indem er sein Gesicht langsam umwandte und die beiden Nachtvögel mit einem Blicke maß, der ihnen einen geheimen Schauer abzwang.

„Geh, laß den Kauz in Ruh“, raunte der Seppal seinem Kameraden ins Ohr, indem er ihn mit dem Ellenbogen anstieß, „mit dem da ist's so nicht recht richtig, am Ende ist's gar ein Hexenmeister oder Teufelsbanner und mit solchen Leuten ist nicht gut Nussen aufbeißen!“

Der Petal lachte ob der Warnung und stichelte tapfer fort: „Dir ist unten im Tal gewiß zu dunstig worden, weil Du auf die Alm herauf bist, Dich auslüften!“

„Umgekehrt, Bürschl, ich bin von oben heruntergestiegen, um mich da ein bisl zu erwärmen“, erwiderte trocken der Alte.

„Ein schönes Platzl das zum Wärmen“, murmelte der Seppal in den Bart hinein, „zieht ein Wind da, so scharf und schneidig, daß einem die Ohren pitzlen und der Mond dort scheint grad auch nicht so mächtig heiß wie eine Jakobi-Sonnen!“

„Wo bist Du denn eigentlich zu Haus?“ fragte der Petal, immer kecker und zudringlicher werdend, „wenn Du von oben herunterkommst, so mußt Du Deine Hütten ja auf'm Köös haben!“

Wild auflachend entgegnete der Alte:

„Mei Hoamat ist oben
Am Löffler schneeweiß,
Mei Häusal ist g'mauert
Aus Schnee und aus Eis,
Die Gamslen die springen ma
Zuaha zur Wand,
Und d'Stoanböck die fressen ma
Zahm aus da Hand!“

„Wollt Ihr mit mir kommen?“ setzte er dann aufstehend hinzu, indem er sich schüttelte wie ein Schneekauz und seinen breitgekrämpten Hut tief über das finstere Gesicht hereindrückte, „ich führ' Euch auf einen guten Stand, aber Ihr müßt lange Füß' machen und schwindelfrei sein.“

Der Petal machte einen lustigen Satz, ließ einen Juhschrei los, der weithin hallte durch die Schluchten des rauhen Hochtales, und rief:

„Ich bin dabei; wo Du hinkannst mit Deinen alten zaundürren Haxen (Füßen), bleibt unsereiner auch nicht hinten; nur hurtig vorwärts, Alter, und wenn ich zu einem guten Schuß komm, so gibt's für Dich auch ein Tabakgeld ab!“

Der Alte kniff seine Zähne übereinander, daß das Mundstück seiner Pfeife knirschte, und wanderte mit langen Schritten voran, rüstig und flink dahinschreitend über den schlüpfrigen, eisbelegten Pfad, der gegen die nahen Ferner führte.

Der Petal folgte ihm keck und rasch auf der Ferse und nur der minder schneidige und übermütige Seppal zögerte ein paarmal und flüsterte

ihm seine Bedenken zu, die jener aber hohnlachend über's Dach auswarf.

Dichte Wolken hatten sich mittlerweile am nächtlichen Himmel zusammengezogen, und der Mond barg sein bleiches Antlitz dahinter, die weiten Schneefelder in dichte Finsternis begrabend. Hohl blies der Wind durch die Spalten der Gletscher, die sich wie gähnende Höllentore rechts und links öffneten, und durch welche in schauerlicher Tiefe die unterirdischen Gewässer tosten.

Von Zeit zu Zeit hallte der wilde, klagende Schrei der Schneekatze durch die unheimliche Stille dieser Höhen und da und dort flatterte mit Geräusch eine Eule auf, die Jäger mit großen, grünlich leuchtenden Augen anglotzend.

Dem Alten schienen die Kräfte zu wachsen, je weiter er hinauf kam in die dünne Luft der höheren Regionen; mit dem sichern, beflügelten Fuß der Gemse setzte er über breite Abhänge und Fernerritzen hinweg, und seine beiden Begleiter, die ihm eine gute Weile rasch und unverdrossen gefolgt waren, begannen endlich schwer aus breiter Brust zu atmen, und die Beine fingen ihnen an zu schlottern und den Dienst zu versagen; mit verzweifelter Lustigkeit äußerte Petal:

„Dös Gams schießen gehn
Ist koa bisl koa Sünd,
Ist a stoaniger Weg,
Wahnt an' eiskalter Wind!“

Mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte arbeiteten sich die Beiden vorwärts, bis der Pfad endlich so steil und unwegsam wurde, daß sie jeden Augenblick ausglitten und sich oft nur mit verzweifelter Anstrengung vor dem Abrutschen und dem Sturze in die Tiefe retten konnten.

„Jetzt hab' ich genug," keuchte der Seppal, indem er seinen Bergstock tief in das Eis stieß und Büchse und Weidsack unmutig auf den Schnee hinwarf; „der Alte hat den Teufel im Leib; geh' Du mit ihm weiter, wenn Du Lust hast, aber ich bleib da sitzen und wenn ich zehn Steinböcke auf einen Schuß haben könnte!"

Der Petal wischte sich aber den kalten Schweiß von der Stirne und sich scheu umsehend antwortete er in kleinmütigem Tone:

„Ich fürchte, wir sind schon so weit in der Schlemme, daß uns der Heimweg sauer genug werden wird, der Alte hat uns hübsch ins Pech gesetzt und ich hätte gute Lust, ihm eine Kugel durch die Rippen zu jagen, wenn mir das nicht gar zu schofel wäre!"

„Hoi, alter Hexenmeister!" rief der Seppal angstvoll und mit fast weinerlicher Stimme, „wo rennst Du denn hin, Du wirst uns doch nicht erfrieren lassen auf diesem luftigen Stand da!"

Statt aller Antwort schallte aber ein so wildes, höhnisches Gelächter zurück, daß den Beiden die Haare vor Entsetzen zu Berge stiegen und jeder

sich angstvoll an den andern klammerte — dann wurde es so stille, daß man die schweren Schweißtropfen zählen konnte, die von ihren Stirnen niederfielen.

„Jetzt sind wir petschiert,“ lallte der Seppal nach einer langen stummen Pause, „der Almgeist hat uns ausgezahlt, aber g'sagt hab' ich Dirs alleweil, Du sollst den Kerl in Ruh' lassen, es sei nicht richtig mit ihm!“

„Da ist kein anderes Mittel, als geduldig hier sitzen bleiben, bis der Tag anbricht,“ meinte der andere, der jetzt so zahm und fromm geworden war wie eine Taube, „und das nächste Mal,“ fügte er halblaut hinzu, „gehen wir wieder unserer eigenen G'spur nach!“

Da saßen sie nun die beiden Schnapphähne, in einer Situation, um die sie wahrlich kein Hund beneidet hätte, und harrten ungeduldig und zähneklappernd auf den grauenden Morgen. — Der ließ aber noch eine gute Zeit auf sich warten und mitlerweile trieb der boshafte Alte seine Kurzweil mit ihnen, die ihnen freilich nicht sehr spaßhaft vorkommen mochte.

Bald rollten schwere Steine herunter, die mit einem Höllengepolter neben und über ihnen hinwegtanzten, bald traf sie ein eisiger Wasserguß, daß sie wie getaufte Mäuse dastanden; ein plötzlicher, wütender Windstoß führte ihnen Hüte und Gewehre durch die Luft und gleich darauf erschien

ihnen, wie zum Hohne, ein Rudel Gemsen, die lustig und unbekümmert über ihren Köpfen hin- und hertanzten, während eine hämische Bergesstimme ihnen das bekannte Spottliedel zusang:

„Da oben auf'm G'wänd
Steht a Gams mit sei'm Kitz,
Herunt' stehn zwoa Jager
Hat koaner koa Büchs!"

Endlich dämmerte der ersehnte Tag im Osten — dieser ließ sie aber nur um so deutlicher das Trostlose ihrer Lage erkennen. Schaudernd mußten die beiden Wilderer gewahr werden, daß der schlimme Geist sie auf eine Stelle gelockt hatte, von der ein Vor- oder Rückschritt kaum mehr möglich schien; rechts und links ragen fast senkrecht die spiegelglatten Gletscherwände empor, unter ihnen gähnte der unermeßliche Abgrund und im Hintergrunde türmte sich im starrenden Eispanzer der unersteigliche Löffelkopf in die Luft.

Doch die Wildschützen dieser Gegend sind in der Regel keine Hasenfüße und wenn es gerade sein muß, wagt man auch einen verzweifelten Totensprung und ein solcher gab die beiden Abenteurer auch glücklich dem Leben wieder zurück; doch gelobten sie zur selben Stunde, den Alten fein unangefochten zu lassen, falls er ihnen je wieder einmal unter den Wind kommen sollte.

Das Jungferl im See und der graue Fischer.

Rauh und unwirtbar ist die Gegend am Fern; die Gebirge steigen allerorten wild und schroff in die Lüfte, und die dichten Kieferwälder breiten sich schwarz darüber, wie eine Sargdecke. — In der engen Talsohle, am Fuße des Fernsteins, wo die Heerstraße über schaurigen Abgründen sich steil und mühsam emporwindet, ruhen im tiefen Traume die dunklen, blaugrünen Gewässer eines kleinen Gebirgsee's, darin spiegeln sich melancholisch die schwärzlichen Gemäuer einer alten, zertrümmerten Ritterburg, in deren verödeten Räumen die Fledermäuse nisten und der Kauz in nächtlicher Stunde seinen klagenden Totenruf anstimmt.

An den einsamen Gestaden dieses See's, gegenüber dem Felsenhügel, auf dem sich später das stolze Herrenhaus erhob, stand vor Zeiten eine kleine Hütte tief versteckt in mannshohem Schilfrohr, worin sich die Seelilie wiegte im frischen Hauch der Alpenluft. — Darin wirtschaftete Bernhard der Fischer, und ließ sich's gar wohl sein in seiner zwar dürftigen, aber bequem und nett ein=

gerichteten Behausung. — Von Gesundheit und Jugendkraft strotzend, voll Heiterkeit und Lebensmut betrieb er mit Fleiß und Vorliebe sein Berufsgeschäft; noch ehe der Morgen dämmerte, war er mit seinem Nachen schon draußen auf der gekräuselten Fläche des See's und stellte mit Netz und Angel den schuppichten Bewohnern der Tiefe nach, und manche köstliche Forelle, manch stattlicher Hecht aus diesen Gewässern wanderte auf die leckeren Tafeln der Augsburger Patrizier, denn der Bernhard verkaufte seine Fische um gutes Geld an durchpassierende Frachtleute, welche sie wieder mit schönem Profit in der üppigen Reichsstadt absetzten. — Wenn aber der Abend seine dämmernden Schwingen breitete über Tal und Höhen, und die Sterne zu funkeln begannen hoch oben am Firmamente, dann band der glückliche Fischer seinen Kahn fest, hing die triefenden Netze an den Wänden seiner Hütte auf und eilte froh und wohlgemut durch den finstern Tann einem benachbarten Häuschen zu, wo sein Schätzel einsam wohnte bei der alten, blinden Mutter, und wohl schon zehnmal nach ihm ausgeguckt hatte von der Schwelle der niedrigen Haustür.

Hand in Hand saßen sie dann heraußen auf der Hüttenbank im lichten Mondschein und verabredeten ihre Pläne für die Zukunft. — Der Bernhard zählte seinem Ännerl den blanken Verdienst des Tages vor, und summierte die Zahl der Gold-

gulden, die sich in seiner Lade häuften, und die Dirne schnalzte mit den Fingern und hüpfte vor Freuden, denn sie meinte, der Hochzeitstag stehe schon vor der Türe, und die Brautjungfern harrten bereits, um ihr den Kranz zu flechten in das reiche Goldhaar.

Nur die alte, blinde Mutter kauerte trüben Blickes und gesenkten Hauptes neben den Beiden; sie schaute nicht die bräutlichen Rosen auf ihrer Tochter Wangen, das selige Liebesglück, das aus Bernhards Augen strahlte — sie vernahm nur in banger Ahnung das hohle Rauschen des Windes durch den Wald, und das heisere, unheilverkündende Gekreisch der Raben, die hoch über ihren Häuptern in den Lüften kreisten.

Da erschien ein fremder, mächtiger Herr in der Gegend; er hatte ein zahlreiches Gesinde bei sich, Edelknechte, Reisige und Handwerker; es erhob sich am felsigen Gestade des See's ein starkes, trotziges Schloß mit Türmen, Zwinger und Gräben, und das einsame Tal widerhallte bald vom wilden Hörnerklang und Hallohruf der Jäger und dem Gewieher der Pferde aus des Ritters Marstall.

Als der Bernhard eines Abends wie gewöhnlich drüben bei seinem Ännerl vorm Nachbarhause saß und die runde Dirne auf seinen Knieen wiegend manch herzhaften Kuß auf ihre frischen Korallenlippen drückte, kam plötzlich ein stattlicher, glänzender Troß aus dem Walde vorbeigestürmt; der

Herr vom Schlosse drüben ritt an der Spitze und hielt straks den schäumenden Rappen an, als er das schmucke Liebespaar erblickte. — Sein Auge, wild und gierig, wie der Blick des Falken, den er auf seiner Faust trug, haftete eine gute Weile auf der Dirne frischen Reizen; sie musternd vom Wirbel bis zur Sohle wandte er sich dann mit Verachtung zu dem Fischer und herrschte mit dürren Worten:

„Ein feines Dirnchen, das Du da halsest, Bursche, aber daß Du es wissen und wohl bedenken mögest, alles was da kreucht und fleugt drei Stunden im Umkreise meiner Burg, ist mir zins- und lehnbar: der Vogel in der Luft, der Fisch im See und die Braut am Herzen ihres Bräutigams sind mir zu eigen mit Leib und Leben — wahre Dich und sieh Dich vor, wenn Du in meinem Banne Fische fangen und schöne Dirnen halsen willst, es könnte Dich gereuen!“

Damit spornte der Übermütige sein Roß und sprengte mit seinem Gesinde von dannen; das Ännerl schlang aber zitternd beide Arme um Bernhards Nacken und flüsterte zum Tode erschrocken:

„Was sagte er, sogar die Braut am Herzen ihres Bräutigams gehöre ihm? Schütze mich, Bernhard, sonst ist es um unser Glück geschehen!“

Spät erst und in banger Stimmung trennten sich die Beiden und finster brütend schlug der

Fischer seinen Heimweg ein durch den dunklen Wald.

Er überdachte soeben, wie er bei Zeiten seine Braut vor den Geiergriffen des Zwingherrn in Sicherheit bringen könnte, als rote Feuersglut durch die Stämme der Bäume ihm ins Auge leuchtete; er beschleunigte seine Schritte und als er heraustrat aus dem Dickicht auf die freie Lichtung, erblickte er seine Hütte in lichten Flammen stehend, und ein Schwarm dunkler Gestalten, Dämonen gleich, schritten ab und zu und schürten die Lohe, daß sie emporschlug und den herbstlich trüben Himmel mit ihrer schaurigen Glut erleuchtete.

„Der Satan war schnell!“ knirschte der Fischer und ballte in ohnmächtiger Verzweiflung seine Faust in die Luft; „ich will aber noch schneller sein,“ setzte er sich plötzlich besinnend hinzu und eilte auf Sturmesflügeln denselben Weg zurück, aber schon ehe er Ännerls Behausung wieder erreicht hatte, vernahm er in der Richtung gegen das Herrenhaus zu ihren klagenden Hilferuf — der lüsterne Habicht hatte sich bereits seiner Beute versichert und dem armen Fischer nichts weiter gelassen, als die dürftigen Kleider, die er an seinem Leibe trug, und sein rachedürstendes Herz.

Fast betäub von dem doppelten Schlage, der ihn getroffen, rannte er ohne Ziel und Richtung fort in der stockdunklen Nacht. — Der kalte Novemberregen stürzte in Strömen hernieder und

durchnäßte ihn bis auf die Haut und der eisige Nordwind peitschte seine Schläfe und heulte ihm mit schriller Stimme sein Unglück ins Ohr.

Keuchend und erschöpft vom verzweifelten Umherirren durch Wald und Feld, Moor und Haide, gelangte er endlich gegen Mitternacht an eine einsame Hütte, die hoch oben stand auf ödem, entlegenem Alpengrunde; ein matter Lichtschimmer winkte ihm daraus entgegen und er trat hinein. — Drinnen am düster flackernden Herdfeuer saß ein altes runzlichtes Weib und starrte mit den roten triefenden Augen gedankenlos in die bald erlöschende, bald wild aufflackernde Lohe. — Eine schwarze Katze strich knurrend mit gekrümmtem Rücken um ihre Füße und glotzte den eintretenden Gast mit ihren grünlich leuchtenden Karfunkelaugen an. — In der Ecke kauerte ein zottiger Ziegenbock mit mächtigem Hörnerpaar und Barte, an den Wänden lehnten wirr durcheinander allerlei seltsames Geräte.

„Hexenmutter!“ sagte der Bernhard mit dumpfer Stimme, während er zögernd nähertrat, „ich komme das erste Mal in meinem Leben zu Dir, soll auch gewiß das letzte Mal sein, aber heute mußt Du mir einen Dienst erweisen und müßt' ich ihn mit meiner Seligkeit bezahlen.“

Die Alte kehrte langsam ihr fahles, abgezehrtes Antlitz nach dem Sprecher und schaute ihn mit wilden, stechenden Blicken von oben bis unten an,

dann winkte sie ihm näher zu kommen und indem sie seine Rechte mit ihrer harten Knochenhand erfaßte und die Linien mit prüfenden Augen musterte, brach sie in ein hohles kreischendes Gelächter aus und höhnte: „Bist in einem rechten Unstern geboren, lieb's Büble — wirst nichts als Pech haben auf der Welt, wenn Dich nicht höhere Mächte in ihren besonderen Schutz nehmen — doch sag an, was führt Dich her zu mir?"

„Das Unglück und die Verzweiflung", entgegnete finster der Fischer; dann erzählte er ihr das namenlose Elend, das ihn seit Sonnenniedergang betroffen und beschwor sie, ihm beizustehen mit all' ihren Künsten, um ihm wieder zum Besitz seines heißgeliebten Ännerls zu verhelfen.

„Aber bist Du denn auch überzeugt, daß Dich das Jüngferle recht lieb hat?" forschte die Alte, während ihr Basiliskenauge den Fischer starr fixirte, „Mädle sind Mädle, haben Herzen von Wachs und einen Sinn, wie der wechselnde Wind!"

„O mein Ännerl ist treu wie Gold!" rief der Bernhard mit stolzer Zuversicht.

„Nu, wir wollen's denn probiere!" näselte die Hexenmutter mit einem ungläubigem Gesichte, dann rückte sie behende einen großen Kessel zum Herd, schürte das Feuer, goß Wasser auf, setzte Kräuter zu und als endlich ein dichter, weißlich brauner Qualm emporstieg, wies sie mit ihrem Knochenfinger nach der gegenüberstehenden Wand

und kicherte: „Da schau doch selbst, armes Büble, wie's mit der Beständigkeit von deinem Mädel aussieht — möchtest's nicht meinen, wie's sein kann in so kurzer Zeit!"

Als der Bernhard seine Augen nach der bezeichneten Stelle richtete, erblickte er durch den sich zerteilenden Dampf ein prachtvolles, reich ausgestattetes Gemach; auf goldenem Armsessel tronte der Zwingherr und das Ännerl saß in leichtem Nachtgewande auf seinen Knieen, ihre blühweißen Arme kosend um seinen Nacken geschlungen und die vollen frischen Lippen mit wollüstiger Glut an die seinen pressend.

Bernhard stand wie versteinert vor diesem Bilde, blutige Gedanken durchzuckten sein sonst so frommes Gemüt und seine Brust arbeitete in ungestümen Schlägen; die Alte klopfte ihm aber mit ihrer dürren Faust auf den Rücken und wisperte mit einem höllischen Grinsen: „Gelt, Büble, das schmeckt nicht wie Honig — siehst Du, das ist Weibertreue: wer sein Lebensglück darauf setzt, der faßt nach einem Spinnwebfaden, der über'm Abgrund hängt — was willst Du jetzt tun, als ihr die Gurgel abschneiden, wenn d' sie erwischen kannst, die Schändliche?"

„Ja den Hals abschneiden will ich ihr und dem höllischen Verführer das Herz aus dem Leibe reißen!" stöhnte der Fischer mit gebrochener Stimme und irrem Blick. „Hilf mir, Hexenmutter, daß

ich ins Schloß gelange, mein Blut lauft mir wie siedend Pech durch alle Adern.“ „So recht!“ jubelte die Alte, „das ist ein wackerer männlicher Entschluß; aber jetzt komm her Büble, daß ich Dich unkenntlich mache wie den Wolf, der im Schafpelze die Herde beschleicht!“ Darauf langte sie allerlei Salben und Latwergen hervor, womit sie dem Ergrimmten unter unverständlichen Zauberformeln Gesicht und Brust bestrich und ihn dann bewog, sich auf ein paar Stunden schlafen zu legen, um die nötigen Kräfte zu sammeln zu seinem Rachewerke. Kaum graute jedoch der Morgen als sie ihm weckte und zum Fortgehen ermunterte, ihm noch Mut und Beharrlichkeit empfehlend zu seinem blutigen Vorhaben.

* * *

Mit wüstem, wirrem Kopf und schwerfälligen, zerschlagenen Gliedern wankte Bernhard durch den feuchten, fröstelnden Novembermorgen hinunter nach dem See. — Schwer und traurig hingen die Nebel über die Gebirge herein und der Fernwind strich schneidig von der Wetterscheide durch das Tal. — Drunten am Gestade angelangt, band er seinen Nachen los und steuerte mechanisch in südlicher Richtung gegen das Herrenhaus zu. Als er so ungefähr in der schwärzlich grünen Flut sein Bild erschaute, schauderte er unwillkürlich davor zusammen; seine Wangen waren runzlicht und

eingefallen wie die eines Greises von etlichen siebenzig Jahren, die Augen hohl und glanzlos und grau und wirr flatterten die dünnen Locken um sein gebeugtes Haupt.

„Hast mich wacker verstellt, alte Hexe!" murmelte er finster grollend in den Bart, „doch nur zu, um so sicherer vollende ich mein Werk!"

Er ahnte nicht, daß ihm das teuflische Weib um fünfzig Lebensjahre betrogen hatte!

An der Rückseite des Schlosses angelangt, wo die majestätischen Ulmen des Parkes sich ernst im stillen See beschauten, band er seinen Kahn fest, setzte sich auf eine nahe stehende Bank und harrte im finsteren Hinbrüten auf den völligen Anbruch des Tages.

Nicht lange, so öffnete sich die Gartenpforte und heraus trat in reizendem Morgengewande ein wunderschönes Mädchen, Bernhards Ännerl an Gesicht, Wuchs und Jugendfrische auf ein Haar ähnlich — man hätte sie für ihre Zwillingsschwester halten können. — Sie schritt gerade auf den See zu, und ihre goldbefranzten Schuhe von den kleinen niedlich geformten Füßen streifend, watete sie mit kindischen Wohlbehagen in die frische Flut.

Mit einem tiefen Bückling nahte sich Bernhard, und auf seinen Nachen weisend, sagte er mit hohler, zitternder Stimme: „Wollt Ihr nicht eine Morgenfahrt versuchen, schönes Jüngferle, da steht mein

Kahn, ich will Euch ein wenig hinausrudern, wenn es Euch gefällt!"

Mit freudigem Händeklatschen sprang das fröhliche Kind in das morsche gebrechliche Fahrzeug der Fischer nahm sein Ruder zur Hand und geräuschlos glitten sie hin über die leicht gekräuselten Wellen.

Als der Nachen die Mitte des See's erreicht hatte, warf der Fährmann plötzlich sein Ruder weg und mit wilden flammenden Blicken vor die Jungfrau hintretend, zürnte er: „Jetzt bist Du in meiner Gewalt, Treulose, erkennst du mich, ich bin der Bernhard, den Du so schändlich verraten; nun rüste Dich zu sterben, denn dieser See wird Dich in wenigen Augenblicken verschlingen!"

Entsetzt sprang die Bedrohte empor und mit Schaudern betrachtete sie des Greises wilde, verstörte Züge und die funkelnden Augen, die sie im stillen Wahnsinne anstarrten.

„Wer bist Du, Fürchterlicher?" sagte sie und faltete bebend ihre Hände auf die Brust, „wer bist Du und was verlangst Du von mir?"

Der Fischer schlug eine helle, gräßliche Lache auf und höhnte: „Wie, Ännchen — Du willst mich nicht mehr erkennen, weil meine Haare grau geworden, meine Wangen geschwunden sind? So wisse denn, das ist Dein Werk, dein schändlicher Verrat hat den armen Bernhard in dieser Nacht zum hinfälligen, wahnwitzigen Greis gemacht!"

„Ich heiße nicht Ännchen," beteuerte jammernd das Mädchen, indem sie niedersank zu den Füßen des Ergrimmten, „mein Name ist Veronika, Anna hieß meine Ahne, die lange schon tot ist und droben begraben liegt in der Gruft unseres Hauses."

„Ha, Falsche!" donnerte der Alte, die Flehende mit unwiderstehlicher Gewalt erfassend und hoch emporhebend, „glaubst Du mich noch zu höhnen, — so fahre denn hin in deinen Lügen und in deiner Schande!" Damit schleuderte er sie weit hinaus in die Flut, die das schuldlose Opfer geräuschlos verschlang.

Lange stand er da und lauschte dem hohlen Rauschen der Wasser in der Tiefe; — als es endlich ganz ruhig geworden und die letzte Schaumblase auf der Oberfläche zerplatzt war, hüllte er sein Gesicht in beide Hände und brach in ein Schluchzen aus, als wollte ihm das Herz zerspringen.

Der Kahn trug ihn indeß langsam über den See und verschwand in der Richtung, wo ehemals seine stille trauliche Hütte stand.

* * *

An regnerischen Herbsttagen, wenn der Fernwind grimmig kalt über das Tal fegt, und Alt und Jung sich fröstelnd in die warme Stube flüchtet, zieht noch oft ein Fährmann einsam in seinem Kahne über den See. Grau ist sein Kleid, grau

das Schiff, und grau wie der Oktobernebel flattern seine Haare im Winde. — Er kommt gewöhnlich hinter'm Fernstein hervor, steuert langsam dem alten, verfallenen Schlosse zu und verschwindet — ein gespenstiges, unheimliches Gebilde — hinter dessen Mauern.

Wenn aber der Frühling wiederkehrt in das Tal, wenn die linden Lüfte erwachen und die Anemone ihre tiefblauen Augensterne aus Busch und Dorn emporschlägt zum heiteren, lachenden Himmel, dann sieht man auf der Oberfläche des See's die lichte Gestalt einer reizenden Jungfrau lustwandeln. — Ihr Antlitz glüht wie die Maienrose, ihr Busen glänzt wie Märzenschnee, und wie pures Gold schimmert ihr wallendes Haargelocke. — Die Talbewohner freuen sich dann und sagen:

„Glück auf! 's Jungferl vom See ist draußen, jetzt gibt es wieder schön Wetter!“

Das Grubenmännlein im Röhrerbüchel.

Lange schon ist der einst so schwunghaft betriebene Bergbau am Röhrerbüchel aufgelassen; seine Stollen und Gänge sind verschüttet, und seine Schächte, eine der tiefsten in ganz Europa, stehen unter Wasser; — alte Bergleute behaupten jedoch, der eigentliche Adel liege noch unverritzt in der Teufe und wem es gelänge, da hinunter zu kommen, der könne das gediegene Silbererz nach Tausenden von Zentnern zu Tage fördern.

Manche Sage, manch seltsames Geschichtchen knüpft sich an diesen dereinst so berühmten Schacht, und schon Sperges hat dem Publikum über die Entstehung des Baues ein heiteres Märlein mitgeteilt, wie die Gnomen, in dortiger Gegend eigentlich die Grubenmännlein genannt, dreien benebelten Bauern im Traume erschienen seien und ihnen in gutmütiger Laune die unterirdischen Schätze des Berges gezeigt hätten, worauf an der Stelle geschürft und der Reichtum entdeckt wurde; als aber die Habgier der Menschen bald keine

Grenzen mehr kannte und die kleinen, freundlichen Wirte des Berges in ihren untersten Wohnorten und geheimen Werkstätten sich gedrängt und belästigt sahen, sie, die im dunklen Schoße der Erde unermüdlich schaffen und weben für die Kinder der lichten Außenwelt, da zogen sie erzürnt von dannen und nur einer von ihnen, der Trotzigste des ganzen Geschlechtes, blieb zurück und hauste bald so übel in allen Stollen und Gängen, daß kein Knappe mehr den Schacht befahren konnte, ohne Gefahr zu laufen, von den niederstürzenden Gewässern ersäuft oder von den bösen Wettern erschlagen zu werden. — Der Bau kam in Verfall und die Bergleute räumten, wiewohl mit Widerstreben, dem unbeugsamen Gnomen das Feld.

Aber selbst die ernsten Geister der Tiefe, wenn sie einmal mit den heiteren Söhnen der Erde in Berührung gekommen sind, entbehren nur schwer ihren Umgang und so erging es auch dem mürrischen Nickel des Röhrerbüchels, — denn kaum sah er sich allein in den verlassenen, halbverschütteten Gängen des Bergwerkes, so erfaßte ihn eine wilde, peinliche Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft, und ganze Nächte hindurch kauerte er im Mondenscheine vor dem verfallenen Eingange des Erbstollens und schaute nach den trauten Wohnstätten der Talbewohner, oder wanderte wohl gar, in seinen grauen Wettermantel gehüllt, durch Dorf und Weiler, und guckte durch die erleuchteten Fen-

ster, um die Landleute in ihrem nächtlichen Heimgarten zu belauschen.

Einen guten Büchsenschuß vom Röhrerbüchel, seitwärts gegen die Rheintaler Ache zu, steht ein altes, verwittertes Gedenkstöcklein, das dem frommen Andenken eines verunglückten Grubenarbeiters aufgerichtet worden war. — Eine majestätische Edeltanne überschattet die heimliche Stätte und weiche Moossitze laden den Vorübergehenden ein, hier Rast zu machen und der Seele des Verblichenen einen andächtigen Gedanken zu weihen.

Dieses Plätzchen hatten sich eines Abends zwei Liebende zu einem heimlichen, vergnügten Stelldichein auserſehen.

Es war just um die Zeit der Sonnenwende, wo die Luft am lauesten ist, und Felder und Auen im schönsten Schmucke des Sommers prangen. Die Winde spielten sanft und scherzend im Laub der Erlen, welche die Ufer des Baches umsäumten, und trugen den balsamischen Duft des frisch getrockneten Futters von den Halden durch das Tal. Einzelne rosige Lämmerwolken schwebten als die letzten Nachzügler des scheidenden Tages über die weichen, wellenförmigen Firnen des Sonngebirges, während hinter den schärfern Umrissen des Kitzbichler Horns das breite, gutmütige Antlitz des Vollmondes, rund und hochgefärbt, wie eine Riesenpomeranze, heraustauchte, von anmutigen Nebelmännlein umschwärmt, die sich um ihn scharten

und drängten, wie die Enkel um den Großpapa, wenn er ihnen Märlein erzählt.

Heute schien er so recht eigens für die verliebten Leute in das Tal herein, indem er das kosende Paar unter die schwärzesten Schatten des Baumes begrub, während er die Gegend ringsumher ins Helle brachte, und den Wellen der sanft dahingleitenden Rheintaler Ache den Glanz des Silbers verlieh.

„Ach Trautl!“ flüsterte der Bursche mit fast andächtiger Begeisterung, „wie ist doch die Welt da heraußen so wunderschön! Kann's für einen Menschen, der die liebe lange Woche im finstern, traurigen Schachte schaffen und hantieren muß, noch was Seligeres geben, als so ein Abend im Freien und ein so herziges, lebfrisches Dirndl im Arm, wie Du bist!“

„Ich weiß nicht, zur ganzen Glückseligkeit geht mir doch noch etwas ab, Christian,“ versetzte die Dirne mit einem schelmischen Lächeln, während ihre großen, stolzen Augen von einem feurigen Verlangen erglühten, „ich möchte, statt um Taglohn zu arbeiten, ein reiches, vornehmes Dirndl sein, mit Geld und Gut vollauf; alle Kisten und Kästen möcht ich voll schöner Kleider haben, und im Stall ein halbes Hundert fetter Rinder; dann könnt' man doch auch einmal an's Heiraten denken — so aber wär's wahrhaftig nur eine Fretterei.“

„Wenn Du so hoch hinaus willst, dann werden wir wohl alle Tage unseres Lebens ledig bleiben müssen," scherzte der Liebhaber, „denn die Zeiten sind jetzt vorbei, wo die Bergzwerge hie und da ihre milde Hand aufgetan und einen begünstigten Glücksvogel mit ihren Schätzen überschüttet haben, und das alte Grubenmandl im Röhrerbüchel da ist geizig wie ein Hamster und läßt kein Lot Erz mehr aus dem Berge, wenn schon die ganze Teufe mit Silber gepflastert sein soll."

Wie von einem seltsamen wunderlichen Traume befangen, senkte Trautl das Köpfchen und schien in tiefes Nachdenken versunken. Der Christoph haschte in mutwilliger Laune mit beiden Händen nach den munteren Brachkäfern, die zu Tausenden vorüberschwärmten, während in den tieferen Schatten des Waldes zahllose Glühwürmer glänzten, gleich ebenso vielen Edelsteinen, womit die Nacht ihr dunkles Gewand umsäumte.

Da fuhr die Dirne mit einem Male plötzlich auf, ihren Liebhaber rasch bei der Hand ergreifend, flüsterte sie mit erregter Stimme: „Hörst Du denn nichts, Christoph, das klingt ja wie Hammerschlag aus der Teufe des Berges hervor; wer mag denn zu dieser späten Stunde noch arbeiten im alten, verfallenen Grubenbau?"

„Ei, wer wird das sein?" versetzte achselzuckend der schlichte, nüchterne Berger, „da haben sich gewiß so ein paar verzweifelte Narren über den

Haldensturz hergemacht, in der Meinung, sie werden aus dem Plunder, den die Alten weggeschmissen haben, das blanke Silber herauskratzen!"

Nur halbwegs durch diese Äußerung befriedigt stand Trautl auf und fragte hastig: „Wann kommst Du denn wieder heraus vom Pillersee, hoffentlich wohl recht bald?"

„Unter der Woche gibt's keine Zeit bei uns," versetzte Christoph, indem er sich zum Gehen anschickte; „wir Berger haben jetzt alle Hände voll zu tun, aber an den Samstagen kannst Du mich jedesmal da erwarten, das Platzl ist so heimlich und nett, als wenn's eigens gemacht wär' für unsere Zusammenkünfte, und der alte Kobold dort im Röhrerbüchel wird wohl nichts dagegen haben, wenn wir uns da treffen und ein bißl schön tun miteinander!"

Ein galanter Städter hätte seine Dame erst fein und säuberlich nach Hause geleitet — unter dem derben Landvolke macht man aber nicht so viel Federlesens und Umstände miteinander, nach einem kurzen aber freundlichen Abschiede trennten sich die Beiden und ein jedes trat in entgegengesetzter Richtung seinen Heimweg an.

Trautl schlenderte langsam und mit seltsam beklommenem Herzen den schmalen Weg zum Röhrerbüchel vorüber, oftmals zögernd und stille stehend; da vernahm sie durch das tiefe Schweigen der Nacht ganz deutlich den hellen, eigentümlichen

Metallton des Stufeisens, wenn es auf hartes Erz getrieben wird, und als sie sich umsah, wurde sie gewahr, daß der Eingang zum Erbstollen offen und von einem matten, unheimlichen Lichtschimmer erleuchtet stand.

Einen Augenblick schwankte und zögerte sie; bald aber konnte sie dem angebornen Vorwitze ihres Geschlechtes nicht mehr widerstehen — auf leisen Sohlen schlich sie näher und schritt durch den fast endlosen Grubengang vorsichtig dem Punkte entgegen, von dem das Licht ausströmte und das Hämmern erscholl.

Endlich betrat sie eine weite Höhle, in der Bergmannssprache eine Zeche genannt, und in der Mitte derselben gewahrte sie ein meeraltes Männlein mit einem struppigen, katzgrauen Vollbart, und wüstem, wirren Haarwuchse um das welke, eingefallene Greisenantlitz, das mit gekreuzten Beinen vor einem mächtigen Felsstücke saß und mit Hammer und Schlegel ungestüm auf das harte Gestein loshämmerte. — Von den Wänden glitzerte und funkelte das Erz in reicher Farbenbrechung, und statt dem Grubenlichte strahlte von der Brust des Gnomen ein schimmernder Karfunkelstein, dessen Glanz alles umher ins Helle brachte.

Nach etlichen Minuten hielt der Zwerg erschöpft in seiner Arbeit inne, matt und kraftlos ließ er seine Arme sinken und sang mit zitternder, weinerlicher Stimme:

„I bin so schwach, i bin so alt,
Schon bald dreitausend Jahr,
Mein Aug ist blind, mein Herz eiskalt,
Schneeweiß sind meine Haar,

Und dennoch stürmt das Blut so wild
Durch alle Adern mir,
Und eine heiße Sehnsucht füllt
Die Brust mir für und für;

Was nützen Gold und Edelstein
Und Silber mir im Berg —
Steht doch verlassen und allein
Der arme, alte Zwerg!"

Mit einem seltsamen, fast zaghaften Gefühle betrachtete die sonst beherzte Trautl die wunderliche Erscheinung, und gerne hätte sie sich wieder heimlich und unbemerkt davongeschlichen, wie sie gekommen war, allein das Auge des Gnomen, wenngleich vom Alter geschwächt, war noch scharf genug, ihre schmucke, jugendliche Gestalt zu erspähen, und mit der Behendigkeit eines Knaben emporspringend und ihr Kleid erfassend, rief er in fröhlicher Laune:

„Hoho! mein munteres Dirndl, wo aus und wo an in der finstern Gnomenhöhle? Welches Mäusel führt Dich denn da herein zum alten, übel berüchtigten Grubenmandl?"

Einmal entdeckt und ertappt wußte Trautl nichts Besseres zu tun, als schlicht und wahrheitsgetreu zu erzählen, wie sie etwas verspätet von

einem Besuche heimkehrend, durch das Hämmern und Klopfen im Berge und dem wunderbaren Lichtschimmer angelockt und hierher geführt worden sei, worauf der Zwerg noch geselliger und zuzunlicher wurde, sie bei der Hand ergriff und an seiner Seite Platz zu nehmen nötigte.

„Komm her zu mir und laß uns Ein's zusammen plaudern", sagte er, sich vergnügt die Hände reibend: „glaub mir, ich bin lange nicht so schlimm, als mich die Welt verschreit, nur dem nimmersatten, unverschämten Knappenvolke bin ich spinnenfeind, das mir im Berge da Alles von unterst zu oberst gekehrt und meine lieben friedfertigen Brüder aus ihrem alten Wohnsitze vertrieben hat, sonst leb' ich mit allen Geschöpfen unter und über der Erde im tiefsten Frieden; so ein lebfrisches, bildsauberes Dirndl aber, wie Du bist, ist mir noch gar nie unter die Augen gekommen und wenn ich nicht gar so alt und häßlich wär', so müßtest Du mein Weiblein werden und für alle Zeiten im Schachte bei mir wohnen."

Trautl meinte, das wäre doch gar zu viel Ehre für sie und ein unwillkürlicher Schauer überlief sie, als ihr Auge den Flammenblicken des Gnomen begegnete, deren wilder unheimlicher Glanz fast das strahlende Licht des Karfunkels verdunkelte; bescheidentlich äußerte sie, daß es schon spät wäre und daß sie an ihren Heimweg denken müsse, der Zwerg bat aber dringend, sie möchte noch einen

Augenblick verziehen, er wolle ihr nur ein kleines Angebinde aus der Teufe des Berges hervorholen, als eine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das ihm ihr Besuch bereitet habe. Flugs verschwand er in einer schwarzen Spalte der Grotte; nach etlichen Sekunden kehrte er aber wieder mit einem gewichtigen, hellschimmernden Erzstücke in der Hand, das er der Harrenden mit den Worten überreichte:

„Das ist gediegenes Silber, mein Kind, rein und körnig, wie nur je eines unter dem Hammer des Silberschmiedes sich dehnte; es kommt aus der untersten Schatzkammer des Schachtes herauf, wo noch keines Menschen Auge gedrungen ist, nimm es hin und kehre jeden Sonnabend um dieselbe Stunde bei mir ein, das ist die einzige Bedingung, die ich Dir stelle und wofür ich Dich zum reichsten Dirndl machen will im ganzen G'richt."

* * *

Der Glanz des Metalles, dem nur so wenige Sterbliche zu widerstehen vermögen, verfehlte auch auf Trautls Sinne seine magische Wirkung nicht, und ohne Zögern willigte sie in den ihr unbedenklich scheinenden Handel. Freudigen Gemütes verließ sie die Höhle des Berggeistes, mit dem stolzen Vorgefühle, daß sie nun Geld und Gut vollauf haben und bald über Haus und Hof werde gebieten können.

Jeden Samstag nach der verabredeten Zusam-

menkunft mit ihrem Christof sprach sie nun beim Grubenmännlein an und der Zwerg erwartete sie regelmäßig am Eingange zum Erbstollen und führte sie mit hochvergnügter Miene in seine Höhle.

Und in der Tat, es schien, als ob sein ganzes Wesen durch den Umgang mit der blühenden Bauerndirne sich verjüngen wollte. Sein Gesicht bekam eine lebhaftere Farbe, aus seinen Augen leuchtete Frohsinn und Lebenslust und das wilde, glühende Feuer war daraus verschwunden. Auch Trautl gewöhnte sich nach und nach an die Gesellschaft des Gnomen und an seine wunderlichen Eigenheiten. Sein größtes Vergnügen bestand nämlich darin, sich von der Dirne sein wüstes, struppiges Bart- und Haargelocke kämmen zu lassen und ihr dabei nach Art alter, verliebter Gecken in die vollen Rosenwangen zu kneipen, wobei er es jedoch bescheidentlich bewenden ließ und ihr dafür jedesmal beim Abschiede eine schwere Silberstufe oder wohl gar ein Beutelchen mit gekörntem Golde zum Geschenke überreichte.

Trautl war nun wirklich, was sie so sehr gewünscht hatte, ein reiches, vornehmes Dirndl. Sie hatte Geld wie Laub, konnte sich in feines Tuch und Seide kleiden und einen stattlichen Hof ankaufen, den sie mit vielem Aufwande herstellen und auf das bequemste einrichten ließ.

Alle Welt verwunderte sich und konnte nicht begreifen, wie die arme und verwaiste Dirne, die

ehmals um Taglohn gearbeitet hatte, plötzlich zu dem enormen Reichtum gekommen sei. Einige faselten, sie habe einen großen Treffer in der Lotterie gemacht; andere wollten wissen, sie sei dem Hexenbunde beigetreten und habe ihre Seele dem Schwarzen verschrieben, wieder andere behaupteten mit richtigerem Instinkte, sie habe ein Bandel mit dem Grubenmandl im Röhrerbüchel, weil es ruchbar wurde, daß sie an durchreisende Hebräer gediegene Gold- und Silbererze verhandle.

Am wenigsten hatte sich übrigens der ehrliche Christoph dieses plötzlichen Glückwechsels seiner Geliebten zu erfreuen, denn mit dem Gelde war auch der Satan des Hochmutes in die Dirne gefahren und er hatte nicht wenig von ihren Grillen und Launen zu erdulden, die ihr wahrhaft sein ganzes Herz entfremdet haben würden, hätte er sie nicht gar so treu und aufrichtig geliebt.

Nicht genug aber, daß sie ihren wackern Anbeter mit ihrem übermütigen Benehmen oft schier zur Verzweiflung brachte, sie vergaß auch, als sie Alles im Überflusse besaß, ihres Wohltäters und stellte ihre Besuche bei ihm, die ihr in der rauheren Jahreszeit ohnehin zu lästig wurden, bald gänzlich ein.

Aber der Gnome ließ mit sich nicht spassen und was er in seiner gutmütigen Laune gegeben, das konnte er in seinem Grimme auch wieder nehmen.

In einer rauhen stürmischen Dezembernacht kam plötzlich in Trautls Haus Feuer aus und bald stand das ganze Wohngebäude samt allen Stadeln, Ställen und Fruchtspeichern in lichterlohen Flammen, welche vom Nordwinde angefacht in wütender Eile das ganze reichlich eingerichtete Gut verzehrten. Trautl rettete nur mit genauer Not ihr nacktes Leben; unter den umherstehenden gaffenden Nachbarn aber, die dem Brande teilnahmslos mit den Händen im Hosensacke zusahen, trieb sich ein kleines, buckliges Männlein mit grauer Kapuze über dem häßlichen, behaarten Gesichte umher, das sich höchlich vergnügt geberdete und einmal über das anderemal ausrief: „Wie gewonnen, so zerronnen!"

Nun stand Trautl wieder ärmer als eine Kirchenmaus da und von all' ihrem Reichtum war ihr nichts geblieben, als das drückende Gefühl der Armut und Verlassenheit, das sie vorhin nicht gekannt hatte.

Echtes Gold bewährt sich aber im Feuer und echte Liebe im Unglücke! Mit freudigem Herzen nahm sich Christoph der Verlassenen an und bald herrschte zwischen Beiden wieder das alte herzliche Einvernehmen und der wackere, uneigennützige Mensch segnete das Mißgeschick, das ihm die verblendete, verloren geglaubte Geliebte wieder in seine Arme zurückgeführt hatte.

Als der Frühling mit seinen lauen Lüften und dem bunten, duftigen Blütenflor in Au und Wald wiederkehrte, war auch der böse Traum des vergangenen Jahres vergessen und die Beiden weilten als frohes Brautpaar an ihrem Lieblingsplätzchen unter der Edeltanne und besprachen die letzten Vorbereitungen zur morgigen Hochzeit.

Es war ein prächtiger Maiabend, die Bäume standen im vollen Blütenschmucke und die Schwalben tummelten sich hoch in der blauen Himmelsluft mit den andern Vögeln um die Wette.

„Ein's mußt Du mir noch versprechen", sagte Christoph mit ernstem Nachdrucke, indem er Trautls Hand ergriff und ihr bedeutsam in die Augen sah, „Du darfst nicht wieder zum Grubenmandl gehen, mit Gottes Segen und der Hände Fleiß kommt man überall durch in der Welt und der Mensch hat nicht nötig, seine Zuflucht zu den Geistern und Kobolden zu nehmen, die es am Ende doch nie ehrlich mit ihm meinen!" Freudig schlug Trautl ein und spät erst, als die Sterne schon am dunklen Firmamente erglänzten, trennten sich die Beiden und die Dirne sang auf ihrem Heimwege im seligsten Dankgefühle an ihren wackern Bräutigam:

„Wenn's regnet und schneit,
Wenn's windet und waht,
Und was tat i denn, wenn i
Mein Buaben nit hat!

Und ohne mein Buaben,
Was nutzet mi's Geld?
I hätt' ohne ihn
Do koa Freud auf der Welt!"

Als sie aber am alten Grubenbaue vorüberschritt, vernahm sie plötzlich wieder den schrillen, eigentümlichen Ton des Stufeisens und mit geheimem Grauen gewahrte sie den matten rötlichen Schimmer am Eingange des Erbstollens, der weit geöffnet vor ihr dastand.

Im mahnenden Bewußtsein ihrer Schuld und ihres Versprechens an Christian wollte sie eilig vorübergehen, allein sie besann sich wieder und ein jäher Gedanke durchkreuzte ihre Seele. „Das Grubenmandl war ja doch immer so freundlich und gut mit mir", dachte sie bei sich, „vielleicht tut es noch einmal seine milde Hand auf, damit ich nicht wie eine Betteldirne an den Traualtar treten muß!"

Im raschen Entschlusse eilte sie durch den wohlbekannten Gang der Gnomenhöhle zu, in deren Mitte der Zwerg wieder vor seinem Felsblocke saß und wütend auf den Stein loshämmerte, daß die Funken und Splitter nach allen Ecken sprühten, während er mit verbissenem Grimme die Worte murmelte:

„Verhauen, verhauen — auf ewige Zeiten der Berg!
Schatz sink, Schatz versink —
Teufe verschling' ihn und verschling' auch den Zwerg!"

Wie erschrak aber Trautl vor dem veränderten Aussehen des Gromen; sein Antlitz war eingebrochen und fahl wie die Wand, Haar und Bart flatterten wirr und struppig um die grimmig verzerrten Züge und die Augen tief in ihre Höhlen gesunken, funkelten wie Irrlichtschein durch das Halbdunkel des Schachtes.

Als der Zwerg die Dirne anschaute, lachte er wild und entsetzlich auf und höhnte:

„Aha, bist endlich wieder da, Treuvergessene, und willst Du wieder Schätze bei mir holen um wohlfeilen Preis? Wohlan, so komm denn, ich will Dir zeigen, wie reich der Gnome ist und wie er Undank zu vergelten pflegt!“

Mit diesen Worten faßte er die Widerstrebende bei der Hand und geleitete sie kreuz und quer durch die langen Stollen des Bergwerkes und wo sie gingen und standen, schimmerten alle Wände von Gold und Edelgestein und die unabsehbaren Erzgänge schienen da und dort durch das gediegene Silber getrieben zu sein.

Endlich hielt der Zwerg an und wies auf einen gähnenden Abgrund zu seinen Füßen, der sich wie ein schwarzer Höllenschlund vor Trautls entsetzten Blicken auftat und worin mit hohlem Brausen die Gewässer des Berges sich ergossen, und indem er den Karfunkel von der Brust nahm und in die grause Tiefe schleuderte, rief er mit gewaltiger, weithin schallender Stimme:

„Erlösche, Sonne des Schachtes und versinke auf immer, du Reichtum des Berges — der alte Gnome führt seine Braut heim in das ewige Reich der Nacht!“

Ein banger Wehruf erscholl — und die Gewässer der Teufe hatten den Kobold samt seinem Opfer verschlungen.

Vergebens harrten Bräutigam und Hochzeitsgäste des andern Morgens auf die Braut; sie war verschwunden und man hat nie wieder eine Spur von ihr entdeckt.

Auch vom Grubenmännlein im Röhrerbüchel hat man seither nichts mehr gehört.

Satan geprellt.

In den wilden Schluchten und Felsklüften der Kranebitterklamme und der Martinswand haust allerlei unheimliches lichtscheues Gesinde, Kibitze nisten in den hohen magern Tannen, welche die senkrechten Steinwände umsäumen, Eulen brüten in Höhlen und Ritzen, die Jahr aus Jahr ein kein Sonnenblick erleuchtet, kein Strahl des Mondes erhellt und die blutdürstige Wildkatze schleicht hier durch Dickicht und Dorn ihrer Beute nach.

Das war nun natürlich von jeher ein wahres Eldorado für den schwarzen Beherrscher der Finsternis und sein böses gottloses Treiben; war er doch schon weiland Seiner römisch-deutschen Majestät, dem Kaiser Maximilian erschienen, als er auf der Martinswand so arg in der Klemme saß und aller menschlichen Hilfe bar dem Hungertode preisgegeben schien, ihm die versuchenden Worte zuflüsternd:

„Armer Maximilian,
Dir kein Mensch mehr helfen kann:

Stürz' Dich gleich vom Fels hinab —
So findest Du ein schnelles Grab!"

Seither hat er sich nun gerade an keinen Herrn von so hohem Range mehr gewagt, aber arme Schlucker von Bauern, welche das nötige Geld für den Steuertreiber nicht mehr erschwingen konnten, Hirten, welche ihr verlorenes Vieh suchten und nicht mehr zu finden vermochten, oder verzweifelte Jäger, denen es nach einer Freikugel gelüstete, weil sie Jahr aus Jahr ein kein Federlein erwischten, hat er noch oft in Versuchung geführt, wenn sie ihm in diesen schaurigen Schluchten begegneten und wohl hat er auch so manchen von ihnen in seine Klauen bekommen, bis endlich ein beherzter und pfiffiger Geißhirt von Zirl ihm das Handwerk verleidet hat für alle Zeiten.

Dieser wackere Junge saß eines Tages, seine muntere Herde hütend, am Fuße des großen Solsteins, dort wo am obersten Ende des Schoberwaldes die prächtigen Hochwiesen sich ausbreiten, den Innsbrucker Gebirgsfreunden unter dem Namen „die Zirler Mahder" wohl bekannt und fleißig von ihnen besucht.

Es gewährte ihm absonderliches Vergnügen mit lautem Gejohle und Geschrei das Echo zu wecken, welches ihm vielfach antwortete aus den zahllosen Löchern und Schluchten des wilden Gebirges.

„Pu, puh!“ schrie er hinunter in die gähnenden Klüfte — „uh! uh!“ hallte die Bergesstimme dumpf und grollend zurück.

„Belzebub, Belzebub!“ rief er laut lachend, „komm herauf, wenn Du deine lahmen Haxen rühren kannst.“

Augenblicklich wurde eine gewaltige, finstere Gestalt sichtbar, die hinter einem nahen Granitblock hervortauchte und der Gerufene in seiner ganzen höllischen Majestät zeigte sich dem übermütigen Schreier.

„Da bin ich!“ heulte er mit einer Stimme, die dem Brüllen des Sturmwindes glich, wenn er Bäume entfesselnd durch den Hochwald tobt, während seine Augen vor Zorn funkelten und sein mächtiger Schweif die Erde peitschte, „drei Dinge magst Du von mir verlangen, für jedes derselben ist deine Seele mir verfallen; nur wenn ich von allen dreien keines verrichten kann, bist Du wieder frei und ledig.“

Satans plötzliche und unerwartete Erscheinung hatte den guten Jungen für den ersten Moment etwas stutzig gemacht und mit einigen Grauen betrachtete er das gewaltige Hörnerpaar, den langen Ziegenbart und die zottigen Bocksbeine der unterweltlichen Majestät; bald hatte er aber seine Fassung wieder erobert und sann jetzt hin und her, wie er sich am geschicktesten aus dieser mißlichen Geschichte herausputzen könnte. Nach kurzem Be-

denken verlangte er von Herrn Belzebub, er möchte ihm alle Primeln zusammensammeln, die auf dem ganzen Sollstein und Höhenberge zu finden seien und sie in einer Viertelstunde herbeischaffen, es dürfe aber nicht Eine dabei fehlen, sonst habe Satan verloren.

Der Teufel verschwand und kam nach der anberaumten Zeit schwitzend und keuchend mit einem gewaltigen Rückkorb voll duftender Aurikeln nieder, welche er vor dem Gaishirten auf das Gras hinschüttete.

„Fehlt da keine mehr?“ fragte dieser mit einer verschmitzten Miene.

„Nicht eine einzige!“ beteuerte Satan.

Da drehte der Junge seinen Hut herum und zeigte ihm lachend den Aurikelstrauß, den er schon des Morgens gepflückt und aufgesteckt hatte.

Der Teufel machte bei diesem Anblicke ein sehr albernes Gesicht und brummte: „Aufgesessen; doch jetzt das Zweite!“

„Du mußt mir binnen einer Viertelstunde alle meine Ziegen melken,“ heischte der Junge.

Flugs machte sich Satan über die ungewohnte Arbeit und sie ging ihm ganz vortrefflich von Statten, bis er zum letzten Tiere gelangte; dieses benahm sich aber so wild und ungeberdig und stieß ihn mit solcher Macht zu Boden, daß sein Pferdehuf wie ein Meilenzeiger in die Höhe ragte. Wütend erhob er sich und versuchte auf ein Neues sein

Glück, aber immer wieder mußte er wieder zur Erde und darüber verlief die festgesetzte Zeit.

Ganz erschöpft und athemlos gestand der Teufel, daß er auch hier das Spiel verloren habe.

„Ich glaub's gern," höhnte das Bürschchen, indem es sich vor Lachen beide Weichen hielt. „Wenn Ihr den Bock auch melken wollt, werdet Ihr ja nicht fertig mit der Arbeit."

Herr Belzebub, als er sich von dem kleinen Knirps derart gefoppt sah, stampfte mit seinem Pferdefuß wütend auf die Erde und verlangte mit Ungestüm die dritte Aufgabe.

Ohne sich lange zu besinnen, forderte der Schalk, daß er alle Gedenkstöcklein zählen müsse im ganzen Lande.

Mit einem sauern Gesichte machte sich der Satan an diese Danaiden-Arbeit, aber noch zur Stunde ist er damit nicht zu Ende gekommen denn immer werden neue Gedächtnistafeln hinter seinem Rücken aufgestellt und der Bildstöcklreichtum in Tirol hat bekanntlich keine Grenzen.

Seit dieser Geschichte, in der sich der Satan so gräulich blamierte, hat er sich aber in dieser Gegend nicht mehr weiter blicken lassen.

Der Waldmännlein Christbescheerung.

An der bairischen Grenze, vornämlich zwischen Kufstein und Kiefersfelden treibt sich allerlei Gesinde umher; Schwärzer und Wildschützen hantieren im Gebirge und machen den Zollwächtern und bairischen Jägern Tag und Nacht zu schaffen und auf der Landstraße begegnet man häufig den sogenannten Lahnigern, einem äußerst originellen Zigeunervölklein, das ein sehr freies Gewerbe treibt und buchstäblich genommen, von Luft und Liebe zu leben scheint, denn sie ziehen mit ihrem bald zwei= bald vierbeinig bespannten Karren bei Regen und Sonnenschein, bei Hitze und Frost Land auf und nieder, und schaut man einmal wundershalber unter den Deckel des Kastens, so kann man fast immer gewärtigen, einen Artikel zu finden, der ihnen niemals ausgeht, nämlich ein halbes Dutzend lebfrischer, halbnackter Liebesgötter, die hungrig und schmutzig, wie die jungen Ferkelchen sich auf ihrem harten Strohlager wälzen und ihren stets wachen Appetit mit irgend einer alten Brotkrume zu beschwichtigen suchen.

Bei diesen armen, in Wind und Wetter auf offener Heeresstraße geborenen und aufwachsenden Geschöpfen erwahrt sich so recht der Spruch: „Gott erbarmt sich auch des Raben im Walde und des Sperlings auf dem Dache“, sonst könnte man oft kaum begreifen, wie sie nur die ersten paar Wochen überdauern können. So eine wandernde Familie bestehend aus Vater, Mutter und sieben Kindern, alle frisch und blühend wie die Maienrosen, hatten an einem eisig kalten stürmischen Christabende in einem einschüchtigen, verlassenen Schupfen ihren Unterstand genommen. Der Nordwind blies wie besessen von der Hochriß herein, um das verlatterte, schlecht verwahrte Gebäude und fegte von allen Seiten den Schnee darum zusammen; die finstern Tannen des Forstes krachten und ächzten unter der Wucht des Orkanes, der mit ihren beschneiten Wipfeln eine besonders rauhe Zwiesprache hielt und von Zeit zu Zeit ertönte das weinerliche Geschrei der Schneekänze, die umsonst ein schützendes Obdach suchten vor dem entfesselten Elemente. Selbst der Esel, der geduldige, vierbeinige Genosse der Familie, ließ verdrießlich den Kopf sinken und gab durch wiederholtes Stampfen seine Unzufriedenheit mit dem Heidenwetter zu erkennen.

In der Mitte der Scheune hatte die Hausmutter ein wackeres Feuer angeschürt, woran sie für ihre acht Kostgänger das mager geschmalzene

Habermuß bereitete, während der Vater mit der behaglichsten Ruhe von der Welt seinen schwarzen Knaster dampfte und die armen, halbnackten Kleinen sich um das wohltätige Element drängten und an der lustig flackernden Lohe ihre frierenden Händchen wärmten.

Als die karge Mahlzeit verspeist war, wurde den Kindern ihre dürftige Lagerstätte zurecht gemacht und bald schlummerten sie trotz Schneegestöber so sanft und fest, als wären sie auf die weichsten Decken und Dunen gebetet gewesen.

Nur die beiden Eltern blieben noch an der Heerdstatt sitzen und das Weib des Dörchers schaute mit der trüben Miene einer besorgten, bekümmerten Mutter in die knisternde, allgemach erlöschende Flamme, während er phlegmatisch die Asche aus seiner Pfeife klopfte und sich zum Nachttrunk und Herzenstroste ein Gläslein Bierputzer einschenkte.

„Es ist doch ein Jammer und eine Not, wie wir armen Leute den heiligen Christabend begehen müssen!“ brach endlich die wackere Ehehälfte heraus, während sie mit dem Fürtuch eine hervorquellende Träne wegwischte, „der ärmste Bauer tut sich heute mit den Seinigen was zu Guten, während unsere armen Würmer dort halbnackt auf den Boden liegen und vor Hunger und Kälte schier zu Grunde gehen müssen; wer hätte wohl gedacht,

Thomas, daß der vermögliche Lehenbauer einmal ein brod- und obdachloser Lahniger werden würde!“

„S'ist nicht gar so aus, Mariannl!“ entgegnete der Dörcher mit unverwüstlichem Gleichmute; „schau nur die Tannen draußen im Walde an, wie sie kräftig und kerzengerade aufwachsen in Sturm und Wetter und unser junges Völkel da, wenn es auch nichts Überflüssiges hat, gibt ihnen nichts nach an Derbheit und kernigem Wesen; was braucht der Mensch auch mehr, als Gesundheit und ein zufriedenes Gemüt mit dem, was ihm Gott beschert!“

„Ich verlange, weiß der Himmel, für meine Person nichts besonderes voraus,“ eiferte die bekümmerte Hausmutter, „wenn Du zufrieden bist, so bin ich's auch; aber den Gedanken kann ich mir doch nicht aus dem Kopfe schlagen, daß unsere Kinder Mangel und Not leiden müssen, während Leute, denen wir aus dem Pech geholfen haben, jetzt in Überfluß leben und uns mit dem schwärzesten Undank lohnen.“

„Holla, da fallt mir was ein!“ rief plötzlich der Lahniger, indem er in seine Tasche griff und ein kleines Bündel mit getrockneten Waldkräutern hervorlangte; „erinnerst Du Dich noch an das kleine, meeralte Mannl, das wir an unserm Hochzeitstag drüben vor Kiefersfelden halb erfroren und verhungert von der Straße aufklaubten und mit Speise und warmen Kleidern versorgten?

Weißt Du noch, wie es uns beim Abschied so treuherzig die Hände gedrückt und uns das Packel da zugesteckt hat, mit dem Bedeuten, wir sollen es anschüren und dabei seinen Namen Grünbaldele aussprechen, wenn wir einmal etwas von ihm benötigen sollten?"

„Kannst's ja versuchen, Thomas," meinte die Dörcherin; „schaden wird's in keinem Falle etwas; vielleicht gehörte der arme, klägliche Gast zum Geschlechte der Waldmannln, die in den bayerischen Wäldern hausen, und gar gutmütige, dankbare Kreaturen sein sollen — kann leicht der Fall sein, daß er sich besser unserer Guttaten erinnert, als die hartherzigen, verstockten Menschen, an die wir so leichtsinniger Weise unser Hab und Gut verschwendet haben."

Ohne sich länger zu besinnen warf der Dörcher das Kräuterbündel auf die glimmenden Kohlen und murmelte dabei den vorhin erwähnten Namen.

Eine Pause gespannter Erwartung trat ein, als die Glut mit gieriger Eile das dürre Kraut verzehrte; knisternd flackerte eine bläuliche Flamme empor, die sich, vom Herde erhebend, wie ein schwankes Irrlicht eine Weile über den Köpfen des erstaunten Ehepaares umhertanzte und dann plötzlich wie der Wind durch eine offene Spalte des Daches hinweghuschte — und verschwand.

Nicht lange, so öffnete sich leise und behutsam die Türe der Scheune und herein trat ein bärti=

ges, eisgraues Männlein, mit grauem Lodenhemde angetan, in welchem die beiden Dörcherleute gar bald ihren Hochzeitsgast von ehemals erkannten, und indem es sich mit freundlichem Anstande vor seinen Wohltätern verneigte, sagte es mit erhobener Stimme:

„Da bin ich und was verlangt Ihr von mir?"

Erstaunt betrachteten diese die wohlbekannte Erscheinung und wußten kaum, ob sie träumten oder wachten, das Mutterherz war aber nicht lange in Zweifel und schnell resolviert erwiderte das Weib des Lahnigers:

„Schaff meinen armen Kindern warme Kleider und einen guten Bissen auf morgen, Waldmannl, und Du machst mich zum glücklichsten Geschöpfe auf der Welt."

Flugs drehte sich das Zwerglein um, stampfte mit seinen Absätzen dreimal auf die Erde und sogleich erschien eine ganze Schar seiner Brüder, die einen stattlichen Fichtenbaum hinter sich herschleppten und in einer Ecke der Scheune aufrichteten. Jeder von den Zwergen trug überdies eine schwere Bürde auf dem Rücken, die er behutsam und vorsichtig auf den Boden vor sich hinstellte.

Nun ging es an ein Auspacken und Hervorlangen, und die geschäftigen Männlein steckten bunte Kerzen auf die grünen, schneefeuchten Zweige, daß bald der ganze Baum von hellflimmernden Lichtern strahlte, und putzten und zierten ihn mit

allerliebsten Sachen auf, daß seine Äste sich bogen unter der Last der köstlichen Geschenke, mit denen er rings überhangen wurde.

Da gab es Spielereien der zierlichsten Art, warme Winterkleider, Pelzmützen und Handschuhe, Backwerk, Weihnachtskuchen und schön vergoldete Waldäpfelein; dazu lehrreiche, unterhaltende Bücher in schmuckem Ledereinbande und unzählige andere Gegenstände, wie sie den Kindern so willkommen sind.

Zu guter Letzt setzten die Zwerge ein schweres Kästchen, aus massivem Eichenholze kunstvoll geschnitzt, vor die Füße des erstaunten Ehepaares, dann stellten sie sich rund um den strahlenden Christbaum her und betrachteten mit stillem Wohlgefallen ihr glänzendes Werk.

Die beiden Dörcherleute wußten kaum, wie ihnen geschah; da trat Grünbaldele, der Vornehmste von der Gesellschaft, mit freundlicher Miene vor sie hin und redete sie in folgender Weise an:

„Da haben wir nun trotz Grenzbaum und Zollwächter diese Sächelchen aus dem Bayerlande herübergeschafft, damit die lieben Kinder dort, wie es in der ganzen christlichen Welt gebräuchlich ist, einen fröhlichen Weihnachtsabend feiern können. Für Euch aber, meine wackern Wohltäter, habe ich dies Kästchen voll klingender Schwerttaler dazugetan, alle mit dem Bildnisse unseres guten,

höchstseligen Königs Maximilian geschmückt, die Euch für immer aus der Not befreien sollen, in die Euch eure maßlose Gutherzigkeit gestürzt hat. — Wir Waldmännlein von der Grenze haben unsere Augen und Ohren überall und lassen niemanden stecken, der sich einmal ein Anrecht auf unsere Dankbarkeit erwarb.“

Nach diesen in sichtlicher Bewegung gesprochenen Worten winkte das Zwerglein seinen Gefährten und die kleinen, seltsamen Käuze trollten sich wieder, geräuschlos und behutsam, wie sie gekommen waren, von dannen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß nun in der einschichtigen, verschneiten Scheune die heiterste Szene erfolgte, die sich nur immer denken läßt, und daß die Dörcherleute ihr Lahnigerhandwerk sofort an den Nagel hingen und sich wieder einen eigenen, behaglichen Herd gründeten.

Wo sind aber die klugen, treugesinnten Waldmännlein hingeraten? Sie sind wohl am Ende gar mit der alten, biedern deutschen Sitte des Landes verwiesen worden.

Das Schroffensteiner Weinfaß.

Auf Schroffenstein, auf Schroffenstein,
Da liegt ein mächtig Faß voll Wein —
Terlaner-Muskateller!
Gar manches Jahr, ja manches Jahr,
Ich glaub viel hundert Jahre gar,
Ruht's da im tiefen Keller.

Der Wein ist echt, der Wein ist gut,
Uralt Tiroler Rebenblut,
Kein heueriger Hase —
Den besten Zecher bringt ein Glas
Von diesem feurig edlen Naß
Ganz sicher auf die Nase.

Doch immerhin, wie stark er sei —
Schafft nur die Humpen schnell herbei,
Und laßt den Alten schäumen;
Stoßt an! und ich erzähle Euch
Die drollige Geschichte gleich
In Prosa, statt in Reimen.

Der Burgherr auf Schroffenstein war ein Schlemmer und wüster Gesell, wie es keinen zweiten gab in weiter Runde; all' sein Hab und Gut hatte er in eitel Wein verwandelt, der in unzähligen

Fässern wohl aufgespeichert in seinem Keller lag. Kaum wenn der Morgen graute und der Hahn zum ersten Male gekräht hatte, saß der alte Vollzapfen schon bei seinem Humpen, leerte ihn und ließ ihn wieder füllen, bis die Nacht einbrach und er endlich auf sein Lager sank zu kurzem Schlummer.

Kam irgend ein Fremdling, seine Gastfreundschaft anrufend, auf das Schloß, so zwang er ihn, mit ihm zu zechen, bis er besinnungslos unter dem Tische lag, dann ließ er ihn hohnlachend durch seine Knechte in den Schweinstall werfen, von wo er am folgenden Tage mit einer tüchtigen Tracht Schläge entlassen wurde.

Eines Abends, es war im Dezember, und rauh und wild stürmte der Schneewind durch das Tal, saß er wieder wie gewöhnlich einsam auf seiner Kemenate, den vollen Humpen vor sich, dem er tapfer zusetzte.

Da pochte es mit dumpfen Schlägen an die Schloßpforte.

„Wer poltert so spät noch an das Tor?“ schnaubte er den eintretenden Vogt an.

„Ein winzig Männlein ist draußen von fremdländischem Aussehen,“ sagte dieser; „soll ich es einlassen?“

„Bring den Kauz zu mir,“ war die kurze Antwort.

Der Vogt ging; der Ritter legte aber sein aufgedunsenes, weinrotes Gesicht in trotzige Falten,

nahm einen derben Schluck aus seinem Riesenbecher und harrte mit Spannung des fremden Gastes.

Der ließ nicht lange auf sich warten. Es war in der Tat ein winzig Zwerglein mit kurzen Säbelbeinen und langem, schmutzigweißem Barte, der ihm bis an den übergroßen, herunterhängenden Wanst reichte. Der Kleine trug ein gelbes Wamms und hochrote Hosen von äußerst komischem Zuschnitt und sein Gesicht hatte einen schüchternen, zaghaften Ausdruck.

„Kannst Du den Humpen regieren, kleiner Knirps?" donnerte der Burgherr seinen Gast an; „daß Du mich wohl verstehst, ich laß Dich weidlich prügeln, wenn Du nicht einen Schlauch hast, wie mein großes Fuderfaß."

„Will's probieren, will's probieren!" sagte der Zwerg mit einem blöden Blick.

Als ihm aber der Ritter lachend seinen mächtigen Humpen hinreichte, faßte er denselben gierig in beide Hände und leerte ihn auf einen Schluck. Darauf klopfte er mit sichtlichem Wohlbehagen an seinen Bauch und rief:

„Das war gut, das war vortrefflich, aber noch mehr!!"

„Sollst Dir wahrlich noch genug kriegen!" meinte der Ritter und winkte dem Vogt, der sogleich mit frischgefüllten Bechern erschien. Das war aber für den Kleinen nur zum Kosten, er

leerte gierig einen nach dem andern und heischte darauf wieder:

„Jetzt krieg ich erst Durst; tragt auf, tragt auf!“

„Bringt den großen Stiefel,“ herrschte der Ritter ungeduldig dem Vogte zu, „ich will doch sehen, ob der kleine Balg da keinen Boden hat!“

Nun wurde ein mächtiges Horn, bis an den Rand mit schäumendem Terlaner gefüllt, hereingeschleppt, aber kaum hatte der Zwerg das Gefäß in seinen Händen, als es auch schon leer war.

Mit wachsendem Staunen sah der Burgherr seinem tapfern Gaste zu, jetzt stand er auf und eiferte:

„Genug, wir wollen in den Keller gehen, es wäre doch ein ewiger Schandfleck auf mein Haus, wenn dieser Zwerg behaupten könnte, er wäre durstig von hier weggegangen.“

Als das Männlein im kühlen Kellerraume die aufgespeicherten Fässer erblickte, hüpfte ihm ordentlich das Herz im Leibe; sogleich machte er ein Spundloch auf und schlürfte solange, bis der letzte Tropfen versiegt war; dann machte er sich an's zweite, dritte, vierte Faß — und so oft er mit einem fertig war, wischte er sich vergnügt seinen langen Bart ab und klopfte an die hohltönenden Dauben, zum Zeichen, daß der Inhalt geleert sei. — So ging es fort, bis der kleine Nimmersatt

ans letzte Faß gelangte — da sank dem Burgherrn der Mut und er bat mit flehentlicher Stimme:

„Schone, schone mir dieses, denn was fange ich Armer an, wenn mich der Durst plagt und kein Tropfen mehr im Keller ist?“

„Und willst Du mir das letzte Fäßlein nicht gönnen?“ sagte der Zwerg mit gierigen Blicken, indem er den Finger ans Spundloch legte, „ei, dann soll es verzaubert sein auf hundert Jahre!“ Darauf klopfte er lüstern mit den Fingern auf die Dauben und flüsterte den Spruch:

„Fäßlein mit dem roten Wein,
Wahre mir den Inhalt fein,
Wahre mir dies Rebenblut
Hundert Jährlein fest und gut!“

worauf er vor des Ritters Augen in den Boden versank.

Gleich nachher wurde der Burgherr von einem entsetzlichen Durst befallen, der ihn Tag und Nacht quälte — aber umsonst versucht er's, sich des Inhalts zu bemeistern; das Spundloch war wie zugefroren und die Dauben schienen von Eisen zu sein; im Fasse aber rauschte und gährte der Wein, wie zum Hohne für den Gequälten.

Nach etlichen Tagen fand man ihn entseelt neben dem verhexten Fasse sitzen — der edle Recke war verdurstet.

Spätere Besitzer des Schlosses haben den Schatz im Keller entdeckt, von dem der Zauber wieder gewichen war — die Dauben am Fasse waren längst vermodert, das edle Naß, in eine Kruste Weinstein gehüllt, wird aber noch lange manches wackern Zechers Kehle erfreuen.

Die Sterzingermoos-Ritter und Fräulein.

Auf der Sterzingerheide, gemeinhin das Moos genannt, gedeiht keine Blume und entsprießt kein grüner Halm; der Boden ist wie von Lava versengt und liegt öde und unfruchtbar da wie eine dürre Steppe; hieher nun hat der Volkswitz mit treffendem Humor die abgeschiedenen Seelen der alten Junggesellen und Jungfrauen verbannt, welche bei Tage in Gestalt häßlicher Moosschnecken, bei Nacht aber als gräuliche Gespenster sich allda herumtreiben und manchen unheimlichen Spuck üben.

Da kam einmal spät nachts der Geißhirt von Wiesen eine verlorene Ziege suchend an der Heide vorüber und ermüdet vom stundenlangen Umherstreifen durch Dickicht und Dorn setzte er sich hart am Rande derselben auf einen Stein hin. Der Mond schien fast kerzengerade vom tiefblauen Sternenhimmel herunter übers Tal und brachte Alles so ins Helle, daß man ein Groschenstück von der Erde hätte auflesen können, und das dürre Moos lag wie ein geräumiger, erleuchteter Tanzboden vor ihm da.

Plötzlich rauschte und huschte es ab und zu um seine Ohren und bläuliche Flämmchen tauchten rings aus Moor und Sumpf empor und schwirrte mit seltsamem Gezische an ihm vorüber.

Erst einzeln, dann in ganzen Gruppen umschwirrten sie ihn und bald däuchte ihm, als ob sie sich in ebenso viele welke, abgezehrte Gesichter verwandelten, die ihn mit stieren, lüsternen Augen anglotzten.

Dem ehrlichen Geißhirten wurde gar bang und kraus zu Mute und ein Schauer um den andern überlief seinen Rücken, allein das war nur erst das Vorspiel von der Komödie, die jetzt losgehen und deren unfreiwilliger Zeuge er sein sollte.

Kaum hatte nämlich die Glocke in Sterzing mit dumpfen, gemessenen Schlägen die Mitternacht verkündet, da stiegen aus allen Ecken und Enden der Heide Gestalten hervor und traten in einen unabsehbaren Kreis zusammen, der sich erst langsam, dann immer schneller und schneller in Bewegung setzte und sich der Stelle näherte, die der Geißhirt inne hatte. Es waren männliche und weibliche Gestalten von der kläglichsten Art, in uraltmodischem wie in modernem Kostüme; hohläugige, zahnlose Fratzen mit erdfahlen Wangen und schlaffen, hängenden Zügen grinsten unter Haube und Perrücke hervor und unzählige dürre Spinnenbeine bewegten sich hin und her im rasenden, schwindelnden Reigen.

Hei! wie stolperte und holperte, baumelte und gaukelte das so unsäuberlich im Kreise umher und welch' abenteuerliche Figuren und Verschlingungen zeigte dieser grause, nächtliche Kontretanz.

Jetzt kam eine Gruppe der abscheulichsten Matronen schnurgerade auf den vor Angst halb versteinerten Burschen losgerannt und Hunderte von abgezehrten Händen streckten sich aus nach ihm in wahnsinniger Begier; schon hatten sie ihn bei der Jacke erfaßt und die liebeswütigen alten Jungfern hätten ihn zu Atomen zerrissen, da faßte er in der äußersten Verzweiflung nach seinem Bockshorn und stieß mit aller Macht hinein, und siehe da, bei den schmetternden, ungewohnten Tönen zerstob die unsaubere Sippschaft wie Spreu nach allen Weltenden und das ganze Moos war im Nu wie ausgefegt.

In kaltem Schweiß gebadet stand der Geißhirt auf und floh mit Entsetzen die unheimliche Gegend, fest entschlossen, sie um keinen Preis der Erde mehr zu solcher Stunde zu betreten!

Die gespenstige Bevölkerung der Sterzingerheide nimmt aber in neuester Zeit in wahrhaft beunruhigender Weise überhand und bald wird Niemand mehr im weiten Umkreise existieren können, wenn nicht Sankt Petrus einmal einen Generalpardon für diese kläglichen Rumormacher erwirkt.

Der Kraxenmartl und der Tod.

Das war ein recht eigentümliches, spaßiges Männlein, welches Jahr aus, Jahr ein, Sommer und Winter, mit seiner Kraxe auf dem Rücken, die Hinterriß und Leutasch bis hinüber nach Seefeld und hinunter gegen Zirl, Berg auf und Berg nieder, durchwanderte, jeden Hof abhausierte und seinen Kinderspielwaren-Kram feilbot.

Die ältesten Leute der Gegend kannten den sonderbaren Kauz schon von ihren Kindesbeinen an, genau so, wie er heute war: kein Härlein am Kopf, tausend und aber tausend Falten und Runzeln im hagern, wettergebräunten Gesicht, die kleine Tabakspfeife im fest zusammengekniffenen Munde und den Korb am Rücken, den er niemals herunternahm, selbst nicht, wenn er zur Kirche ging.

Kein Mensch wußte zu sagen, wie alt das Männlein sein mochte und wo es seine Heimat hatte; die Einen meinten, es wäre ein Krautwelscher aus dem entlegenen Grödnertale — Andere munkelten, es sei ein Soldatenkind und zur Zeit

des bayerischen Rummels in die Gegend gekommen, wo es sich nun seit Menschengedenken umhertreibe.

Für die Kinder war es ein wahres Gaudium, wenn des Alten wohlbekannte Gestalt sichtbar wurde.

„Juchheisa, der Kraxen-Martl kommt!“ riefen sie dann jubelnd und stürmten ihm entgegen, ihn in ihre Mitte nehmend und ihn jauchzend und händeklatschend in das Haus geleitend.

Das war für das junge Völkchen aber auch eine wahre Augenweide, was das Männlein da alles vor ihnen auskramte:

Schön bemalte Puppen und Wiegen dazu, Nußknacker, Dukaten-Drucker und Rößlein mit Pfeifchen am Hinterteile, Grillenhäuschen, Trommeln, Trompeten und Pfeilbüchsen und Schachteln mit Soldaten darin und was der Dinge mehr sind, geeignet, ein Kindesherz in Wallung zu bringen und höher schlagen zu machen.

Begreiflicherweise wuchs die Begehrlichkeit, je mehr der hübschen Sachen zum Vorschein kamen und die Ungeduldigsten stiegen dann wohl auf Bank und Tisch, um in den Korb zu gucken oder gar selbst zuzugreifen.

Das mochte der Alte aber nicht leiden; sein sonst so gutmütiges, freundlich lächelndes Gesicht verfinsterte sich dann urplötzlich, wie die Kuppe des Berges, wenn eine Wolke darüber zieht und mit einer bedeutungsvollen, vielsagenden Geberde langte er eine mächtige Birkenrute hervor, dem kecken

Völkchen demonstrierend, wozu Gott in seiner Weisheit dieses Kraut und den rückwärtigen Teil des Körpers erschaffen habe.

Noch mißlauniger pflegte er zu werden, wenn die Bäuerin, was wohl da und dort geschehen mochte, über die schlechten Zeiten lamentierte und nicht blechen wollte — ja ihm für seine Bemühung nicht einmal ein Gläschen Schnaps kredenzte. Da stellte er sich dann bitterböse, packte unmutig seinen Kram zusammen und schickte sich zum gehen an.

Wenn die Kleinen dann aber betrübt dastanden und mit trauriger Miene zusahen, wie Stück für Stück von den Herrlichkeiten wieder in seinem Rückkorbe verschwand, wurde er wieder freundlich und guter Dinge wie zuvor und beschenkte jedes von ihnen mit einer Spielerei, so daß auch nicht eines leer ausging.

Seelenvergnügt, daß seine Bürde um ein merkliches leichter geworden war, ging er dann wieder seines Weges, nicht ohne dem Schalk, der ihn beherrschte, mit irgend einem Spottliedl Luft gemacht zu haben:

„Mit dia Luitascher ist's schon decht
Gar koa recht's Thoan,
Hab'n d'Hosen viel z'kurz
Und die Hüatlan viel z'kloan;

Fahr'n 's ganze Jahr eini
Mit'n Hölzl nach Sprugg,
Versaufen ihr Geld --
Kemmen laar wieder z'rugg!“

Begreiflicherweise mochte der gute Alte bei seiner Handelschaft nicht viel aufstecken, das schien ihm aber keinen Kummer zu machen — hatte er nur etwas schwarzen Knaster in seinem Tabaksbeutel und einen Bissen Brod im Sack, so war er vergnügt und guter Dinge und wenn der Tag zur Neige ging, fand er ja immer einen Stall oder einen Heuschoppen, um sein Haupt zur Ruhe betten zu können.

* * *

Es mochten jetzt schon Monden verstrichen sein, seit man den Alten das letztemal in der Gegend gesehen hatte und er war schon fast wie verschollen. Nur die liebe Jugend erinnerte sich noch seiner und bedauerte höchlich sein langes Fernbleiben.

Da erschien er plötzlich wieder lustig und guter Dinge im Dorfe Seefeld und trat mit etwas schwankenden Beinen, sichtlich angeheitert, mitten unter einen Rudel fröhlicher Knaben, welche auf dem Kirchplatze Sprengkügelchen spielten.

Mit einem Jubelgeschrei ward der Langvermißte von ihnen begrüßt und in die Mitte genommen und er langte mit schmunzelnder Miene in seinen Rückkorb und teilte mit größter Freigebigkeit seine Schätze unter sie aus, bis von all' den Herrlichkeiten kein Stücklein mehr übrig war. Das letzte, was zum Vorschein kam, war die Allen wohlbekannte und von ihnen so sehr gefürchtete

Birkenrute. Er händigte sie ihnen mit einem bedeutungsvollen Lächeln ein und sagte: „Heute, Kinder, ist Johannes der Täufer, da kehrt die Sonne um und mit dem Tag geht es wieder abwärts. Mit dem Menschen ist's nett so — wenn er alt genug ist, muß er wieder z'rugg, wo er her ist. Buebmer, wir sehen uns jetzt lang nimmer! Der Kraxen-Martl wandert weit weg von da, in's Land, wo der Pfeffer wachst, und der hinter mir nachkommt, ist a trauriger Schwanz; wenn er enk epper begegnen sollt mit meinem Ruckkorb da, so macht's nit viel Mäus und haut's ihn mit der Ruaten zum Dorf außi!"

Sichtlich befriedigt seine Angelegenheiten in dieser Weise in Ordnung gebracht zu haben, ging er seines Weges, der ihn vom Orte Seefeld nach der entlegenen Hinterriß führte.

Vor einer einschichtigen Kappelle oben am Waldesrande machte er Halt und als der Ton der Aveglocke heraufdrang, nahm er andächtig sein Hütlein ab, klopfte seine Pfeife aus und betete mit halblauter Stimme ein Vaterunser.

Als er sein Amen gesprochen, sah er sich nach allen Seiten um und war sichtlich befriedigt, als aus den Schatten des Waldes eine hagere Gestalt auftauchte und ein erschreckend magerer, zaundürrer Geselle auf ihn zugeschritten kam und ihm die sehnige Knochenhand zum Willkomm bot.

Es war der Tod!

„Bist lang ausg'wesen, Brüderl!“ sagte der Martl, „ich hab schon glaubt, du hättest ganz auf mich vergessen!“

„Dieser wegen braucht niemand ein Sorge zu haben,“ knurrte der Gestrenge, „wenn die Zeit um ist, bin ich immer pünktlich am Platz. Jetzt mach nur frisch, denn ich habe heute noch viel zu tun und keine Zeit zu verlieren.“

„Nun, nun!“ meinte der Martl, an seinem Rückkorbe nestelnd, „jetzt auf einmal eine solche Eile und früher hat's gar keine gehabt, weißt wohl:

„Mei Kraxen und i,
Und i und mei Kraxen,
Miar sein schon g'rad schier
Als wie z'sammen g'wachsen,

I schlepp sie schon bald
Hundert Jahr auf mein G'nagg,
Und hab miar verdient
Kaum a Pfeif voll Tabagg.

Jetzt hat's wohl decht endli
A'n End mit dem G'frett,
Ja, wan i sie nur a
Vom Buggl schon hätt;

Geh' hilf miar decht außer,
Daß i sterben kann,
Sonst wer i's wahrhaftig
Halt nit recht dertoan!“

Der Tod war nicht faul, dem Alten hilfreiche Hand zu leisten, um ihm das Geschäft des Ster=

bens zu erleichtern; ist es ja doch von jeher seine Aufgabe gewesen, die Menschen von allen Bürden und Plagen zu befreien. Der Martl war aber ein loser Schelm, dem es mit dem Sterben noch gar nicht Ernst war und als er den Korb von den Schultern hatte, bat er den Meister Klapperbein inständig, ihn damit abzulösen, bis sie das steinerne Kreuz oben an der Wegscheide erreicht hätten, wo er noch seine letztwillige Anordnung treffen wolle.

Willig, wenn auch mit etwas grämlicher Miene, willfahrte der Tod diesem Ansinnen. Der Korb drückte aber gar schwer auf seine dürren Knochen und verursachte ihm große Beschwerde.

An der Wegscheide angekommen, wollte er die ungewohnte Last eilig wieder absetzen. Damit hatte es aber seine Haken, denn er war dazu viel zu steif und ungelenk und je mehr er sich mühte, desto fester und unbeweglicher saß ihm der Korb am Genick.

Nun war es an ihm, dem Alten gute Worte zu geben, der rührte aber keinen Finger, stopfte sich gemach seine Pfeife an und demonstrierte dem Tod, er habe jetzt testiert und ihm seine Kraxe vermacht, die er nun zum ewigen Gedenken an ihn weiter schleppen möge.

Damit ging der Martl seine Wege und der gefoppte Tod hatte das Nachsehen, die lange Nase und dazu den Korb auf'm Rücken.

* * *

Vom Kraxen-Martl hat man seit dem Tage nichts mehr gesehen und gehört — er war für immer aus der Gegend verschwunden.

Den Tod hat man aber in Seefeld und in der Leutasch nie mehr anders als wie mit der Kraxe auf dem Rücken begegnet und wo ihn die liebe Jugend erwischen kann, ist sie eingedenk der Lehre des Alten, mit der Birkenrute hinter ihm her und haut ihn unbarmherzig durch.

Jetzt wagt er sich nur mehr verstohlen, bei Nacht und Nebel in die Häuser, um ein unschuldiges Kindlein oder ein lebensmüdes hochbetagtes Mütterchen heimzuführen in das Land der ewigen Ruhe.

Der Ritter von Karnaid.

Es war eine böse verhängnisvolle Zeit und Gottes Hand lastete schwer auf dem sonst so gesegneten Etschlande; die Vögel waren hinweggezogen, denn die Luft schien rings umher vergiftet, die Blume verdorrte und der Weinstock starb ab, bevor seine süße Frucht gereift war — ein schrecklicher Gast aus fremden Landen, die leidige Pest, wütete in Dorf und Stadt und Jammer und Kleinmütigkeit herrschte in der stolzen Herrenburg wie in der bescheidenen Hütte des Bauers.

Der Ritter auf Karnaid saß trüben beklommenen Herzens heraußen auf dem luftigen Söller seines Schlosses und starrte hinunter in das weite Tal, das im letzten Sonnenblicke öde und traurig da lag wie ein Leichenfeld. Kein froher Laut drang herauf zu ihm, das heitere Lied des Saltners schwieg, gab's doch keine Trauben mehr zu hüten im ganzen weiten Revier, — ja selbst der Gesang des Heimchens war verstummt im Busch und Hecken und nur der nimmer enden wollende

Ton des Zügenglöckleins von Rentsch hallte wimmernd empor durch die Schwüle des Abends.

Des Ritters sonst so leichtfertiger und ungläubiger Sinn war tief gebeugt; überwältigt von einer namenlosen Angst und Beklommenheit warf er sich nieder auf den rauhen Stein und sandte wohl zum ersten Male in seinem Leben ein inbrünstiges Gebet empor zum Herrn über Leben und Tod. Er gelobte mit heiligen Eidschwüren, daß er mit seinem ganzem Hause, mit all seinen Knappen und Reisigen, Dienern und Mägden jedes Jahr um diese Zeit einen Wallfahrtszug nach Weißenstein unternehmen wolle, woferne der Himmel ihn und die Seinen verschonen wolle vor der schrecklichen Heimsuchung, die das Land rings umher entvölkerte.

Und siehe da — seine Bitte fand Erhörung! Wohl wütete die Seuche noch manche lange Woche in der Gegend, aber Schloß Karnaid glich einer blühenden Oase in der Wüste, worin Frohsinn und Leben ein Asyl gefunden; die muntern Singvögel nisteten in den hohen Bäumen des Zwingers, die Rosen im Schloßgarten trieben Blüte auf Blüte und von den Rebengeländen hingen schwere goldene Trauben nieder, zum süßen Genusse winkend.

Endlich erbarmte sich Gott auch des schwer heimgesuchten Tales; der grimme Wüstenreiter aus dem fernen Morgenlande sattelte sein dürres

Roß und verschwand allgemach aus der Gegend, nur in den leichengedüngten Pestfriedhöfen das grausame Andenken an seinen Besuch hinterlassend.

Ein Jährlein war seither verronnen. Eine üppige Ernte hatte aller Not ein Ende gemacht und von den grünenden Rebenstücken winkte ein reicher Segen der herrlichsten Trauben und verhieß eine ergiebige Weinlese. Nur oben auf Karnaid zeigte sich seltsamer Weise das Übel vom vergangenen Jahre. Die Vögel verließen ihre bequemen Nester in den hohen Nußbäumen des Burgfriedens, Blatt und Blume verdarb und der Weinstock war mit einen schwarzen Roste überzogen und verbreitete einen pestartigen Geruch.

Der Ritter von Karnaid hatte in Saus und Braus das Jahr verlebt, ohne nur einmal an die Erfüllung seines Gelübdes zu denken, das sollte sich nun auf eine furchtbare Weise an ihm und seinem ganzen Hause rächen. Während unten im Tale Alles Heiterkeit und Frohsinn athmete und der Saltner singend und trillernd durch die gesegneten Weinberge schlenderte, herrschte oben auf Karnaid Elend und Verzweiflung. Der Reiter auf dürren Pferde, der furchtbare Gast vom vorigen Jahre hatte sich wie der Dieb in der Nacht in seine festen Mauern eingeschlichen und hauste auf entsetzliche Weise unter den Bewohnern der Burg; Groß und Klein sank unter den Streichen seiner Hippe. Als endlich auch die Reihe an den Burg=

herrn kam, war keine lebende Hand mehr da, ihm die Augen zuzudrücken und die Sterbglocke zu läuten zu seinen Hinscheiden; hilflos und verlassen, ohne Sang und Klang und priesterlichen Segen sank der letzte Gebieter von Karnaid auf den Schragen und erst nach Monden wagte sich das Volk hinauf in das Haus des Todes, um die Leichen zu beerdigen und den Burgherrn zur Gruft seiner Väter zu bestatten.

Was der Ritter aber einst im Leben gelobt und nicht erfüllt hatte, muß er noch nach seinem Tode vollbringen. Alljährlich, wenn die Trauben sich zu färben beginnen und das Heimchen seinen klagenden Gesang anstimmt in den Hecken der Rebengelände, öffnen sich in stiller Mitternachtsstunde die Tore der Schloßkapelle auf Karnaid und heraus wallt in ernster feierlicher Haltung ein langer, dunkler Zug mit Kreuz und Stangen, Fahnen und flammenden Kerzen; allen voran reitet ein grauses Gerippe auf dürren Pferde und zuletzt folgt die hohe, gebeugte Gestalt des Ritters nur mit dem Leichenhemde angetan, wie er gebettet liegt in seinem Sarge. Eine kurze Strecke nur verfolgt der Geisterzug den schmalen Schloßweg, dann schwebt er empor, ein gespenstiges flammendes Gebilde, und verschwindet in der Richtung gegen Weißenstein.

Die Rosen am St. Paulser Friedhofe.

In einem der zahlreichen und stattlichen Edelhöfe, welche heute noch den rebenbekränzten sonnigen Geländen Eppans ihren eigenartig romantischen Reiz verleihen, lebte zu Ende des dreißigjährigen Krieges eine adelige Witwe mit ihrer einzigen bildschönen Tochter.

Das Fräulein war unlängst aus einer geistlichen Erziehungsanstalt heimgekehrt, und Beide galten als Muster der Frömmigkeit und werktätigen Nächstenliebe. — Sie waren in der ganzen Gegend geehrt und geliebt.

Eines Tages, es war gerade die Zeit der Weinlese, kam eine Schwadron kaiserlicher Reiter, von einem jungen, schmucken Offizier geführt, zum Pfarrdorfe St. Pauls angeritten, und nahm daselbst, sowie in den nahe gelegenen Ansitzen „auf Berg“ Quartiere.

Der Zufall fügte es, daß der Führer der Truppe das stattliche Gehöfte der Witfrau zu seinem Standquartiere wählte, und bald entspann sich zwischen

ihm und dem Fräulein ein enges Liebesverhältnis, dem in kurzer Zeit die förmliche Verlobung folgte. — Nach Beendigung des Krieges sollten die Beiden ein Paar werden.

Unbeschreiblich war ihr Glück — doch das Schicksal hatte anders über sie beschlossen, und dem beseligenden Traume sollte ein schreckliches Erwachen folgen.

Es kam in der nächsten Umgebung des Ortes zu einem blutigen Zusammenstoß mit feindlichen Streitkräften, wobei der junge Offizier von einer Feindeskugel getroffen, tötlich verwundet, vom Pferde sank.

Sterbend wurde er in das Haus der jammernden Braut gebracht, in deren Armen er nach wenigen Stunden seinen letzten Seufzer verhauchte.

Diese hatte nicht die Seelenstärke, den entsetzlichen Schlag, der wie ein Blitz aus heiterm Himmel sie getroffen und ihre schönsten Hoffnungen zertrümmert hatte, mit Ergebung zu tragen; Wahnsinn umnachtete ihren Geist, und von früher Morgenstunde bis zum späten Abend weilte sie in stummer Verzweiflung an der Stätte, wo der Heißgeliebte in die kühle Erde gebettet, den ewigen Schlaf des Todes schlief. — Kein Zuspruch, keine Macht der Überredung vermochte sie von ihrem Beginnen abzuhalten.

Eines Tages, als das Fräulein zu später

Stunde noch nicht heimgekehrt war, und die trostlose Mutter nach der Beklagenswerten suchte, fand sie dieselbe entseelt auf dem Grabe ihres Bräutigams hingestreckt.

Sie hatte sich die Adern durchschnitten und den teuern Grabhügel mit ihrem Herzblute getränkt!

Der Unglücklichen wurde eine Ruhestätte in geweihter Erde versagt; ohne Sang und Klang wurde die Selbstmörderin außerhalb der Kirchhofsmauer eingescharrt.

Monde vergingen. — Der Schnee des Winters deckte das einsame Grab und die Schwalbe baute darüber im wiederkehrenden Frühling ihr Nest; auf dem verwahrlosten Grabhügel wuchs aber ein Rosenstock, von unbekannter Hand hingepflanzt, der üppig wuchernd sich an der Kirchhofmauer emporschlang und seine Zweige allmählich bis in den Friedhof hinein erstreckte, das einfache Kreuz umfangend, welches die Ruhestätte des jungen, gefallenen Kriegers deckte. — So reichte treue Liebe über'm Grabe sich noch die Hände, der Schranken spottend, welche die Toten trennt!

Als aber Hunderte und Hunderte der schönsten roten und weißen Rosen dem Stocke erblühten, erschien dies dem Volke als ein Zeichen, daß das unglückliche Fräulein jenseits einen mildern Richter gefunden habe, als hier auf Erden, und

betete an seinem Grabe manch' andächtiges Vaterunser.

Noch in unsern Tagen soll der Rosenstock seine unzähligen Blüten getrieben haben, bis profane Hände bei Restaurierung der Friedhofmauer ihn beseitigten.

Die Hungermühle.

Auf der alten Trostburg, dem Stammsitze der einst so mächtigen Herren dieses Namens, sollte ein glanzvolles Hochzeitsfest gefeiert werden, wozu der Adel und die geistlichen Würdenträger von nah und ferne geladen waren.

Wochen, ja Monde hindurch währten die Vorbereitungen zu dieser Feier, welche den Glanz und den Reichtum des Hauses im vollsten Lichte erstrahlen lassen sollte, denn es war keine kleine Aufgabe, für würdige Unterkunft und Beköstigung so vieler vornehmer Gäste und ihres Trosses in geeigneter Weise vorzusorgen.

Auf Küche und Keller mußte hiebei ganz besonders Bedacht genommen werden, denn geistliche und weltliche Herren betätigten zu jener Zeit einen außerordentlich gesunden Appetit und einen fast unlöschbaren Durst. Die Ehre des Hauses gebot es, keinen Gast vom Tische aufstehen zu lassen, bevor er aufgeladen war wie ein Heufuder, und angetrunken wie ein bis zum Spund gefülltes Stückfaß.

In der engen Flur des Schlosses, inmitten des Gesindes, welches mit dem Abladen zahlreicher Weinfässer beschäftigt war, stand der Vogt oder Major Domus des Hauses, ein kleiner, dicker, schielender Patron, und schnauzte einen seiner Untergebenen mit zorniger Miene an:

„Wo in drei T*** Namen bleibt denn der Müller Stoff mit dem Mehl? In etlichen Tagen soll der Rummel losgehen und es sind noch keine fünfhundert Brote gebacken — das ist ja kaum zum kosten!“

Der Angeredete zuckte höhnisch die Achseln und meinte, der Stoff werde wohl seinen Kindstaufrausch ausschlafen, da ihn sein Weib vor etlichen Tagen mit dem dreizehnten Sprößling beschenkt habe — und dreizehn wäre immer eine Unglückszahl gewesen.

„Was!“ brüllte der Vogt, schnaubend vor Wut, „und ich soll geduldig warten, bis das vierschrötige Bauernvieh wieder auf den Beinen stehen kann! Gleich nimm Dir zwei Knechte und hole den Schelm herbei, und wenn Du ihn an beiden Füßen vom Ried herunterschleifen müßtest.“

Der Arme, dem dieses Wetter bevorstand, war aber keineswegs ein Säufer oder Trunkenbold, sondern ein stiller, nüchterner und arbeitsamer Mensch, der sich Tag und Nacht mühte und plagte, um mit seiner kleinen Mühle oben am Layenerried seine zahlreiche Familie zu nähren, was ihm

oft sauer genug wurde, da er das Unglück hatte, ein Höriger des Schlosses zu sein, und an seinen eigenen Erwerb erst denken durfte, wenn das Mehl für die gestrenge Herrschaft gemahlen war.

Seit ein paar Wochen hatte es der Stoff besonders strenge gehabt, dazu war sein Weib in die Wochen gekommen, so daß er sich kaum die allernötigste Ruhe gönnen konnte. — Heute nun hatte die Natur mit unwiderstehlicher Macht ihre Rechte geltend gemacht, und so lag er denn in tiefen Schlaf versenkt im Schatten eines Hollunderstrauches auf den Rasen hingestreckt, als er durch rohe Fäuste unsanft emporgerüttelt, mit Stricken gebunden und den Weg zum Schlosse hinab mehr gestoßen als geführt wurde. Da half kein bitten und beschwören, kein jammern und wehklagen, daß das hilflose Weib mit dem armen Würmchen ohne Pflege und Nahrung elend zu Grunde gehen müsse. Ehe sich's der Arme versah, saß er tief unten im feuchten, schaurigen Burgverließ, und mit den barschen, höhnenden Worten: „Jetzt mahle, Müller, wirst mit deinem Mehl doch keinen Spatzen füttern können!“ schloß sich knarrend die Türe seines Kerkers.

Die Festlichkeiten des Schlosses hatten begonnen, alle Räume waren überfüllt und spornklirrend und schlepperauschend ging es die Treppen und Gänge auf und nieder, und immer noch verkündete der Türmer oben die Ankunft neuer Gäste.

Des armen Eingekerkerten tief unten gedachte keine Seele weiter.

Nach der mit großem Pomp in der festlich geschmückten Burgkapelle vollzogenen Trauung saßen Braut und Bräutigam mit ihren Gästen beim Hochzeitsschmause im langen Rittersaale beisammen: die Schüsseln dampften und die Humpen, bis zum Rande mit feurigem Siebeneichner gefüllt, gingen fleißig in die Runde. Alle Gesichter strahlten in Frohsinn und Behagen.

Da plötzlich, während eine augenblickliche stumme Pause die lärmende Unterhaltung unterbrach, drang ein wilder, markdurchdringender Angstschrei, wie der gellende, verzweiflungsvolle Hilferuf eines in den Wellen Versinkenden, aus der Tiefe empor, dem ein Stöhnen und Röcheln folgte, als läge jemand in den letzten Todesnöten. Darauf ward es so stille, daß man das Picken des Bohrwurms im Getäfel des Saales vernehmen konnte.

Die kurz zuvor noch so vergnügten Gäste sahen einander stumm und betroffen an; die blühende Braut erblaßte und dem Bräutigam erstarb das zärtliche Liebeswort auf den Lippen. Selbst der feiste Propst von Neustift, der einer alten Familientradition gemäß das Paar eingesegnet hatte, ließ den vollen Pokal, den er soeben zum Munde führen wollte, wieder sinken und neigte angstvoll sein gesalbtes Haupt.

Niemand konnte sich erklären, was diese grauenhafte Unterbrechung der Festfreude zu bedeuten habe.

Doch endlich sollte sich das Rätsel lösen:

Man erinnerte sich des armen Hörigen, der Tage lang ohne Speise und Labung im schauerlichen Verließe schmachten mußte, während der Jubel der Gäste das ganze Schloß erfüllte und die Tische unter der Last der Speisen und Getränke sich bogen.

Man fand das beklagenswerte Opfer einer rohen, gewalttätigen Feudalzeit entseelt auf den feuchten Boden des unterirdischen Kerkers hingestreckt, die Augen weit aufgerissen und die Hände krampfhaft, wie zur Anklage gegen seine Mörder, zum Himmel erhoben.

Alle erblickten in dem Vorfalle eine schlimme Vorbedeutung; Braut und Bräutigam gelobten für das Seelenheil des armen Stoff eine ewige Messe stiften zu wollen, und der hartherzige Vogt, dem man alle Schuld zuschob, wurde aus dem Hause gestäubt.

Damit wurde aber der Tote nicht lebendig, und dem trostlosen Weibe war nicht der Gatte, den armen Waisen nicht der Vater und Ernährer zurückgegeben.

* * *

Ein Jahr war seit jenem Tage verstrichen und der traurige Vorfall schon beinahe in Vergessenheit geraten. Die junge Burgfrau hatte ein frisches, munteres Knäblein zur Welt gebracht und lag in den Wochen. Große Freude herrschte darob in dem Schlosse.

Tief in der Nacht, als alles längst zur Ruhe gegangen war, hörte man plötzlich durch das Sausen und Ächzen des Sturmwindes, der sich erhoben hatte, das Geräusch einer im vollen Gange stehenden Mühle, das von den untersten Räumen des Schlosses herauf kam, und alle Bewohner mit Angst und Entsetzen erfüllte.

Deutlich konnte man das Geklapper der Räder und das Pochen der Stampfe vernehmen, und Jung und Alt gesegnete sich und sagte:

„Hilf Gott, das ist der Müller Stoff, der das Mehl für die gnädige Herrschaft mahlt; das gibt ein Unglück!"

Und so war es. — Die Wöchnerin bekam von dem Schrecken die Fraisen und gab noch in derselben Nacht den Geist auf, und die Freude von vorhin war einer tiefen Trauer und Bestürzung gewichen.

Wohl wurden nun als Sühne für den Toten Messen auf Messen gelesen und zahlreiche Spenden an die Armen verteilt, doch all' das half nichts; in den unteren Gelassen und Räumen der Burg

war und blieb es nicht mehr geheuer; ab und zu hörte man in mitternächtiger Stunde das Geklapper der Mühle, worauf jedesmal irgend ein Unglücksfall erfolgte.

Heute noch heißt man die Räume da unten: „Die Hungermühle.“

Die weiße Frau auf Schloß Boymund.

Auf einen vorspringenden Porphyrfelsen, hoch über die lachenden Gefilde des Etschlandes hinwegblickend, stehen die stolzen Mauerreste des Schlosses Boymund, ernst und kühn sich messend mit der Nachbarburg Hocheppan, deren Ruinen wie ein Adlernest auf einem gegenüberliegenden Felsenhügel tronen.

Durch das Hauptor der Burg gelangt man in eine hohe gewölbte Halle, deren gewaltige Bogen, von einer einzigen, mächtigen Säule getragen noch festen Stand halten. Nur ein mattes Dämmerlicht dringt durch verschüttete und verwachsene Fensteröffnungen in diesen Raum, wo der finstere Molch haust und die tiefe Stille des Grabes herrscht.

Man erzählt sich, daß in lauen mondlichten Sommernächten, wenn das Heimchen zirpt und der einsame Spatz sein schmelzend Lied anstimmt im nahen Kastanienwalde, eine hohe, weißgekleidete Dame hier aus- und eingehe, deren Schleier vom Windhauch getragen weithin leuchte durch das Dunkel.

Sie kommt um die zwölfte Glockenstunde geräuschlos aus dem Portal des Schlosses hervor, wandelt langsamen, gemessenen Schrittes über den Zwinger dem nahen Schwibbogen zu und wandelt dann die geborstenen Zinnen auf und nieder im lichten Mondscheine, bis der Morgen graut und die Frühglocke den anbrechenden Tag verkündet.

Niemanden beleidigend, weicht sie jeder Begegnung sogar sorgfältig aus — das geisterbleiche, aber unendlich schöne Antlitz starr und unbeweglich nach den funkelnden Sternen gerichtet, mit über die Brust gekreuzten Händen verfolgt sie ihre einsamen Wege.

* * *

Vor Jahrhunderten, (so berichtet die Sage) lebte auf Boymund ein Ritter, von Alter und unzähligen Wunden tief gebeugt; ihn pflegte mit kindlicher Liebe sein einziges Töchterlein, die in frischester Jugendschöne prangende Johanna.

Auf der Nachbarburg Hocheppan herrschten dazumal zwei Brüder, Eckart und Zeno, beide starke und männliche Sippen, geübt in allen ritterlichen Künsten ihrer Zeit und geachtet und gefürchtet in den fernsten Gauen des Landes.

Eckart war ein derb gewachsener, vollkräftiger Jüngling, offenen Gesichtes, feurigen Blickes und von kühnem, erprobtem Sinne. Sein Wesen, zu

Zeiten etwas rasch und stürmisch, übersprudelte fast von Tatenlust und heiterem Lebensmute.

Zeno, nur um ein Jahr älter, war bereits zum ernsten Manne gereift; seine Gestalt war hoch und sehnicht, aber erschreckend hager und über seinem kalten verschlossenen Gesichte lagerte sich eine geisterhafte Blässe — die Ruhe des Grabes spiegelte sich in seinen dunklen, tiefliegenden Augen.

Auch in den Gewohnheiten und in der Lebensweise der beiden Brüder herrschte die größte Verschiedenheit. Wenn Eckart im grünen Jagdkleide den fliehenden Edelhirsch verfolgte durch Feld und Busch, oder mit glänzendem Gefolge zu Hofgelage und Turney zog, saß Zeno finster brütend daheim, wandelte in seinem schwarzen Samtwamse still und verdrossen die weiten Säle auf und nieder, oder fütterte seine Katzen, die seine beständige Gesellschaft waren. Nach der Betglocke ließ er sich aber seinen wilden, unbändigen Rappen satteln und stürmte hinaus in Nacht und Nebel, Niemand wußte wohin; erst mit dem Hahnenrufe wieder heimkehrend, matt und erschöpft und die hellen Schweißtropfen auf der hohen Marmorstirne.

Nur in einer Neigung begegneten sich die beiden Brüder, in ihrer Liebe und Verehrung zu Johanna, dem lieblichen Burgfräulein auf Boymund.

An einem heitern, sonnig milden Septemberabend, die Trauben neigten sich bereits zur Reife und das Heimchen ließ seine klagenden Molltöne hören, saß unter dem hohen Schwibbogen auf Boymund der alte Burgherr; ihm zu Füßen kauerte Johanna, des greisen Vaters Silberlocken streichelnd mit ihrer schneeweißen Hand und mit ihrem kindlich heitern Geplauder den Geist des Trübsinns bannend von seiner gefurchten Stirn. Seitwärts an einem Pfeiler lehnte Herr Eckart, ganz versunken in den Anblick der heißgeliebten Jungfrau.

Der alte Ritter sprach von seinen Kriegszügen und Waffentaten in fernen Landen, vom Ruhme seiner Väter und dem nunmehr bevorstehenden Verfalle seines Hauses.

„Zwei Brüder,“ sagte er endlich, sich ernst und feierlich zu Johanna wendend, „werben jetzt um Dich, letzten Zweig eines dereinst so gewaltigen Stammes; beide edel, tapfer und mächtig, beide gleich würdig meine Söhne zu heißen. Entscheide nun Du, Johanna, welchem von diesen Zweien Du dein Herz zugewandt, damit meine alten Augen sich noch laben können am Anblicke deines Glückes.“

Stumm, aber mit fliegendem Busen und flammenden Blicken stand Herr Eckart, diesen Worten lauschend da, Johanna aber mit holder Miene und glühenden Wangen sich aufrichtend,

trat auf ihn zu, schloß ihn herzlich in ihre Arme und äußerte fest und entschieden:

„Dieser ist es, mein Vater, dem ich mein Herz zugewandt im ersten Augenblicke unserer Begegnung, ihm oder keinem auf dieser Welt will ich angehören.“

Stürmisch und freudetrunken drückte Herr Eckart den ersten Kuß auf ihre Lippen, der greise Vater breitete aber seine Hände über das Paar und segnete bewegten Herzens ihren Bund.

Spät in derselben Nacht, des Wächters Horn verkündete soeben die zwölfte Stunde, erdröhnte Rosseshufschlag an der Stelle.

Ein Reiter war unter dem altem Schwibbogen abgestiegen und band seinen schäumenden Rappen an das Geländer der Zugbrücke.

Der Vollmond stand hoch am Himmel; einzelne Lämmerwolken eilten Gespenstern gleich an ihm vorüber und eine wilde Windsbraut fuhr brausend über die Giebel der Burg.

Der Angekommene hüllte sich fester in seinen schwarzen Mantel, drückte sein Barret tief in die Stirne und harrte mit verschrenkten Armen an denselben Pfeiler gelehnt, allwo Herr Eckart vor wenigen Stunden Johannas Liebesgeständniß vernommen.

Der nächtliche Gast war Zeno

Nach einigen Minuten öffnete sich jenseits des Zwingers ein Pförtchen und heraus trat im weißen,

wehenden Nachtgewande eine hohe Frauengestalt, schritt langsam und feierlich über den monderhellten Plan und näherte sich dem Harrenden.

„Johanna!“ flüsterte Zeno, ihr einen Schritt entgegentretend und sie mit beiden Armen ungestüm umfassend, „kommst Du endlich, mein Herz verzehrt sich in heißer Sehnsucht nach Dir!“

Dann zog er sie sanft und liebkosend auf seinen Schooß, küßte und küßte wieder ihre bleichen Wangen, und sie schmiegte sich fest an ihn und blickte ihm starr ins Gesicht mit ihren dunklen, unbeweglichen Augen.

Dazu heulte stoßweise der Sturmwind und der Kauz auf dem Turme der Burg ließ seinen klagenden Totenruf hören.

Lange saßen die Beiden so beisammen, bis endlich der Morgen graute und die Frühglocken im Tale erklangen, da wand sie sich sanft aus seinen Armen, langsam und feierlich, wie sie gekommen war, zurückkehrend in ihre Klause, er aber in wilder Hast von dannen sprengend, ein dämonischer, unheimlicher Reiter in grauer Morgenstunde.

* * *

Kaum war die Sonne emporgestiegen über den malerischen Zacken des Schlerngebirges, als Eckart mit stolzem Frohlocken in Zeno's Schlafgemach stürmte, der bleich wie ein Gespenst in seinem Lehnstuhle saß und den Eintretenden mit finstern, stieren Blicken musterte.

„Auf, Du Grillenfänger und Nachtschwärmer!“ rief er ihm lustig zu, „klopfe einmal den Staub aus deinem Wamse und scheere deinen ellenlangen Bart, denn es gibt Hochzeit hier im Schlosse; Johanna hat mir gestern das Jawort gegeben und der Alte hat sein Amen dazu gesprochen, auf's Monat begrüßt Hocheppan seine neue Burgfrau!“

Bei dieser Eröffnung schien es, als ob Zeno aus einem tiefen, tiefen Traume erwachte; stolz erhob er sein Haupt und ein ungläubiges Lächeln zuckte um seinen Mund, während er trocken hinwarf:

„Johanna hat wieder einmal Kurzweil mit Dir getrieben, armer Junge! Doch sei auf deiner Hut, Du könntest einmal verrückt werden, wenn Du ernstlich an so was glauben wolltest!“

Eckart stellte sich aber hart vor seinem Bruder hin und ihn mit flammenden Blicken messend, höhnte er:

„Wähnst Du vielleicht, Du Narr, daß die Jungfrau Dich erküren wird zu ihrem leiblichen Gemahl? Dich, den Grübler und Fledermausjäger, vor dem sich selbst das Gesinde gesegnet, als vor einem Unholden und unheimlichen Gaste.“

Keine Muskel regte sich in Zeno's Marmorantlitz und seine Augen sanken fast zurück in seine Höhlen, während er mit beißendem Spotte entgegnete:

„Ei ja doch, am Tage magst Du sie haben und mit ihr girren nach Herzenslust, Du frommer Tauber; die Nächte schenkt sie aber mir und traun, ich lasse den Narren des Kaisers entscheiden, wer da der Begünstigtere von uns Beiden ist.“

Zornglühend und am ganzen Leibe bebend vor Entrüstung trat Eckart einen Schritt zurück, und die Hand an den breiten Griff seines Schwertes legend, donnerte er:

„Elender, erbärmlicher Prahler!“ beweise oder widerrufe was Du gesagt, oder ich schwöre es Dir beim Schatten unserer Mutter, daß mein Eisen Dich zur Hölle sendet in deinen Sünden!“

Bei dieser Drohung erhob sich Zeno stolz von seinem Sitze und den Entrüsteten finster messend mit seinem stieren Geisterblick, sagte er mit einer Grabesruhe:

„Laß deine Klinge ruhen hochfahrender Mensch, wo hätte je ein Eppaner vor eines Schwertes Spitze sich gebeugt! Reite morgen um die zwölfte Stunde hinüber nach Boymund, ich will Dich dort unter'm alten Schwibbogen erwarten; wer dann von uns Beiden Johannen mitbringt, der möge sie auch heimführen als sein ehliches Gemahl.“

„Das Schwert entscheide hier!“ heischte Eckart, dem diese Probe innerlich zu widerstreben schien.

„Nein, sie selbst entscheide!“ äußerte Zeno mit Entschiedenheit; dann warf er sich wieder in seinen

Sessel zurück und versank in sein gewöhnliches, dumpfes Hinbrüten.

* * *

Wild und stürmisch war die anberaumte Nacht herangebrochen; die rostigen Wetterfahnen auf Boymund ächzten mit den Winden um die Wette und nur von Zeit zu Zeit warf der Mond einen matten Lichtblick durch das Heer von Wolken, das seine bleiche Scheibe umschwärmte.

Als des Wächters Horn die Mitternacht verkündete, öffnete sich geräuschlos eine Pforte in der Schloßmauer und hervor trat Herr Eckart in seinen Reitermantel gehüllt, ihm zur Seite Johanna im weißen Nachtgewande, sich mit banger Scheu an seinen Arm schmiegend.

„Wo führst Du mich hin, Eckart? sagte sie mit weicher, zitternder Stimme, bange Blicke um sich werfend; „horch, wie schauerlich der Wind heult und der Kauz erhebt seine grause Grabesstimme.“

„Beruhige Dich, meine Geliebte!“ entgegnete der Jüngling in festem, zuversichtlichen Tone, „was wäre denn imstande Dich zu schrecken an der Seite Deines Verlobten?“

Mit beflügelten Schritten eilte er mit ihr über den weiten Burgfrieden dem alten Schwibbogen zu. Hier trat den Beiden ein anderes Paar entgegen; es war Zeno, welcher an seiner Rechten eine schlanke, schneeweiß gekleidete Dame führte,

deren Antlitz von einem weiten, wehenden Schleier tief verhüllt war. Sprachlos standen sich die beiden Brüder gegenüber; um Eckarts Mund spielte ein stolzes, triumphierendes Siegeslächeln, während Zeno's Blicke wie in stillem Wahnsinne zu rollen und zu leuchten begannen und bald auf Johanna's frischen Reizen, bald auf seiner Begleiterin luftiger Sphärengestalt verweilten. Endlich schien es ihm wie Schuppen von den Augen zu fallen; mit einer raschen Bewegung seiner Hand schlug er den Schleier vom Antlitze seiner Dame zurück und Johanna's getreues Ebenbild, bleich und unbeweglich, aber, wie aus hartem Marmor gehauen, starrte ihn mit dem entsetzlichen Ausdrucke des Todes und der Verwesung an.

Schaudernd riß er sich los von ihr, seine Faust fuhr krampfhaft nach dem Schwerte, aber im selben Augenblicke brachen ihm die Knie zusammen und mit einem dumpfen Wehruf stürzte er entseelt zur Erde.

Ein greller Strahl des Mondes fiel jetzt durch zerrissene Wolkengebilde auf die nächtliche Gruppe; Johanna's Ebenbild neigte sich stumm und schmerzvoll über den Entschlafenen, ein tiefer Seufzer entwand sich ihrem Busen, dann wallte sie mit kühlem Hauche vorüber an den beiden Verlobten, ihre Blicke starr nach dem dunklen Sternenhimmel gerichtet, mit über der Brust gekreuzten Händen.

Ein wütender Windstoß fuhr heulend hinter

ihr her, Eckart und Johanna aus ihrer Betäubung weckend; laut klagend warf sich der Jüngling auf den entseelten Bruder hin, dessen Antlitz nun ein sanfter Friede überschattete und woraus jeder finstere Zug entschwunden war.

Am folgenden Morgen verkündete das Totenglöcklein auf Hocheppan Herrn Zeno's Heimkehr zur Gruft seiner Väter; Eckart aber, in seinem tiefsten Gemüte erschüttert, pilgerte nach Palästina und führte erst nach Jahren Johannen heim auf sein fast verödetes Stammschloß.

Boymund änderte zu verschiedenenmalen seine Besitzer und Ulrich Kößler, Herzog Friedrichs getreuer Rat, ließ es neu und glänzend herstellen und bewohnte es mit seiner geliebten Payrsbergerin, allein die gespenstige Erscheinung der weißen Frau ging nach wie vor um in seinen Räumen, bis endlich niemand mehr bleiben mochte und die Burg verödete und in Trümmer sank.

Hexen und Truden.

Der Glaube an Hexen (dämonische Weiber) war auch in Tirol von altersher ein allgemein verbreiteter und zahlreiche Opfer forderte dieser traurige Irrwahn, der selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch keineswegs als ausgerottet anzusehen ist.

Man klopfe nur gelegentlich bei sonst ganz vernünftig denkenden Bauersleuten in dieser Richtung auf den Strauch und man wird wunderliche Dinge zu hören bekommen.

Die Furcht vor diesen Unholdinnen beherrscht noch Alt und Jung und wo immer sich ein Unfall ereignet, wittert man gleich, daß so ein behextes Weib die Hand im Spiele hatte.

Im Pfunderertale, wo das Licht der Aufklärung noch kaum zu dämmern begonnen hat, erzählt man sich die Hexengeschichten zu Dutzenden und die Leute glauben steif und fest daran.

Da war eine Bäuerin, der schon längere Zeit die Butter im Kübel nicht mehr zusammenging.

Als kluge, verständige Frau kam sie der Ursache auch bald auf den Grund: Es mußte eine Hexe im Kübel stecken, welche das Buttern verhinderte. „Warte nur“, dachte sich die Bäuerin, ich will dich schon kriegen!“ Sie machte am Herdfeuer ein Eisen glühend und stieß dasselbe flugs durch das Spundloch in den Kübel; da hörte sie eine Stimme seufzen und stöhnen: „O weh — mein Bein, mein Bein!“ und gleich darauf war die Butter beisammen.

Die Nachbarin lag aber an einer Brandwunde am Fuße knietief im Bette.

Ein Bursche hatte eine Liebschaft mit einer Dirne, die aber, wie ihre Mutter, eine Hexe war. Er war deshalb schon öfters gewarnt worden, wollte dem Gerede aber keinen Glauben schenken. — Als er wieder einmal bei ihr im Heimgarten saß und sie fragte, wann er wiederkommen dürfe, sagte sie: „Jeden Tag, nur nicht am Pfinstag (Donnerstag). Dies war nämlich der Tag, an welchem die Hexen ihre unheimlichen Zusammenkünfte hatten. Der Bursche witterte nun doch Unrat und schlich sich am selben Tage heimlich in das Haus seiner Geliebten, wo er sich versteckt hielt. Nach der Vesperstunde holte die Alte die Ofengabel, die Junge einen Besen hervor, die sie mit dem Spruche: „Oben aus und nirgends an!“ bestiegen und durch den Kamin auf und davon fuhren.

Den Burschen plagte der Wunder, wo hinaus sie waren und er bestieg die Ofenschaufel, indem er sagte: „Oben aus und üb'rall an!“ worauf er gräulich umhergestoßen wurde und endlich auf einem Misthaufen liegen blieb.

In Pfunds lebte ein Spielmann, der mit seiner Zither umherzog und dem jungen Volke zum Tanze aufspielte. Einmal sollte er nach Tschubbach gehen, wo ein Tanz angesagt war und da er sich zu spät auf den Weg gemacht hatte, so überraschte ihn die Dunkelheit, bevor er den Ort erreicht hatte. Da kamen zwei stattliche Kutschen hinter ihm hergefahren, die bei ihm stille hielten, und die darin sitzenden, vornehmen Herrschaften, Herren und Frauen, fragten ihn freundlich, ob er nicht mit ihnen fahren wolle, sie hätten in Tösens einen Ball und da solle er ihnen aufspielen. Der Spielmann meinte, daß sein Anzug doch gar zu schofel wäre für eine so noble Gesellschaft und daß er sich erst noch etwas gütlich tun müsse, da er nichts Warmes im Leibe habe. Die Herrschaften versicherten ihn aber, er werde zu essen und zu trinken vollauf und nagelneue Kleider als Belohnung erhalten.

Dies zog und er fuhr ohne weiters mit. Wohl däuchte ihm, daß die Fahrt keine besonders angenehme war und daß es nicht mehr auf der Landstraße, sondern auf ungebahnten Wegen über

Stöcke und Blöcke im sausenden Fluge dahinging, wobei es ihn hin- und herbeutelte, daß er jetzt und jetzt von seinem luftigen Sitz am Kutschenbock herunterzufallen meinte.

Endlich waren sie an Ort und Stelle und die Kutschen fuhren in den Hof eines hell erleuchteten Schlosses. — Als er in den Tanzsaal kam, waren schon viele Paare da; man zog ihm prächtige Kleider an und bewirtete ihn auf das freigebigste mit vortrefflichen Wein und saftigen Braten und er spielte ihnen unverdrossen auf und versäumte es nicht, einiges von den Delikatessen und eine Flasche Extrawein für die Ehehälfte daheim in seinen Taschen verschwinden zu lassen. Nach jeder Pause kam einer von den feinen Herren daher und verabreichte ihm einen Laubtaler.

Das ging so fort bis zur Frühmette. Als aber der erste Ton der Betglocke erklang, erloschen die Lichter und die ganze Gesellschaft stob nach allen Weltenden auseinander.

Der Spielmann lag aber mit zerschundenen Gliedmaßen auf einem Schotterhaufen an der Straße und als er wieder bei Sinnen war, trat er eiligst den Heimweg an, getröstet, daß er doch schöne, neue Kleider, Wein und Braten und blankes Geld mit nach Hause bringe. — Das war aber eine arge Täuschung, denn kaum dort angekommen, gewahrte er, daß er, so wie ihn Gott erschaffen, in einer alten Pferdekrippe stak, die Flasche war

nicht mit Wein, sondern mit Kuhjauche gefüllt, statt dem Braten fand er eine tote Maus und die schönen Laubtaler waren eklige, bereits im Gebrauch gewesene Zugpflaster.

Er war der Gefoppte einer vertrakten Hexensippschaft gewesen!

Ein Bauer hatte Verdacht geschöpft, daß es mit seinem jungen Weibe nicht richtig sei. Er drang zu wiederholtenmalen in sie, sie möge ihm ihre Geheimnisse offenbaren und ihn in ihre Künste einweihen. Lange widerstand sie und gab ihm nur ausweichende Antworten; endlich gab sie aber doch nach und sagte, er solle ihr in den Stall folgen. Dort wies sie ihn an, auf einen Haufen Mist zu treten und den Reim herzusagen:

„Ich tritt auf den Mist,
Sag' an, wer du bist?"

Da zog sie flugs einen Kreis um ihn und antwortete:

„Tritt nur den Mist,
Ich will dir zeigen, wer du bist!

worauf sie ihn in einen richtigen, vierbeinigen Esel verwandelte, der zeitlebens Stroh fressen und Mist treten mußte, während die Hexe einen jüngern Mann heiratete, der ihr schon lange besser gefallen hatte.

Es gibt verschiedene Arten von Hexen, Kehr- oder Haushexen, Kräuterhexen und Wetterhexen, welch' letztere die am meisten gefürchteten sind, weil sie die bösen Wetter machen und auf Wiesen und Feldern heillose Verwüstungen anrichten.

So hielten sich am Fuße des Hennfieglferners in einer Felsenhöhle drei solche Unholdinnen auf, von denen im Pfundertale gereimt wird:

„Tschahi! Tschahe!
Was kimmt da daher —
Im Trapp und Galopp,
Die Kreutz und die Quer?!

Von der Hennfiegelspitz
Mit Dunder und Blitz,
Mit Hagel und Wind
Kimmt das höllische G'sind:

Schauts g'rad die Hol,
Die treibts schier wie toll,
Die ist nit faul
Auf ihren blinden Gaul;

Die Mel, ja die sel
Ist ah glei zur Stell,
Über Stock und Block
Kimmt sie daher auf ihren Bock.

Die Tiraka zur Löscht
Ist gar die allerbescht,
Auf ihrer Ofenschuifel
Reit sie nacher wie der Tuifel.

Tschahi! Tschahe!
Mit Dunder und Blitz,
Mit Hagel und Wind
Kimmt das höllische G'sind:

So läutet, was könnt's,
Und haltet enk guet,
Gott g'segn' uns Alle
Vor der höllischen Bruet!"

Nach einem starken Hochgewitter, welches im Pfundderertale große Verheerungen angerichtet hatte, hörte ein Holzfäller, der zu hinterst im Radurschelgrunde mit seiner Arbeit beschäftigt war, ganz in der Nähe rufen: „Was hast du gedroschen?" „Was werd' ich gedroschen haben — leeres Stroh!" „Wer hat die Schuld?" „Du!" „Nein, du!" Eine dritte Stimme rief dazwischen: „Ihr alte Beide habt zu wenig geschoben, sonst ständ in Pfunds kein Stein mehr auf dem andern!" „Ja schieb' du, wenn dir die große Schelle (Wetterglocke) schier die Schinken (Beine) abschlägt!"

Der Holzhauer schlug in seiner Angst ein Kreuz und fing laut zu beten an, worauf die unheimlichen Stimmen verstummten.

Auf den unteren Bergelböden standen in kurzer Entfernung von einander zwei ansehnliche Höfe, wohlhabenden Bauern gehörend.

Beide hatten junge, hübsche Frauen, aber keinen Kindersegen, obwohl sie schon geraume Zeit verheiratet waren. Das machte der Einen von ihnen großen Verdruß und Herzeleid und gelegentlich eines Besuches sprach sie sich mit ihrer Nachbarin darüber aus.

Diese lachte aber hell auf und meinte, das wäre ihr letzter Kummer; sie verlange sich gar keine solche Plage und wenn die Andere gescheit sei, möge sie es auch so machen. Da sich dieselbe aber nicht beruhigen wollte, so gab sie ihr zu verstehen, sie wisse schon ein Mittel, sie müsse aber den kommenden Donnerstag mit ihr gehen und nicht rechts noch links schauen; das weitere werde sich dann schon finden.

Das junge Weib, nur auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches bedacht, schlug unbedenklich ein und erschien am anberaumten Tage pünktlich zur festgesetzten Stunde.

Die Nachbarin kam ihr schon an der Türschwelle entgegen und führte sie in ihre Kammer hinauf; sie war in ihrem festtäglichen Staat und am seidenen Korsett war ein Strauß von Nelken und Rosmarin befestigt. „Ja, wo willst Du denn hin in dem Aufputz?“ fragte erstaunt die Angekommene, „heute ist ja doch kein Feiertag und kein Kirchgang, ich selber hab' auch nur mein Werktaggewand an!“ Die Nachbarin wies aber auf das Bett hin, wo bereits ein zweiter ganz

gleicher Anzug, wie sie ihn selbst anhatte, in Bereitschaft war, den die Freundin anziehen mußte, obwohl sie nicht wußte, wo das eigentlich hinaus sollte.

Doch die andere ließ sie nicht lange im Ungewissen:

„Unsere Männer,“ sagte sie, „sind heute nach Stuben hinaus auf den Markt und kommen vor morgen Abend nicht heim; da wollen wir uns einmal gütlich tun, alles andere findet sich, nur nicht rechts und nicht links schauen!“ Damit nahm sie die Überraschte unter den Arm und verließ mit ihr das Haus, den schmalen Steig einschlagend, der durch den Hochwald zum Muttlerkopf empor führte.

Es war schon ganz finster geworden, als sie die letzten knorrigen Stämme der Zirben und Rotlärchen im Rücken hatten und den einsamen Alpengrund betraten, der den Fuß des Muttlerkopfes bildet. Blaue Flämmchen tauchten aller Orten aus dem betauten Grase empor und fuhren zischend an ihnen vorüber der Kuppe des Berges zu. Ein Sturmwind erhob sich aus dem Tale, fuhr brausend und sausend über die Wipfel des Hochwaldes hin, und trieb die Beiden mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Nun kam es von allen Seiten an sie heran, im scharfen Trott und im Galopp, auf Ofengabeln und Besen, auf Kühen, Böcken und Eseln ritt unsauberes Gesinde, Weiber und Män-

ner, mit lautem Gejohle an ihnen vorüber; dazwischen wurde der schrille Ton des Bockhorns vernehmbar, daß ihnen die Ohren gellten.

„Nur nicht rechts und nicht links schauen!“ flüstert die eine der andern zu, die Weinende und Widerstrebende mit sich fortzerrend, „das Weitere wird sich finden!“

In diesem Augenblicke fuhr ein Windstoß so wütend zwischen die beiden hinein, daß der Jüngern Sehen und Hören verging, und als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde, sah sie sich auf der Kuppe des Berges in zahlreicher und nobler Gesellschaft, schöne Frauen und feine Herren, die beim Klange einer Alpenzither um ein helloderndes Feuer tanzten und überaus fröhlich und guter Dinge waren.

Die ältere der beiden Freundinnen drehte sich mit ihrem stattlichen Kavalier lustig im Reigen, während die noch immer zaghafte jüngere ein überaus schöner, junger Herr zu unterhalten und zu trösten bemüht war, was ihm endlich auch vollkommen gelang, worauf er sie zum Tanze führte und wie rasend mit ihr herumfuhr.

Erst als der Morgen zu grauen begann, löste sich die lustige Sippschaft auf und auf einen gellenden Pfiff zerstob die ganze Gesellschaft nach allen Richtungen der Windrose. Der schöne, junge Herr hatte seiner Tänzerin galant den Arm geboten und führte sie den rauhen, holperigen Weg

über den Berg hinunter; kaum ließ sich aber der erste Ton der Betglocke von Gmeit herauf hören, war er plötzlich von ihrer Seite verschwunden, als hätte ihn der Wind weggeblasen.

Wie sie nun, uneingedenk der Warnung ihrer Freundin, sich nach ihrem Begleiter umsah, schien sich ihr alles im Kreise zu drehen, ein Wirbelsturm erfaßte sie und sie verlor die Sinne.

Matt und todkrank lag sie in ihrem Bette, welches sie lange Zeit nicht mehr verlassen konnte.

Im selben Jahre hatte sie eine Frühgeburt und brachte statt einem Kinde eine tote Kröte zur Welt, worüber sie den Verstand verlor und ihr Leben im Bache endete.

Die Nachbarin fand man später in Stücke zerrissen an einer Felswand liegen, die beiden Höfe aber zerstörte ein Muhrbruch und sie wurden nicht wieder aufgebaut.

Noch im vorigen Jahrhunderte wurde eine Weibsperson aus Hochgalmigg, namens Stosa, in einem kupfernen Kessel unter scharfer Bewachung nach Innsbruck abgeliefert und nach langem peinlichem Verhöre justifiziert.

Ihr eigener Mann hatte sie der Zauberei angeklagt.

In Zirl bat sie einige Kinder inständig, sie möchten ihr ein Steinchen oder etwas Sand in den

Kessel werfen, was man aber verhinderte, weil sie sonst die Macht erlangt hätte, sich zu befreien.

Die Prozedur gegen die Hexen war eine einfache, aber probate: Man warf sie ins Wasser — schwammen sie, so war ihre Schuld bewiesen, sanken sie unter, so waren sie schuldlos; in beiden Fällen war ihnen aber der Tod gewiß.

Die Truden sind Plaggeister, welche Nachts den Menschen auf die Brust sitzen und sie ängstigen und quälen. Man hat von ihrer eigentlichen Natur keine rechte Vorstellung im Volke, desto unheimlicher und schreckhafter wirken sie deshalb auf seine Einbildung. Gewiß ist nur, daß die Truden unselige Geister sind, welche gleichsam berufsmäßig die Menschen pressen und drücken müssen, und wo ihnen das versagt ist, müssen es Tiere, ja selbst leblose Gegenstände entgelten.

Ein Bauer wurde von einer Trud so arg gequält und gepeinigt, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. Jede Nacht, wenn er kaum die Augen geschlossen, saß sie mit ihrem Bleigewichte auf seiner Brust und drückte ihn unbarmherzig, daß ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat.

Da wurde ihm geraten, er möge eine geweihte Wachskerze neben seinem Bette brennen lassen,

was er auch sogleich befolgte; und siehe da, die Trud kam nicht mehr, dafür erdrückte sie ihm im Stalle seine beste Kuh.

Ein Bauernknecht, der auch viel von einer Trud zu leiden hatte, kam auf den Einfall, einen Pack mit Holzspänen gefüllt in sein Bett zu legen, während er sich's auf dem Übertill zurecht machte. Mitten in der Nacht hörte er ein entsetzliches Gepolter und Gekrache, und eine dumpfe Stimme, welche rief:

„Über mir frank und frei —
Unter mir Scherben und Sprei!"

Am andern Morgen fand der Knecht den Sack ganz platt gedrückt am Boden und die Bettstatt gänzlich zertrümmert.

Wer eine Trud gesehen, konnte nicht mehr sagen, wie sie ausgesehen, denn er starb sofort.

Riesen-Sagen.

Die Riesin Melka und ihre Freier.

In der wilden, großartigen Natur unserer Alpenwelt, wo aus ewigem Schnee und Eis die himmelstürmenden Zacken der Hochgebirge in die Lüfte ragen, wo alles urgestaltig auf die Phantasie der Menschen wirkt, da zeigte sich dieselbe auch von jeher geschäftig, diese Natur mit menschlichen Gebilden zu beleben, welche ihr an urgewaltiger Kraft und Größe einigermaßen ebenbürtig sein sollten.

So entstand die Sage von Riesen und Riesenweibern in unsern Bergen, mit denen die Heroen der Heldenbücher auf Tod und Leben kämpften, bis die letzten von ihnen dem tapfern Arme der edlen Recken und ihrem siegreichen Schwerte erlegen waren: es ist dieses der symbolisch ausgedrückte Kampf der fortschreitenden Kultur mit der rohen Naturkraft! —

* * *

Weit hinten im Kaunsertal, hart am Bache, steht heute noch ein Gehöfte, „der Riesenhof" genannt.

Dort wohnten in uralter Zeit drei Brüder, männliche Recken von gewaltiger Körperkraft und riesigem Wuchse.

Torbald, der Älteste, konnte mit einem Streiche seiner wuchtigen Faust einen Ochsen zum Falle bringen. — Sigrin, der nächste an ihm, vermochte einen Stein, der wohl ein paar Zentner wog, fünfzig Schritte weit zu schleudern. — Hildung aber, der jüngste von den Dreien, mochte wohl der allerstärkste sein, doch war er sanften und friedfertigen Gemütes und hatte seine Kraft noch niemals erprobt.

Am Fuße des „hohen Riß" erhob sich damals, aus rohen Steinen erbaut, ein Turm, in welchem die Riesin Melka hauste, ein Weib von großer Schönheit und fast unbezwinglicher Stärke, die gelobt hatte, sie wolle keinem Manne zu eigen sein, der es nicht vermöchte, sie an ihrem wohl drei Ellen langen, goldglänzenden Haargeflechte nach seinem Heim und zum bräutlichen Bette zu zwingen.

Torbald unternahm das Wagstück und kämpfte mit der Riesin auf Tod und Leben um ihrer Minne Sold. Nach langem verzweifeltem Ringen mußte er aber unterliegen und das kühne Unternehmen mit seinem Leben bezahlen.

Das reizte Sigrin, den Kampf mit der Unnahbaren zu bestehen, allein so stark er war und so sehr er sich mühte, ihr einen Vorteil abzurin=

gen, unterlag auch er in dem wilden Kampfe und sie triumphierte über den zweiten ihrer Freier.

Als Hildung den Tod seiner beiden Brüder erfuhr, verkehrte sich seine Sanftmut in den Grimm des Löwen und er machte sich auf, nicht um die Riesin zu freien, sondern um die Gefallenen an ihr zu rächen.

Dieselbe erblickte aber nicht sobald den jugendlichen Recken, als ihr Herz in heißer Liebe zu ihm entbrannte und sie erbot sich freiwillig ihm als sein Weib in sein Heim folgen zu wollen.

Hildung forderte aber den Kampf und sei es nun, daß er stärker sich erwies, als seine beiden Brüder, oder daß die Riesin nicht die Kraft fand, dem Erwählten ihres Herzens zu widerstehen, sie erlag nach kurzer Gegenwehr und der unerbittliche Sieger schleifte die Besiegte nun an ihren goldigen Haarsträngen nicht nach seinem Heim ins bräutliche Bette, sondern Berg auf und Berg nieder und den ganzen Rißler Ferner herum und wieder zurück zu dem Turm der Riesin, den er in ungestillter Wut noch auf ihren entseelten Körper warf.

Heute noch heißt man die zerstreut umherliegenden Steintrümmer: „Das Grab der Riesin.“

Vom Riesen Ortler.

(Vintschgauer Sage)

Das war ein gewaltig Geschlecht, das in grauer, grauer Vorzeit in den wilden Schluchten und Tälern der rhätischen Alpen aufwuchs, in Felsenhöhlen und schauerlichen Klüften sein ungastlich Heim hatte und sich vom Fleische des wilden Auerstiers und vom Marke des Bären nährte.

Da waren schon die Zwerge viel größer und stärker als heutzutage die allergrößten Männer. Wie mochten da erst die Riesen ausgesehen haben, und nun gar der Riese Ortler, der unter ihnen empor ragte, wie die Tanne unter halbgewachsenen Fichtenschößlingen.

Als er noch fast Knabe war und kaum der erste Flaum am Kinn sich zeigte, hatte sein reckenhafter Körper schon eine Länge, daß er die höchsten Bäume des wilden Forstes weit überragte und wo ihm diese am Dahinschreiten hinderlich waren, riß er sie wie Grashalme aus der Erde, oder trat sie wie schwaches Rohr unter seine Füße.

Die ungeschlachten Tiere der Wildnis waren ihm nur Mäuse, die ihm um die Beine huschten und unter seinen Spielgenossen war keiner, der ihm auch nur bis an die Hüften gereicht hätte.

Das machte den Riesen Ortler aber sehr stolz und hochmütig und seine Größe stieg ihm gewaltig zu Kopfe. Ihn verdroß es nun schon, daß die Felszacken, die das rauhe Gebirgstal von allen Seiten umgeben, noch viel höher waren als er, und er mühte sich aus Leibeskräften diese Kolosse zu überwachsen, bis er auf sie wie auf niedrige Knirpse herunterschauen konnte.

Aber siehe — da standen in nebliger Ferne wieder andere viel gewaltigere Bergriesen da, im schneeichten Gewande, mit glitzenden Eishelmen auf den Köpfen.

Der Riese Ortler war aber mit seinem Wachstum keineswegs zu Ende; er wuchs fort und fort, dehnte und streckte sich, bis sein Scheitel hoch über die Wolken in die Lüfte hineinragte und er selbst den mächtigen Weißkogel und die himmelstürmende Wildeisspitze noch um ein Merkliches überflügelte.

Als der Riese so da saß und im Gefühle seiner alles beherrschenden Größe die Welt unter sich mit verächtlichen Blicken musterte, kam ein winzig Zwerglein an ihn heran gekrabbelt, stieg im hurtig über Brust und Schultern auf den

mächtigen Kopf und rief, indem es einen Purzelbaum schlug, mit einer weithin gellenden Lache;

„Ach Riese Ortler wie bist du doch klein!
Kleiner als das putzige Nörkelein!
Du bist gewachsen so viel tausend Jahr,
Streckst deine Nase in den Himmel gar,
Was nützt dich das?
Was nützt dich das?
Der Stilferzwerg der Nudelhopf,
Ist größer doch,
Ist größer doch,
Heroben auf deinem Kopf!"

Diese Rede verdroß den Riesen Ortler ungemein und er wollte den frechen Zwerg ergreifen, und in die Tiefe schleudern. Da merkte er aber, daß er ganz steif und ungelenk geworden war; die Arme versagten ihm den Dienst und hingen wie Blei herunter, kein Leben war mehr in ihnen, und er war nicht mehr imstande auch nur ein Glied zu bewegen.

Er hatte sich völlig überwachsen!

Wie er nun so über seine Lage brütete und nachsann, schlief er ein — und erstarrte zu ewigen Schnee und Eis!

Der schlafende Riese auf der Mendel.

Auf dem schmalen Saumwege, der von den rebenumhangenen Geländen Eppans am kastanienreichen Matschatsch vorüber nach den entlegenen Nons führt, gelang man in ziemlicher Höhe über dem Markte Kaltern an eine mächtige Steingruppe die von einem gewissen Punkte besehen, einer riesigen männlichen Figur in schlafender Stellung nicht unähnlich sieht.

Die Sage will wissen, daß hier ein gewaltiger Riese hauste, der sich eine Höhle im schroffen Mendelgebirge zum Aufenthalte gewählt hatte und von hier aus die ganze Gegend beherrschte.

Wenn der Riese guter Laune war, so spielte er am Eingange seiner Höhle Sprengküchelchen, indem er herumliegende Steine zur Kurzweil mit seinen mächtigen Fingern nach der Tiefe schnellte, wobei nicht selten Menschen und Vieh getroffen und erschlagen wurden.

War er jedoch übelgelaunt, so riß er die stärksten Bäume aus, schlenderte sie über den

Matschatscher Kofel in das Tal hinunter und kegelte zum Überfluß noch ganze Felsstücke nach, daß die Bewohner des Marktes Kaltern in Angst und Schrecken gerieten und sich nicht mehr zu raten und zu helfen wußten.

Zur selben Zeit wohnte auf der Gleif ein frommer Klausner und zu ihn pilgerten die bedrängten Herrgottskinder, so nennt der Volkswitz die Kalterer, in großer Prozession und flehten um seine Hilfe, denn der Mönch war gar klug und erfahren und wußte in allen Dingen Bescheid.

Der riet ihnen nun, sie möchten in ihrer neu erbauten Kirche ein schönes Geläut herstellen lassen und durch drei Täge und Nächte mit allen Glocken ohne Unterlaß läuten.

Das befolgten sie fleißig und als der Riese die ungewohnten harmonischen Klänge hörte, wurde er ganz besänftigt und horchte den ganzen Tag aufmerksam und andächtig dem Bimbambum, das unausgesetzt aus der Tiefe des Tales zu ihm empor hallte.

Am zweiten Tage befiel ihn ein unwiderstehlicher Schlaf, er nickte unter dem Glockengeläute der Herrgottskinder ein und am dritten schlief er so fest, daß kein Erdbeben imstande gewesen wäre, ihn aus seinem totenähnlichen Schlafe zu rütteln.

Dabei erstarrte er völlig zu Stein.

Die klugen Herrgottskinder besorgen aber, er könnte doch eines Tages wieder erwachen und neues Unheil anrichten, darum läuten sie ohne Unterlaß fleißig fort und handhaben die Glockenschwengel mit unermüdlicher Ausdauer zu Nutz und Frommen der Gemeinde und aller Andächtigen in weiter Runde.

Die Riesen Haimon und Tirsus.

Nach Zerstörung des alten Veldidena und dem Verfall der römischen Herrschaft in diesen Bergen erhoben sich allda die Gehöfte von Freisassen, welche jene Gründe urbarten und bebauten, die heute die Amraser- und Wiltauerfelder heißen.

Einer aus denselben, Namens Haimon, war ein Riese von gewaltigem Wuchse und übermächtiger Körperkraft, der schon mit seinem fünfzehnten Jahre eine solche Höhe und Stärke erreicht hatte, daß er sich mit den jungen Tannen des Waldes messen und sie wie Grashalme aus der Erde ziehen konnte. Später sah er sich sogar genötigt, den Boden seines Hauses bis zum Dache durchzubrechen, um aufrecht stehen zu können.

Streit- und herrschsüchtig von Natur konnte er sich mit seinen Nachbarn nicht vertragen und lag in beständiger Fehde mit ihnen, die aber stets zum Schaden der letzteren ausschlug, denn einmal erbost und wild gemacht, kannte Haimon's Zorn

keine Grenzen und in seiner tollen Wut verwüstete er Felder und Wohnhäuser und Niemand war seines Lebens vor ihm sicher.

Müde dieses Zustandes, stellten endlich die sämtlichen benachbarten Freisassen an Haimon den Antrag, er möge selbst die Grenzen seines Reviers bestimmen und sie würden sich alsdann daraus zurückziehen und sich neue Wohnsitze erbauen. — Dessen gab er sich zufrieden und indem er auf ein mächtiges Felsstück wies, das zufällig in seinem Hofraume lag, erklärte er, nur so viel Grund und Boden für sich in Anspruch nehmen zu wollen, als er mit dem Steinblock auf den Schultern ohne zu rasten, umschreiten könne. — Darauf nahm er den gewaltigen Fels auf seinen Rücken und schritt in Gegenwart der Zeugen die Sill entlang bis zum Paschberge und Berge Isel und von dort in einem weiten Umkreise über die Wiltener Felder zurück, wo er ihn von seinen Schultern nahm und in westlicher Richtung noch weit in die Gründe hinein schleuderte, als Grenzstein seines nunmehrigen Gebietes.

* * *

Haimon war jetzt nun mit seinem weitläufigen Reviere zufrieden; nun wollte er aber auch ein stattliches Herrenhaus haben und er begann daher unverweilt sich auf jener Stelle, wo später die Abtei erstand, ein festes Schloß zu bauen. — Aus

jener rauhen Gebirgsschlucht, durch welche die stürmische Sill sich Bahn bricht nach dem Inntale, schleppte er die Steine herbei und schon begannen die ersten gewaltigen Mauern emporzuragen, aber siehe da, eines Morgens sah er alles von Grund aus zerstört, was er mühsam geschaffen und die Baustücke lagen wir durcheinander geworfen, weit über die Felder zerstreut. — Haimon war fürchterlich darüber erbost und schwur seinen tückischen Nachbarn Rache bis zur Vernichtung, nur sie konnten mit vereinten Kräften diesen Schelmenstreich verübt haben.

Zornschnaubend begab er sich zum nächst gelegenen Gehöfte, wo der Freisasse, ein alter, kluger Bauer, beim Frühmahle saß und über das plötzliche Erscheinen und ergrimmte Äußere des gefürchteten Nachbars nicht wenig erschrak; wenige Worte genügten, um ihn über den Grund des unliebsamen Besuches aufzuklären; der Alte war aber ein listiger Kopf und verstand es, das drohende Gewitter durch einen fein angelegten Wetterleiter von seinem Dache abzulenken. „Das sei ferne von uns,“ sagte er in demütigem Tone, „daß wir den lieben Frieden, den wir uns mit Verlust unserer besten Gründe und Weideplätze von Dir erkauften, durch ein solches Beginnen wieder stören sollten; ist so etwas geschehen, wie Du sagst, so kann der Täter nur der Riese Tirsus sein, der im oberen Tale haust und mit bitterem

Groll und Neid gegen Dich erfüllt ist von wegen dem Rufe Deiner Größe und Stärke im ganzen Lande. Er rühmt sich seit lange schon, daß er Dich mit zwei Fingern zermalmen werde, wofern Du es wagen solltest, in seine Nähe zu kommen."

Diese klug berechneten Worte verfehlten auf den hochmütigen Haimon ihre Wirkung nicht und noch schneller und trotziger als er gekommen, eilte er zurück, waffnete sich vom Kopf bis zu den Füßen, nahm sein bestes Schwert zur Hand und machte sich auf, seinen gehaßten Nebenbuhler aufzusuchen und ihm den Kampf auf Tod und Leben anzubieten.

Der Alte rieb sich aber vergnügt ob seiner List die Hände und gab sich der frohen Hoffnung hin, Haimon werde an Tirsus schon seinen Mann finden und er und seine Nachbarn von einer drückenden Plage vielleicht für immer befreit werden.

Oberhalb Zirl, wo jetzt der Weiler Tirschenbach steht, lag Tirsus Gehöfte, und der riesige Freisasse war soeben mit Pflug und Stieren auf dem Felde beschäftigt, als er von Haimon überfallen wurde, der ihm keine Zeit gönnte, sich zu wappnen und zu rüsten zu einem ordentlichen, ehrlichen Zweikampfe. — Tirsus blieb nichts übrig, als einen nahe gelegenen Baum auszureißen und sich damit gegen den mächtigen und wohlbewaffneten Gegner zu verteidigen. — Fast um einen halben Kopf länger als Haimon und von fürch-

terlicher Kraft und Gewandtheit, leistete er lange Zeit übermenschlichen Widerstand und zweimal sahen sich die beiden Kämpfer genötigt, auszuruhen und neuen Atem zu schöpfen; beim dritten Gange endlich errang Haimon den schwer bestrittenen Sieg und Tirsus erlag den Streichen seines Widersachers, an hundert Wunden verblutend, die ihm sein unerbittlicher Feind beigebracht.

Triumphierend kehrte Haimon zurück von seinem Siege und begann aufs neue mit verdoppeltem Eifer den Bau seines Schlosses. — Schon ragten Türme und Mauern wieder trotzig empor: da träumte ihm in einer finstern, stürmischen Nacht, er sehe den Schatten des erschlagenen Tirsus heruntersteigen vom obern Tale, bewaffnet mit jenem Baumstamme, womit er sich so gewaltig gegen ihn verteidigt hatte, und voll wildem Grimm den entstehenden Bau wieder zerstören. — Als er erwachte, deuchte ihm noch, als wenn der Boden ringsum erzitterte von den niederfallenden Steinmassen, und wirklich sah er sein mühsames Werk neuerdings von Grund aus vernichtet und die weit umher zerstreuten Bausteine zeigten von der zerstörenden Tätigkeit seines nächtlichen Feindes.

Gerade zur selben Zeit war in dieser Gegend ein fremder Mönch erschienen, welcher weit hinten in den Schluchten der Sill eine kleine Hütte bewohnte und den rohen heidnischen Bauern und Jägern die Lehre des jungen Christentums ver-

kündete. — Bald war der fromme Mann im weiten Umkreise gekannt und geehrt, und zu ihm wandte sich Haimon um Rat und Hilfe in seiner Bedrängnis, denn des erschlagenen Tirsus Schatten begann ihn wachend und träumend zu verfolgen und aller Orten begegnete ihm seine drohende Erscheinung.

„Du hast einen Mord verübt,“ sagte der Mönch in strengem Tone, „und solange Du ihn nicht gesühnt, wird der rächende Geist des Erschlagenen Dir keine Ruhe gönnen.“

„Was soll ich tun, um ihn zu versöhnen?“ forschte Haimon.

„Du sollst statt eines Schlosses dem Herrn ein Haus erbauen und ihm darin dienen als ein frommer, demütiger Knecht; gehe hin und beginne den Bau eines Klosters, dessen Zellen Dich und andere reumütige Sünder aufnehmen sollen zu beständiger Buße und andächtiger Beschauung; sei übrigens wohl auf Deiner Hut und überwache Tag und Nacht Dein Werk, denn die Hölle wird ihren Drachen aussenden, um es zu zerstören vor seiner Vollendung.

Haimon tat wie ihn der fromme Mann geheißen, und wieder erhob sich ein mächtiger Bau auf derselben Stätte, aber auch der nächtliche Feind stellte sich wieder ein in Gestalt eines gräulichen, geflügelten Lindwurms; diesmal stand Haimon aber mit Schwert und Schild auf der Lauer, über-

fiel das Ungetüm und erlegte es nach einem langen, furchtbaren Kampfe, in welchem der Riese zum letzten Male seine gewaltige Kraft und Gewandtheit erproben sollte.

Nun wurde die Abtei ohne fernere Unterbrechung vollendet und durch den Mönch eingeweiht, worauf Haimon als demütiger Klosterbruder eintrat und als frommer Büßer seine Tage beschloß.

Am Portale der Stiftskirche prangen heute noch in Lebensgröße die Standbilder der beiden Riesen; Haimon mit Schwert und Schild bewaffnet, Tirsus sich erschöpft auf jenen Baumstamm lehnend, womit er sich so grimmig verteidigt hatte; in der Bibliothek der Abtei wird aber gläubigen Seelen noch die Zunge des Drachen vorgewiesen, die wohl anderthalb Ellen in der Länge mißt.

Die Wetterfrau am Schwarzenstein.

Weit hinten in den entlegenen Zillergründen, am Fuße der Gletscher, liegt hoch über der Waldregion eine einsame Sennerei, die Schwarzenstein-Alpe genannt. Sie hat ihren Namen von einer mächtigen Felsengruppe, die, von den schwärzlichen Gewässern eines kleinen Eissee's bespült, zu schwindelnder Höhe in die blaue Gletscherluft emporsteigt. Auf der höchsten dieser himmelanstrebenden Firnen sitzt, das Haupt traurig auf beide Hände gestützt, ein riesig Frauengebilde. Grau ist das Kleid, grau das im Winde flatternde Haar und starr wie das ewige Eis der Ferner ist der unbeweglich nach der Tiefe gerichtete Blick.

Zu Füßen der Bergesfrau, in den Ritzen und Löchern der Steinwände nisten die Raben, die von Zeit zu Zeit ausfliegen, um der einsam Harrenden Kunde zu bringen von dem Tun und Treiben der Menschen unten im Tale, und wenn sie dann wiederkehren, ihr das Geschehene verkündend, dann seufzt sie tief auf und man vermeint das Stöhnen des Föhnsturmes zu hören, der über den rauhen

Kamm des Gebirges hernieder tosend, die alten knorrigen Tannen des Hochwaldes entwurzelt. Ihr Antlitz verhüllend, versinkt sie wieder in ihr dumpfes Hinbrüten — die Älpler sagen dann aber:

„Treibt das Vieh ein — die Wetterfrau setzt ihre Hauben auf, es gibt ein Unwetter!“

* * *

In grauer Vorzeit herrschte in dieser Gegend ein mächtiger König, der drei Töchter hatte und dort, wo jetzt der Schwarzensteinferner seine Eismassen ausbreitet, ein prächtig Schloß bewohnte.

Der König war gut, gerecht und weise, und die Völker ringsum erfreuten sich unter seinem Szepter eines goldenen Zeitalters, wo sich die Menschen zufrieden und glücklich fühlten und Bedrückung und rohe Gewalttätigkeit unbekannte Übel waren.

Die Töchter des Königs waren aber nicht in seiner Art groß gewachsen, und absonderlich die beiden ältern waren von rohem Gemüte und übermütigem, herrschsüchtigen Charakter.

Als der König alt und laß geworden war, rissen sie alle Gewalt an sich und beherrschten das Reich nach Laune und Willkür; das Recht wurde mit Füßen getreten und das Laster triumphierte, bis alles Völkerglück in Blut, Elend und Verzweiflung unterging.

Doch der Tag der Sühne und Vergeltung kam: Mitten im Taumel eines saturnalischen Festes brach ein grauenhaftes Unwetter herein; von allen Weltenden kam der Hagel und das Schneegestöber, und begrub das Königsschloß unter seinen eisigen Massen. Die beiden ältern Schwestern versanken in einer Fernerspalte, wo sie eingeklemmt im Gletschereis ihre Untaten büßen müssen.

Die jüngste aber trug ein Wirbelsturm zum schwindelnden Firn empor, wo sie sehnsuchtsvoll der Stunde ihrer Erlösung harrt, die erst mit dem Wiederbeginne des goldenen Zeitalters kommen wird.

Wie lange wird sie noch harren müssen?!

Vintschgauer-Sagen.

Der Allerseelen-Reiter.

Auf einer waldigen, die Gegend auf und nieder weithin beherrschenden Anhöhe, oberhalb dem Dörfchen Morter, hart am Eingange in das wilde Martelltal, ragen die malerischen Ruinen der Burg Montani in die Lüfte, deren wettergebräunte, epheuumsponnene Mauern mit ihren Pfeilern und Spitzbogen, und den massigen Ecktürmen wie ein riesiger Denkstein aus uralter grauer Zeit in die Gegenwart herunterstarren.

Noch vor wenigen Dezennien war das Schloß von einer freiherrlichen Familie, den letzten Besitzern desselben, bewohnt; nun aber, eines schirmenden Daches beraubt, hausen die Wetter des Himmels in seinen verödeten Räumen und der lichtscheue Uhu hat seinen Wohnsitz darin aufgeschlagen.

Einsam ist es auf dieser Höhe und elegische Ruhe herrscht in den dämmerigen Hallen und Gelassen des weitläufigen Gebäudes, dessen verwittertes Mauerwerk wie in tiefen Traum versunken

scheint. Nur das Summen der Bienen oder der Klageton des Heimchens unterbricht die lautlose Stille.

Wenn der Tag aber zur Neige geht und der Dämmerung Schatten über das Tal sich breiten, oben nur mehr die Zinnen und Türme der Burg im Golde der sinkenden Sonne erglänzen, wenn die Abendluft mit leisem Flügelschlage durch die Wipfel der Föhren rauscht und ferne, ferne her der Aveglocke frommer Ton zur Andacht mahnt, dann weilt Frau Mythe sinnend unter dem mächtigen Hollunderstrauche, der das Burgtor hütet, mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme ihr Lied anstimmend aus längst entschwundenen Tagen. Die Amsel oben im Gezweige der Bäume erlauscht es und trägt es weiter nach den einschichtigen Höfen und Ansitzen der Bergler, und Großmütterchen erfreut dann wieder die lauschenden Enkelkinder mit der seltsamen, wunderlichen Mähre.

Alt, uralt ist das Schloß, und wie die Sage berichtet, wurde es von einem vornehmen Kriegsmanne erbaut, der mit seinen Söhnen und einem bildschönen Töchterlein, mit Roß und Mann, Hab' und Gut aus dem fernen Süden in diese unwirtliche Gegend gekommen war und sich dieselbe zum bleibenden Aufenthalte erwählt hatte.

Es mochte wohl einer von jenen Gotenführern gewesen sein, die nach ihres großen Königs Tode und seines Reiches Niedergang sich nach allen

Richtungen der Windrose zerstreut und teils freiwillig, teils von feindlichen Scharen bedrängt, in den fast unzugänglichen Tälern und Schluchten dieser Berge ein Asyl gesucht und gefunden hatten.

Öde und unwirtlich war es da in weiter Runde. Dichtes, fast undurchdringliches Gestrüppe bedeckte die Ebene, nur da und dort von einem Sumpfe oder tiefen Moraste unterbrochen, dem in heißen Sommertagen eine tötliche Fieberluft entströmte, und worin es von Molchen und giftigem Gewürme wimmelte. Nirgends, soweit das Auge reichte, der aufsteigende Rauch eines traulichen Herdfeuers aus menschlichen Wohnstätten, kein frommer Glockenton drang an das Ohr. Nur das Geheul der Wölfe und andern Raubgetiers ließ zu nächt'ger Stunde sich vernehmen.

Oben auf der Höhe des Schlosses war es fast noch düsterer und einsamer. Da konnte man nur Zwiesprache halten mit dem tosenden Wildbache, der, aus der engen Talschlucht hervorbrechend, am Fuße des Schloßberges vorübereilte; mit den Winden, die von den Kuppen der Schneeberge herab durch die dunklen Wipfel der Bäume rauschten, oder mit dem Adler, der hoch in den Lüften nach Beute spähend, seinen heisern Schrei vernehmen ließ.

Die Burg selbst war von gewaltigem Umfange und mit allem ausgestattet, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit ihrer Bewohner dienen konnte.

Über geräumigen Verließen und tief in den Felsen gegrabenen Kellerräumen erhoben sich, zu schwindelnder Höhe emporsteigend, die massiven, klafterdicken Mauern mit ihren Brustwehren und Flankentürmen, stattliche Säle und wohnliche Gemächer in sich bergend. Auch eine würdig ausgestattete Kapelle fehlte nicht, mit dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes, welches der Burgherr aus dem fernen Südlande mitgebracht hatte und als das Werk eines berühmten romanischen Malers hoch in Ehren hielt, ihm selbst eine wundertätige Wirkung zuschreibend.

Von außen umgaben das Schloß nach allen Seiten hin Vorwerke mit Zinnen und Schießscharten und ein breiter, tiefer Graben, über welchen eine einzige Zugbrücke zu dem eisenbeschlagenen, doppelt und dreifach verwahrten Burgtore führte.

All' das mochte in jener rohen, gewalttätigen Zeit, wo nur das Recht des Stärkern galt und das Land von abenteuernden kriegerischen Scharen, von Verfolgern und Verfolgten unsicher gemacht wurde, durch weise Vorsicht geboten gewesen sein. Der Burgherr ließ es sich damit aber nicht genügen; sein von Natur verschlossenes, mißtrauisches Wesen wurde in der Abgeschiedenheit dieses Aufenthalts noch schroffer und menschenscheuer. Er hatte allen gastlichen Sinn aus seiner Brust

verbannt und das Tor seines Schlosses blieb jedem wie immer gearteten Besuche fest verschlossen.

Des Alten Töchterlein, nun zur blühenden Jungfrau herangereift, machte ihrer römischen Mutter, die wohl ein Weib von großer Schönheit gewesen sein mochte, alle Ehre.

Von tadellosem Ebenmaße war ihre hohe, schlanke Gestalt, und aus dem antiken, von üppigem Rabengelocke umschatteten Antlitze leuchteten, mitternächtigen Sternen gleich, ein Paar stolzer, südländischer Glutaugen. Wie ihre Erscheinung zeigte auch ihr Wesen, ganz im Gegensatze zu der rauhen, verschlossenen Weise des Vaters und der Brüder, südliche Glut und Beweglichkeit, und schwer war es, dem Zauber ihrer Anmut zu widerstehen.

Ihrem stürmischen Blute waren die Räume der Burg zu enge, es trieb sie hinaus in die weite, freie Gottesnatur, und wenn der Alte finster brütend in seiner Kemenate saß oder gemessenen Schrittes die endlosen Gänge des Schlosses auf und nieder wandelte, wenn Brüder und Gesinde im Hof und Stall beschäftigt waren, dann jagte sie, nur von ihrer treuen Dogge begleitet, hoch zu Roß, den Falken auf der Hand, den steilen Schloßhügel hinunter, durch Busch und Dorn, Schilf und Moor die Spur des flüchtigen Wildes verfolgend, oder sie wanderte wohl gar hinauf zu den schneeigen Kuppen der Hochgebirge, vom schroffen Fels das Edelweiß und die duftende Aurikel brechend,

womit sie ihr dunkles Lockenhaar bekränzte. Eines Abends, der Sommer war längst zu Neige gegangen, und der Herbstwind fegte von den beschneiten Firnen der Gletscher mit frost'gem Hauche über die Giebel der Burg, kehrte die Jungfrau zu später, fast nächtiger Stunde von ihrem Ausfluge heim. Wohl Ungewöhnliches mochte ihr im Walde unten begegnet sein, ihre Wangen flammten, ihr Auge blitzte, und mit stürmischem Ungestüme warf sie sich von dem schaumbedeckten, schweißtriefenden Renner und eilte hinauf in das Wohngemach, wo Vater, Brüder und Gesinde schon beim Vesperbrode um das wärmende Kaminfeuer sich versammelt hatten. Niemand schien der Angekommenen zu achten, die sich ermüdet von dem scharfen Ritte mit hochklopfendem Busen in eine Ecke kauerte, denn Alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit der Rede eines ergrauten Dieners, der von einer Kundschaftsreise in das untere Etschtal heimgekehrt, schreckhafte Dinge zu berichten wußte von einer großen Schlacht, die in den oberitalischen Ebenen, unter den Mauern Verona's geschlagen worden sei und wie es nun aller Orten von flüchtigen und verfolgenden Schaaren wimmle und die weite Landschaft nächtlicher Weile erhellt gewesen wäre von Feuerschein der brennenden Dörfer und Höfe.

„Wer waren die Besiegten und wer die Sieger?“ forschte der Alte in sichtlicher Unruhe. „Unsere

tapferen Brüder unterlagen nach langem, verzweifeltem Kampfe der welschen List und Übermacht," entgegnete der Befragte mit einem tiefen Seufzer, „und jetzt folgen ihnen die Feinde bis in diese Berge und sind ihnen aller Orten an den Fersen."

Unmutig schüttelte der Burgherr das greise Haupt zu dieser Mähre und murrte: „Das ist schlimme Botschaft! Wir werden uns vor Freunden und Feinden zu sichern haben, vor den lieben Brüdern nicht minder, als vor ihren Widersachern." Finster sahen die Söhne vor sich hin, die Rede des Alten mochte ihnen nicht zu Sinne stehen; aus der Jungfrau Augen blitzte aber ein eigentümliches Feuer und sich rasch von ihrem Sitze erhebend, warf sie scherzend hin: „Ei, käm' so ein schmucker, goldlockiger Knab' Einlaß heischend vor unser Schloß, würdest Du ihn wohl ungastlich von der Tür weisen?" Ohne des Vaters strengen zurechtweisenden Blick zu beachten, verließ sie die Stube; der Alte befahl aber, daß fortan strenge Wache gehalten werden sollte und niemand ohne sein Wissen oder gegen seinen Willen die Burg betreten oder verlassen möge.

Seit jenem Abende war des Fräuleins ganzes Wesen verändert; ihr froher Mut war dahin, tiefsinnig und träumerisch schlich sie umher und der Jugend Frische wich von ihren Wangen.

Stundenlang weilte sie einsam auf der höchsten

Warte des Turmes, sehnsüchtig ausschauend nach dem Tale und den dämmernden Wäldern zu ihren Füßen, und manche Träne schlich aus ihren Augen und rollte über das liebliche Antlitz herab.

Was sie erhoffte, was sie erwartete, wer mochte es ahnen — wer konnte es wissen!

So waren die letzten Oktobertage herangekommen, die Zeit, wo das Laub von den Bäumen fällt und die Natur sich in ihr Sterbekleid zu hüllen beginnt. In der Tiefe unten dämmerte es bereits und die Berge breiteten ihren Schatten über das Tal, oben leuchtete aber noch mild und golden die herbstliche Sonne über Giebel und Mauern in den geräumigen Burgzwinger herein. Brüder und Gesinde waren beschäftigt eine Brustwehr auszubessern und der Alte stand unterweisend und anordnend an ihrer Seite, während die Jungfrau still und in sich gekehrt seitwärts an einer Mauerzinne lehnte und ihre Blicke hinunterschweifen ließ nach den dunkelnden Gefilden.

Da ward die Glocke gezogen.

Ein braun Zigeunerweib stand vor dem Tore und bat mit flehender Geberde um Einlaß.

„Seht Euch vor, daß sie allein sei, dann mag sie kommen," sagte der Schloßherr, „vielleicht bringt sie uns weitere Kunde aus dem Tale."

Mit der diesem Volksstamme eigenen Überschwenglichkeit warf sich die Angekommene dem Ritter zu Füßen, küßte sein Gewand und konnte

kein Ende finden, seine Güte und Mildherzigkeit zu preisen.

„Du bist nicht allein in dies Revier gekommen“, forschte dieser, sie mit einem strengen Blicke musternd, „wo sind deine Gefährten geblieben?“

Alle, alle bis zum letzten Kindlein herab sind sie erschlagen von diesen verruchten Welschen!“ jammerte das Weib und rang verzweiflungsvoll die Hände; „ich allein habe das nackte Leben gerettet. Hiebei geberdete sie sich gleich einer Wahnwitzigen, zerschlug sich mit den Fäusten die Brust und raufte sich das wirre Haar aus dem Kopfe.

Mitleidig war das Fräulein näher getreten, die Bedauernswerte auffordernd, ihr in das obere Gelasse zu folgen, um sie mit einiger Stärkung und wärmenden Kleidern versorgen zu können. Kaum sah sich dieselbe aber allein mit ihr, als sie die Jungfrau ungestüm am Arme faßte und ihr hastig einige Worte in das Ohr flüsterte.

Sichtlich überrascht und erschrocken schaute diese nach allen Seiten aus, ob wohl kein Zeuge in der Nähe, dann zog sie das Weib hinein in ihre Kemenate und verkehrte lange, lange mit ihr in großer Heimlichkeit.

Wohl bewirtet und reichlich beschenkt verließ die heimliche Botschafterin die Burg und die Jungfrau sah ihr von des Schlosses Zinnen nach, bis ihre abenteuerliche Gestalt in den Schatten des Waldes unten verschwunden war. Als sie wieder

in den Burgzwinger zurückkehrte, leuchteten ihre Augen in erhöhtem Glanze und ein Lächeln stolzer Befriedigung umspielte ihren Mund.

Wieder war ein Tag zur Neige gegangen und unzählige Male war das Fräulein zu den Zinnen des Turmes hinaufgestiegen, um mit wachsender Ungeduld nach dem Tale auszuspähen, bis der späte Abend Alle wieder um das lustig flackernde Kaminfeuer versammelt hatte.

Da ließ sich plötzlich Pferdegewieher und laut dröhnender Hufschlag vernehmen und Alle erhoben sich und eilten auf die Brustwehr über dem Tore, um zu sehen, wer die späten Gäste waren.

Es war ein reisiger Trupp, der in großer Eile den Schloßhügel heraufgesprengt kam und nun vor der aufgezogenen Brücke hielt.

Der Führer, ein hochgewachsener Jüngling von edlem Anstande, den die kostbare Rüstung und der goldbeschlagene, hellglitzernde Stahlhelm mit den mächtigen Adlerschwingen als einen vornehmen Krieger kenntlich machten, war mit einem Satze vom schäumenden Rappen gesprungen und schritt mit edlem Anstande bis hart an den Graben vor, der ihm die Annährung zum Tore wehrte.

Die Reiter, mit Einschluß ihres jugendlichen Führers, sieben in der Zahl, waren derbe, reckenhafte Kriegergestalten mit ernsten, sonnengebräunten Gesichtern und von überaus kühner, entschossener

Haltung. Mut und kriegerisches Feuer blitzte aus ihren Augen.

„Wir kommen, Einlaß heischend in dringender Gefahr des Todes!“ rief der jugendliche Held mit heller, wohltönender Stimme, den greisen Burgherrn fest in's Auge fassend, „öffne ohne Säumen, denn die Feinde in zwanzigfacher Überzahl sind uns hart an den Fersen.“

Leuchtenden Blickes sah das Fräulein auf den herrlichen Jüngling nieder und auch die Brüder schienen großes Gefallen an ihm zu finden, der Alte schüttelte aber mürrisch das Haupt und entgegnete:

„Ich öffne in solcher Zeit keinem wehrhaften Manne und wäre es meines leiblichen Bruders Sohn die Tore meines Schlosses. Du allein, ohne Wehr und Waffe magst eintreten und Gastrecht bei mir finden, deine Gefährten weise ich zurück.“

Eine tiefe Zornröte überflog des Jünglings Antlitz bei dieser schnöden Rede und sichtliche Mühe kostete es ihm, seiner Erregung Herr zu werden.

„Du bist uns'res Stammes,“ rief er, „und weißt, daß keiner unserer Krieger sein Schwert lebend aus den Händen gibt!“

„So fahrt mit Gott und gehabt Euch wohl!“ war des Alten kurz gebundene Antwort, womit er der reisigen Schaar und ihrem Führer den Rücken kehrte.

Ein drohender Anruf hielt ihn jedoch zurück.

Einer aus der Schaar, ein eisgrauer Krieger von riesenhaftem Wuchse mit schneeigem Haar und Bartgelocke, hieb mit einem einzigen Streiche seiner mächtigen Streitaxt die eherne Kette der Zugbrücke entzwei, daß diese rasselnd niederfiel; darauf ritt er hart ans Tor heran, einen derben Span heraus sich hauend, den er auf seinem Eisenhut befestigte.

„Du hast den Bluteid uns'res Volkes geschworen!“ rief er mit zornbebender Stimme, indem er drohend die eisengepanzerte Rechte gegen ihn ausstreckte, „willst Du deinen Eid brechen und das Blut deiner Brüder auf deine meineidige Seele laden!“

Finster und in sich gekehrt, wie im Widerstreite mit sich selbst, starrte der Alte vor sich hin. „Ich bin ein Christ“, murrte er, „und habe als solcher mit eurem Bluteide nichts mehr zu schaffen.“

Schweigend hatten die Söhne den Auftritte beigewohnt, aus ihren mißbilligenden Mienen konnte man aber entnehmen, das ihnen des Vaters Christentum nicht recht zu Sinne stehen mochte; die Jungfrau trat aber rasch und mit kühnem Entschlusse vor ihn hin und sagte mit fester Stimme:

„Du willst dem Jünglinge und seinen Getreuen Gastrecht weigern? Wohlan, so wisse denn, daß er der Erkorene meines Herzens ist, dem ich zu eigen bin im Leben und im Tode!“

Ein feuriger Blick der Liebe und des Dankes lohnte der kühnen Sprecherin, der Alte blieb aber starr und unbeugsam bei seinem Entschlusse und würdigte die tapfere Schaar und ihren Führer keines weitern Wortes mehr.

„Nun wohl," rief dieser mit mächtiger, laut dröhnender Stimme, „Du verlangst, daß ich von meinen Gefährten, von meiner Wehr mich trenne, lieber den hundertfachen Tot! So nehme ich denn das Herz deines Kindes mit mir, mein ist es im Leben und im Sterben!"

Mit einem Sprunge saß er wieder im Sattel und fort ging es im sausenden Fluge den Schloßberg hinunter, der Richtung zu, wo heute das Dörfchen Morter liegt.

Lange war die Jungfrau allein auf dem Mauerkranze oben zurückgeblieben, sich sinnend über die Brustwehr beugend und die Reiterschaar mit ihren Blicken verfolgend, bis ihre blinkenden Helme im Dunkel der Dämmerung verschwunden waren.

Dann eilte sie in ihre Kammer und war für Niemanden mehr zu sehen.

Finstere Nacht hatte sich über das Tal und die mächtigen Türme und Giebel der Burg gelagert, deren Bewohner der erquickende Schlaf floh. Immer und immer mußten sie des schönen Jünglings und seiner tapfern Genossen gedenken, die der Alte so rauh und ungastlich von der Schwelle seines Hauses gewiesen und jetzt in Not

und Gefahr verzweifelt umherirrten. Die Zornesworte des greisen Kriegers dröhnten ihnen wie ein schwerer, vernichtender Fluch in den Ohren.

Da plötzlich drang Schwertergeklirr und wilder Kampfruf aus der Tiefe des Tales herauf und immer lauter und dräuender wurde das Getose, bis es endlich gegen Mitternacht allmälig verstummte und der Stille des Grabes wich.

Am frühen Morgen wollten die Brüder nach der Schwester sehen, denn sie ahnten schweres Unglück.

Weit geöffnet fanden sie die Kammer; die Jungfrau war verschwunden, im ganzen Schlosse war keine Spur mehr von ihr zu entdecken.

Da begann auch des Alten so starrer Sinn sich zu erweichen und nieder stieg er mit den Söhnen nach der Tiefe des Tales, die Vermißte aufzusuchen.

Lange irrten sie kreuz und quer durch den wilden Forst, da endlich stießen sie auf eine Waldeslichtung — das nächtige Kampfgefilde. Gebettet auf einem Berge von Feindesleichen, aus hundert Wunden blutend, lagen da die entseelten Körper der tapfern Kriegerschaar, in ihrer Mitte der schöne Heldenjüngling und die Jungfrau, die ihm Treue geschworen im Leben und im Tode.

Tief ergriffen und erschüttert gruben sie den Gefallenen ein weites, tiefes Grab an derselben

Stelle, damit sie, die sich im Leben nicht trennen mochten, auch im Tode vereinigt blieben.

Ein einfacher Kranz aus Zweigen der Edeltanne schmückte ihre Ruhestätte am Tage Aller Seelen.

Ein Jahr war herumgegangen und nur Wenige im Schlosse gedachten noch der Schläfer unten im stillen, einsamen Waldesgrunde.

Trüb und regnerisch war der Oktober zu Ende gegangen, ein eisiger Wind blies von den frisch beschneiten Eisfeldern der Vedretta herunter durch das Tal und entführte die letzten vergilbten Blätter von den Bäumen.

Der Alte mit seinen Söhnen und Dienern saß wieder am Kaminfeuer; tief gefurcht war seine Stirne und das Antlitz fahl und eingefallen. Auch die Söhne waren noch ernster und einsilbiger als vorhin, ein düsterer Geist verscheuchte jede frohere Regung.

Da dröhnte wieder Rosseshufschlag den Schloßweg herauf und drei mächtige Schläge donnerten an die Pforte, daß die gewaltigen Mauern der Burg in ihren Grundvesten erzitterten.

Erschrocken sprangen Alle auf und eilten hinunter an das Tor, dessen Flügel weit aufgerissen standen. Draußen hielt auf pechschwarzem, schnaubenden Rosse ein Reiter von riesigem Wuchse, hob

die stahlgewappnete Rechte empor und rief mit dumpfer Grabesstimme:

„Ich komme Sühne zu heischen für den Bluteid, den Du gebrochen, als Du uns Gastrecht versagtest in höchster Not und Bedrängniß. Die Acht und Aberacht sie treffe Dich samt den Deinen!“

Damit wandte er sein Roß und verschwand in Nacht und Nebel.

Bald darauf erkankte einer der Söhne und schied aus dem Leben.

Jedes Jahr zur selben Zeit hielt der gespenstige Reiter seine Einkehr in dem Schlosse und jedesmal sank ein Glied des Hauses in die Grube, bis sie endlich auch als den letzten, den greisen, tiefgebeugten Burgherrn aufnahm.

* * *

Andere Geschlechter traten in den Besitz des Schlosses. Der gespenstige Reiter ließ sich aber zur Zeit, wo die gelben Blätter auf die Gräber fallen, ab und zu noch sehen und jedermann im Schlosse erschrack über sein Erscheinen, welches fast immer einen Todesfall oder sonst ein Unglück im Gefolge hatte.

Jetzt noch wissen die Alten der Gegend, von dem „Allerseelenreiter“ zu erzählen, der zu gewissen Zeiten in nächtiger - Stunde einsame Wanderer schreckte, die ihr Beruf am Gräberhügel der gefallenen Krieger vorüberführt.

Die Stadt im Eis und der irrende Jäger.

An den dunklen Gewässern des Reschener Sees unweit dem Dorfe Graun steht ein uralter Bauernhof, der, wie eine Inschrift an der Außenseite des Hauses besagt, schon im vierzehnten Jahrhundert renoviert wurde und später dem Abraham Steigerwalder angehörte, welcher großen Besitztum im Vintschgau hatte.

Dieser Hof, Arlund genannt, mochte wohl von den ersten Ansiedlern erbaut worden sein, welche sich in grauer Vorzeit in diesem rauhen Gebirgstale niedergelassen hatten.

Die Gegend hier ist äußerst wild und romantisch und trägt den Stempel einer großartigen Alpennatur; durch die sich öffnenden Spalten des Langtauferer Tales, durch welche sich tobend und schäumend die Gewässer des Karlinbaches ergießen, ragen die bläulichen Zinken der Ötztaler Gletscher hervor und im Hintergrunde dämmert die Wildeisspitze als ein gewaltiges Riesengebilde in die Lüfte.

Genau an jener Stelle, die jetzt der Hochvernagtferner mit seinen Massen ewigen Schnees überdeckt, soll, wie die Sage berichtet, dereinst eine große, prachtvolle Stadt gestanden haben, Tannanä genannt.

Auf einer weiten, üppig grünenden Hochebene, welche nur im Norden von den steil abfallenden Kristallwänden der Ötztaler Gletscher, im Süden aber von sanften, anmutigen Rebhügeln begrenzt war ragten stolz und gebieterisch ihre kolossalen Mauern und Türme empor, die aus schneeweißem Schlanderser Marmor gebaut waren und mit ihren vergoldeten Toren und Zinnen die Macht und den Reichtum ihrer Bewohner verkündeten. Diese waren jedoch ein in allen Lastern und Gräueln des Heidentums versunkenes Volk und von einem Könige, wild und gewaltätig, wie sie selber, beherrscht, führten sie, wie einst die verworfenen Sodomiten, ein wüstes, abscheuliches Leben.

Auf Arlund hingegen hauste zur selben Zeit ein frommer, gottesfürchtiger Bauer, der samt seiner Familie und seinem zahlreichen Gesinde mit ganzer Seele der jungen, christlichen Glaubenslehre anhing. Des Himmels Segen waltete darum auch sichtbar über seinem Hause, wackere Söhne und Töchter waren ihm zu kräftiger Stütze herangewachsen und so gastlich auch seine Schwelle allen Hilfesuchenden und Notleidenden offen stand, wuchs doch sein Besitztum von Jahr zu Jahr,

seine Herden mehrten sich und die Saaten trugen ihm stets reichliche Ernte.

Da erschienen eines Tages seltsame Gäste auf dem Hofe. Es war ein alter Harfner mit seiner Tochter, welche von einer Pilgerreise nach Palästina in ihre Heimat zurückkehrten und Imbiß und Obdach heischten für die Nacht.

Der Alte war ein Greis von hoher ehrfurchtgebietender Gestalt und um sein edles ausdrucksvolles Gesicht, das der Spiegel erhabenster Weisheit und Frömmigkeit war, wallte der fast hundertjährige Schnee seines Bart- und Haargelockes.

Die Tochter glich mit ihrem jugendlichen, kindlich reinen Engelsantlitze, um das wie ein Heiligenschein das reiche goldene Wellenhaar sich wob, dem Bilde der heiligen Jungfrau, wie es in höchster Vollendung hervorging unter Raphael Sanzio's Zauberpinsel.

Mit hoher Begeisterung sangen die Beiden den frommen Bewohnern des Hauses ihre Lieder vor, von den Wundern des heiligen Landes und Jung und Alt lauschte mit Entzücken dem herrlichen Gesange der Jungfrau und dem hinreißenden Saitenspiele des alten Mannes.

Als das Paar mit dem Grauen des Tages Abschied nahm, sanken die schlichten Gebirgsleute den Pilgrimen zu Füßen, küßten den Saum von ihren Gewändern und bestürmten sie, noch länger unter ihrem Dache zu verweilen; doch der Greis

erwiderte mit fester Stimme: „Wir müssen heute noch hinauf nach Tannanä, um dem gottlosen Volke dort oben Worte des Heiles, der Buße und Versöhnung zu verkünden, ehe es zu spät wird und die Garben ihrer Sünden reifen."

Dieser Entschluß stimmte den Arlunder und seine Angehörigen sehr trübe, denn sie kannten die Verworfenheit jenes Volkes und seines Herrschers und es bangte ihnen um das Leben des edlen Paares; als der Greis aber unerschütterlich in seinem Entschlusse verharrte, erbot sich des Arlunders ältester Sohn, ein kühner, kräftiger Jüngling, der als Gemsenschütze wohl bekannt war mit allen Pfaden des Gebirges, sie bis an die Tore der Stadt zu begleiten, was die Pilgrime auch mit herzlichem Danke annahmen.

Wohl war der Weg durch das wilde Langtauserer Tal ein sehr rauher und beschwerlicher und gar häufig strauchelte der zarten Jungfrau Fuß und ihre Kräfte drohten ihr den Dienst zu versagen; kein Wunder also, wenn sie sich gerne und willig auf den stattlichen Jüngling stützte, der ihr freundlich seinen starken Arm bot und auf alle mögliche Weise seine Teilnahme für sie verriet. In dem unverdorbenen Herzen des Jünglings erwachte aber an der Seite dieses holden Wesens Gefühle, die ihm ganz neu und unbekannt waren und der glühende Wunsch, die herrliche Jungfrau sein eigen zu nennen, zog mit dem reinen Tau

der ersten Liebe in seinen Busen ein und entfaltete die schlummernden Keime im Nu zur vollen Blüte.

Doch noch ehe er ein Wort gefunden hatte, um seinen stürmischen Empfindungen Luft zu machen, waren sie auch schon vor den gewaltigen Toren der Heidenstadt angelangt und er wagte nur noch in namenloser Angst und Besorgnis die Bitte:

„Ach geht doch nicht hinein! Ihr werdet wohl die Steine rühren mit eurem Gesange, aber nicht die Herzen dieser Unmenschen.“

„Wir folgen unserer Pflicht, Gott ist unser Führer,“ entgegnete furchtlos der Greis und pochte mit fester Hand an die ehernen Torflügel, die sich mit dräuendem Geräusche öffneten.

Bald stand das edle Paar vor des Königs Trone, um welchen das Volk in finstern Gruppen sich herandrängte. Der Jungfrau Lied ertönte wie Gesang der Cherubim und des Alten Stimme hallte dazwischen wie mahnender Posaunenton des Weltgerichtes, allein des Königs und seines Volkes verwildert Gemüt hatte kein Verständnis für die Heiligkeit der Lieder, sie staunten nur die irdischen Reize der Jungfrau an und wilde Gelüste erwachten bald in jeden Herzen nach ihrem Besitze. Bald wurden dumpfe Stimmen laut: „Überliefere uns die Maid, daß wir uns ihrer Schönheit erfreuen!“ Der König herrschte aber wild und gebieterisch:

„Mein soll die Jungfrau sein; wer wagt es, mir ihren Besitz zu bestreiten?“

Da erhob sich ein wütender Tumult im Volke und hundert wüste Hände streckten sich aus nach der Engelsreinen, der Greis schauderte und die Jungfrau verhüllte entsetzt ihr Antlitz; in diesem Augenblicke brach aber die Stunde der Vergeltung herein; schwarz umzog sich der Himmel, ein schreckliches, erdbebenähnliches Getöse ließ sich vernehmen und im Leuchten der Blitze wurde die riesige Gestalt der Bergesfee sichtbar und ihre Geisterstimme übertönte das Brausen des Sturmwindes und Krachen des Donners:

„Tannanä! Tannanä!
Schneib' zu —
Und aper nimmer me!“

Sie rief es — und wie Bettflaumen so dicht fiel der Schnee von allen Himmeln herunter und die Ötztaler Gletscher schoben sich vor und begruben unter ihren Eismassen die Stadt und ihre sündhaften Bewohner.

* * *

Als des andern Tages der Sohn des Arlunderbauern von Sehnsucht und banger Ahnung getrieben, hinaufstieg nach den Höhen, wo ehemals Tannanä gestanden, konnte er sich nirgend mehr zurechtfinden. Dort, wo gestern noch die grünenden Wiesen und die traubenbehangenen Rebenge-

lände standen, starrten ihm heute die schroffen Schneewände des Weißkogels entgegen und an der Stelle, wo die goldenen Zinnen der Stadt im Sonnenlichte prangten, ragten öde und traurig zwei Durren (dürre Bäume) in die Lüfte; bedeutungsvolle Wegweiser, nach dem Pfade, den alle Pracht und Herrlichkeit der Welt einst geht.

Noch heute, so geht die Sage, wandert der arme Junge als irrender Jäger auf jenen unwirtbaren Höhen umher, bis die Gletscher wieder einmal zurückweichen und er wenigstens das Grab finden kann, das die heißgeliebte Jungfrau deckt.

Die Norken.

Im ganzen Vintschgau, wie in den benachbarten Tälern, spielen diese rätselhaften Zwerge neben den saligen Fräulein und dem wilden Manne eine hervorragende Rolle und die Sage erwähnt ihrer sehr häufig, doch meist in komischer Weise, denn ihr ganzes Auftreten, Tun und Lassen ist bei aller Tücke und Bosheit so spaßhaft und sie verstehen es ihre Streiche mit solcher Laune zu spielen, daß sie die Lacher stets auf ihrer Seite haben und der Beschädigte zum Nachteil immer noch den Spott mit in den Kauf nehmen muß.

Die Norken sind äußerst berührige, aber trotz ihrem hohen Alter unendlich komische Kerle und am unversöhnlichsten, wenn man sie in ihren einfältigen Spielereien stört. So kamen sie einmal zu Dreien von der Sandeckspitze, wo sie ihren beliebtesten Aufenthalt hatten, herunter in einen Meierhof und traten lauernd und spekulierend in die Küche. — Die Bäuerin war gerade im Begriffe einen Pfannkuchen zu backen und schlug ein

paar Dutzend Eier in den Brei, wobei sie die leeren Schalen hinter sich auf den Boden warf. Die Norken suchten selbe aber sorgfältig auf, stellten sie zierlich in eine Reihe und riefen, indem sie voller Freude in die Hände klatschten:

„So viel Hüfeler und so viel Haseler haben wir noch nie beisammen g'sehen!"

Die Meierin war ein grobes, ungeschliffenes Weib und indem sie den schmutzigen Abspülhuder zwischen sie hineinwarf, höhnte sie:

„Stab aus, stab aus —
Da spült's Enkere Hüfeler und Haseler aus!"

Verdutzt und eingeschüchtert entfernten sich die drei kleinen bärtigen Gäste, der letzte legte aber geschickt den Spülhuder unter die Schwelle und äffte mit halbleiser, näselnder Simme:

„Stab aus, stab aus —
Und fall' mit'n Schmaus zur Tür hinaus!"

Als bald darauf die Bäuerin das fertige Gericht in die Stube tragen wollte, verwickelte sich ihr Fuß in die gelegte Schlinge und sie stürzte mit der vollen Schüssel über die Schwelle auf das Pflaster hin, daß ihre Nase blutige Bekanntschaft mit den harten Steinen machte und der Dorfbader ein volles Vierteljahr an ihr zu laborieren und zu quacksalbern kriegte.

* * *

Die Norken hatten die boshafte Gewohnheit, an Stellen, wo der Fuhrmann eben nichts weniger als einen Hemmschuh nötig hat, vorzupassen und sich wie lose Gassenbuben rückwärts am Wagen aufzuhängen, wobei sie sich so dick und schwer machten, daß die armen Pferde schier die Seele aus dem Leibe ziehen mußte. — Oben angelangt fingen dann die Schelme aus allen Leibeskräften zu schieben an, wobei sie Roß und Wagen nicht selten in die äußerste Not brachten.

Da begab es sich einmal, daß ein Fuhrmann, der spät Abends noch mit einen schweren Weinwagen gen Graun hinauffuhr, derart von diesen Plaggeistern belästigt wurde, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als durch ein paar derbe Peitschenhiebe sich ihrer zu entledigen. — Die Norken ließen auch augenblicklich ab und flohen mit einem Zettergeschrei nach dem Walde. — Der Wagen schien aber darum nicht leichter geworden zu sein und trotz allem Schelten und Fluchen konnten ihn die Pferde nicht mehr von der Stelle bringen. — Als er es zum letztenmale versuchte, die ermatteten Tiere anzutreiben, erscholl ganz nahe aus dem Gebüsche eine Stimme, die ihm kichernd und lachend zurief: „Fahrst leicht! Fahrst leicht!“ und im selben Augenblicke bewegte sich der Wagen rasch vorwärts und die Pferde zogen ihn spielend die steile Anhöhe hinauf.

Hier wollte er nun die armen Tiere, wie sich's

gebührt, ein wenig verschnaufen lassen, da bemerkte er aber zu seinem namenlosen Erstaunen, daß er nur mit dem leeren Wagen oben angelangt war, die schwere Ladung, wie sich zeigte, war unten am Fuße des Berges sitzen geblieben.

* * *

Einmal sprachen zwei von diesen schlimmen Zwergen beim Wirte in Ulten an und baten um eine Bedienstung in Küche oder Keller. — Der Wirt aber, der wie alle seine Kollegen hierzulande ein äußerst kluger und erfahrener Mann war, wußte sehr gut, daß die Norken ohne Ausnahme gewaltige Freßwänste und Vollzapfen sind; doch wollte er sie nicht glattweg abspeisen, ihre Tücke scheuend, und er sann daher auf ein Mittel, sich ihrer auf eine glimpfliche Weise zu entledigen.

„Küche und Keller sind wohlbestellt", äußerte er, indem er mit einem spöttischen Gesichte die schwerfälligen Bäuche und die krummen, spindeldürren Beine der Norken beaugapfelte, „aber auf den Tennen könnte ich just noch zwei handfeste Drescher brauchen — wollt Ihr da einstehen und fleißig mithantieren, so will ich mit dem Lohne nicht knausern!"

„Und was kriegen wir, wenn wir Dir alles Korn bis zum Sonnenuntergang rein ausklopfen und reinigen?" fragten diese mit blinzelnden Augen.

Der Wirt sah die beiden Prahlhänse groß an, denn ein Dutzend seiner stärksten Knechte hätte zu

dieser Arbeit acht Tage vollauf zu tun gehabt. „Wenn Ihr das imstande seid", sagte er, „so geb' ich Euch von Wein und Korn so viel zum Lohne, als Ihr fortzuschleppen vermögt."

„Wir sind's zufrieden!" riefen die Zwerge und machten sich ohne Umstände an ihr Geschäft. — Bald dröhnte Haus und Hof von ihren gewaltigen Schlägen, die Streiche prasselten auf den Tennenboden nieder wie die Hagelkörner bei einem Hochgewitter und zwischendrein wurde gescheuert und gesiebt, daß die dicken Staubwolken davonflogen.

Noch ehe die Sonne über die Berge hinabsank, war die ganze Arbeit getan und das Getreide lag reinlich aufgeschichtet auf dem Speicher.

Nun sprang der eine von den beiden Norken hinunter in den Keller und lud sich ein Fäßchen vom besten Siebeneichner auf den Rücken, während der andere sich mit einem tüchtigen Getreidesacke beschwerte; darauf nahmen sie dankend Abschied vom Wirte, der noch froh war, sie anscheinend so wohlfeil losgeworden zu sein.

Bald vernahm man vom Gebirge herunter lautes Jauchzen und Gejohle, allwo die Norken in Gesellschaft ihrer Brüder den wohlerworbenen Drescherlohn verjubelten. — Der Wirt hatte aber keine sonderliche Ursache sich mitzufreuen, denn im Keller fand er alles untereinander geworfen, wie Heu und Spreu, die halben Fässer hatten die durstigen Wichte leer gezecht, um die Qualität des

Weines zu verkosten und das größte Fuderfaß mit dem vortrefflichsten alten Siebeneichner hatte er hinweggeschleppt. — Auch in der Scheune sah es nicht tröstlicher aus, Roggen und Hafer lagen unterm Mist und den Weizen hatten die Gäuche als bescheidenen Lohn mitspazieren lassen!

Spät in der Nacht kegelten die boshaften Zwerge noch gleichsam zum Hohne das leere Faß über den Berg herab, das mit zerschlagenen Dauben und Reifen vor die Türe des Wirtshauses hinkollerte und auf dessen Deckel in zierlicher Schrift nachstehender Dankreim angebracht war:

„Hopp! hopp! hopp!
Im Trapp und im Galopp!
Über Block und Stock und Stein,
Grüß den schlauen Wirt uns fein;
Braucht er wieder Drescherleut —
Sind wir herzlich gern bereit!"

Im Planailtal erschienen einmal am Christabende drei Norken in einem einschichtigen Berghof. Sie waren im ärgsten Schneewetter von der Portlesspitze, wo sie ihren Aufenthalt hatten, herunter gekommen und voll Hunger und Durst. — Die Bäuerin buk gerade Schmalzkücheln und die Schüssel mit den dampfenden Knödeln stand bereits auf dem Tische.

Alt und Jung langte tapfer zu, um sich den Magen warm zu halten, bevor man sich anschickte

den weiten Weg nach Mals anzutreten, um dort der Christmette beizuwohnen.

Lüstern und begehrlich, wie die Norken schon einmal sind, sahen sie mit geheimem Groll und Ärger zu, wie Schüssel um Schüssel geleert wurde, während man ihnen nur ein Stück steinhartes Gerstenbrod und ein paar alte Käsrinden hinreichte, die einem Hunde zu schlecht gewesen wären.

Ohne ein Wort des Dankes für die Bescherung schlichen die Norken hinaus und versteckten sich im Backofen, wo sie alles genau beobachten konnten, was vorging.

Als die Bewohner samt und sonders den Hof verlassen hatten, kamen die Norken aus ihrem Verstecke vorsichtig wieder herangetrippelt und hüpften vor Freude, als sie den Haustürschlüssel, den die Bäuerin sorglich versteckt hatte, auffanden.

Nun wurde das ganze Haus von der Dachkammer bis zum Keller hinunter durchsucht und alles, was ihnen lecker oder genießbar schien, nach der Küche geschleppt, wobei die Speckkammer und der Schmalzkübel nicht vergessen wurden. Nachdem sie das Feuer am Herde wieder angefacht hatten, daß es lichterloh brannte, ging es an ein kochen, sieden nnd braten, daß es eine Lust war; zu Dutzenden wurden die Eier in die heiße Butter geschlagen; die Knödel machten sie so groß wie die Kegelkugeln, dazu einen mächtigen Hafen voll Sauerkraut samt einer ganzen Schweinskeule und

den Würsten, welche die Bäuerin für die Feiertage zugerichtet hatte.

Die Schmalzküchel, ohne die sie auch nicht sein mochten, zogen sie wohl fünfmal durch die Butter, damit sie recht lecker wurden und zu guterletzt holten sie sich das Fäßlein Wein herbei, das der Bauer für diese heilige Zeit eigens von Mals heraufgebracht hatte, und machten sich Glühwein, um sich den Magen zu wärmen und die leckere Mahlzeit besser verdauen zu können.

Dazu verspeisten sie den aufgestöberten Weihnachtszelten und ließen das gastliche Haus hoch leben!

Als sich die Gäuche gehörig gütlich getan und noch alles Eßbare, dessen sie habhaft werden konnten, zu einem Nachschmause daheim in ihre Ranzen gesteckt hatten, wollten sie sich, ehe sie sich heimtrollten, doch noch für die genossene Güte nach ihrer Weise bedanken: sie kehrten im Hause alles drunter und drüber, warfen das Bettzeug zu den Fenstern hinaus, kehrten den Brunnen ab und hingen im Stall das Vieh zusammen. Auf die Haustüre schrieben sie aber mit fetter Kohle: „Wir danken bestens für die Bewirtung; alles gut und billig gewesen — werden nächstens wieder ansprechen!“

Die Höfler mögen sich das letztere wohl höflich verbeten haben.

Vom Münstertale herunter kam auch öfters ein Norke in das Wirtshaus nach Laatsch, wo man ihn, um ihn bei guter Laune zu erhalten, stets reichlich bewirtete, weil man seine Tücke scheute.

Eine Weile hatte sich niemand über ihn zu beklagen — später wurde er aber lästig und unangenehm; denn kaum hatte er seinen Wanst voll, so verlor er sich an einen gewissen Ort, wo er sich versperrte und verrammelte und weder mit Güte noch mit Drohungen herauszubringen war.

Das wurde den Wirtsleuten endlich doch zu toll und als sie ihm auf nicht sehr sanfte Weise mit dem Ochsenfidel hinausleuchteten, rannte er, seine noch heruntergelassenen Unnennbaren in beiden Händen haltend, durch das Dorf, heulend und schreiend:

„Au weh! Au weh!
Sein die Laatscher decht neidige Leut,
Vergunnen Oan gar koa Freud,
Jetzt nimm i mei G'hüder und Gezüder,
Und ruck zu die Schleifer hinüber!"

worauf er sich eiligst davontrollte und sich im Dorfe Laatsch nie wieder blicken ließ.

Den Wirtsleuten bekam die Geschichte aber dennoch schlecht, denn sie wurden alle von einem Übel befallen, daß sie von dem gewissen Orte nun selbst nicht mehr fort konnten.

Die Norken waren auch stark im prophezeien, doch waren ihre Vorhersagungen immer schlimme, niemals gute und oft so dunkel gehalten, daß man ihren Sinn erst erriet, wenn das Unheil schon eingetroffen war. — Bevor die Pest ins Land kam, hatten sie des nachts da und dort in ein Haus hineingerufen: „Sie kommt! sie kommt! und ist sie da, so geht's Alt und Jung an den Kragen!"

* * *

Vor einem großen Erdbeben waren ihrer drei in den Widdum nach Martinsbruck gekommen und sagten zur Häuserin, die gerade von der Kirche kam:

„Kehr um! kehr um!
Es macht bum bum!"

und als sie, den Ruf nicht achtend, ins Haus trat, wankte der Boden unter ihren Füßen und die einstürzenden Mauern begruben sie unter ihren Trümmern.

* * *

Von der Klopaierspitze war ein Norke heruntergestiegen und setzte sich, seinen grauen Bart zerraufend, weinend und heulend auf einen Wegstein an der Straße, die dem Gestade des Reschener Sees entlang gegen Graun führt.

Vorübergehende Leute fragten ihn teilnehmend, was ihm denn fehle. Da schluchzte er, die Hände ringend:

„Nächsten Winter, au weh!
Ist vom Blut rot der Schnee,
Vom Feuerschein rot der See,
Da kommen die feindlichen Reiter,
Und sengen und brennen;
Da bleib i nit,
Da bleib i nit.
Geh schleunig wieder weiter!"

worauf er sich eilfertig aus dem Staube machte und nicht mehr blicken ließ.

Den folgenden Winter kamen feindliche Kriegsvölker ins Land und verheerten das ganze Tal, mordend, sengend und brennend, wie der Nork es prophezeit hatte.

* * *

An einer vereinzelt stehenden, abgestorbenen Birke unweit Plagott war ein Norke sieben Tage lang gesessen und als er endlich fürbas ging, war auf dem Stamme die Zahl des kommenden Jahres eingeschnitten und der Reim:

„Dürr und lahm
Wie dieser Stamm!"

Es folgte darauf ein Mißwachs, daß die Leute genötigt waren, Häcksel in das Brod zu backen und Kuhjauche statt der Milch zu trinken.

Obwohl die Norken auch ihre Nörkinnen hatten, mit denen sie sich billigerweise hätten begnügen

sollen, so waren ihnen doch die menschlichen Dirnchen und Weiber keineswegs gleichgültig und sie stellten denselben allerorten mit wahrhaft faunischer List und Brutalität nach, daher das warnende Sprichwort:

„Schließ die Kammer fein,
Sonst kommt der Nork hinein!“

Da sie sich aber unverschämtermaßen nur immer an die schönsten Jungfrauen und Frauen machten, von denen die häßlichen Bewerber, wie es sich von selbst versteht, oft mit gar derben Körben abgefertigt wurden, so war ihres Zwistes und Haders mit dem Menschengeschlechte kein Ende.

So kam einmal ein Norke herunter nach Burgais und ließ sich bei einem reichen Bauer als Gänsetreiber anstellen. Der hatte aber ein gar sauberes Töchterlein, Agnes mit Namen, deren Körper nur den einzigen Fehler hatte, daß das rechte Bein etwas hinkte.

Der Nork versah anfangs seinen freilich nicht sehr schwierigen Dienst aufs pünktlichste und handhabte mit Kraft und Umsicht das Regiment über seine sanften, watschelnden Untertaninnen.

Bald aber schienen ihm andere Flausen in den Kopf zu kommen, er wurde plötzlich poetisch und sang mit seiner widerlichen Kropfstimme allerlei verliebte Reime herunter, als:

„Hat a Schneearl g'schnieben
Und han's waten müssen,
Hatt a Dirndl so lieb
Und wears g'raten müssen.

B'hüt di Gott, schöner Schatz,
B'hüt di Gott, no an Schmatz,
Tut mir's Herzerl so weh,
Wenn i fort von dir geh!"

Endlich sah sich der Nork eine Gelegenheit aus, um bei der hübschen Meierstochter, der diese zarten Liebesergüsse galten, seine Werbung anzubringen und diese war boshaft genug, ihn auf der Meinung zu lassen, daß sie ihm nicht abhold sei, nur wolle sie ohne Willen und Wissen des Vaters nichts tun, er möge daher nach Brauch und Sitten ordentlich bei demselben um sie anhalten.

Der Nork ließ sich dies nicht zweimal sagen. Am nächsten Sonntag legte er seinen besten Feiertagsstaat an; ein hochrotes Leibel bedeckte stattlich seinen dicken Wanst, die grünen, wollenen Strümpfe saßen ihm prächtig auf den kurzen Dachsbeinen, seinen dicken Kopf überschattete ein mächtiger, runder Passeirerhut, dessen Krempen zweimal so breit waren, als die ganze Figur in der Länge maß und die Jacke von grobem, blauen Tuch war am Knopfloche mit einem wunderschönen Straus von Gänseblumen und Brennesseln geschückt.

Also ausgestattet trat der Nork mit größter Salbung vor den Vater seiner Huldin hin und brachte in einer wohlgeordneten Anrede sein Anliegen vor.

Als der närrische Kauz geendet, brach der Bauer in ein so übermäßiges Gelächter aus, daß ihm das helle Wasser aus den Augen lief und er mit beiden Händen sich die Weichen halten mußte. Sobald er endlich seine Sprache wieder erlangt hatte, äußerte er so ernst, als es ihm möglich war:

„Meine Agnes ist blutjung, groß, bildhübsch, vermöglich; Du aber bist meeralt, kleinwinzig, grundhäßlich und ärmer als eine Kirchenmaus, wie soll das zusammenpassen?"

„Es paßt schon doch", erwiderte der gefoppte Zwerg, während ihm eine dunkle Zornesröte ins Gesicht stieg und seine Augen in wilder Bosheit zu funkeln begannen:

„'s Dirndl hat an tschirgeten
Tschergeten Gang,
Und da kamen zwoa Tschirgete
Tschergete z'samm!"

Nun war es an dem Vater, den beißenden Spott auf seiner Tochter hinkenden Fuß zu verschlucken; doch hiezu besaß der reiche Dorfmagnat nicht hinlänglichen Stoizismus, darum packte er den Schelm bei einem Flügel und warf ihn zum Hause hinaus.

Seit jener Stunde war der Nork aus Burgais verschwunden, aber seine Rache ließ nicht auf sich warten. Als die Tochter des Meiers kurze Zeit darauf heiratete und Mutter eines gesunden Knaben wurde, verschwand der Säugling eines Tages aus der Wiege, als hätte ihn der Jochgeier vertragen und eine häßliche Pfundkröte war dafür hineingelegt.

Das war des erbosten Norken Werk.

Die Norken können aber auch dankbar sein; das mag folgende Geschichte beurkunden:

Es war an einem wilden, stürmischen Novemberabende, gerade nach der Vesperglocke, als ein kleines, tief gebücktes Männlein ermüdet und zähneklappernd vor Kälte durch das Gebirgsdorf Matsch hinkte; es war fürwahr eine seltsame, komische und doch Erbarmen einflößende Erscheinung; weißgelbe Locken flatterten vom eisigen Nordwind gepeitscht um das runzelige Gesicht, die kleinen, rot angeschwollenen Augen blinzelten ängstlich und verzagt von Haus zu Haus und wieder hinauf nach der tief verschneiten Nörklespitze; an einem rohen Fichtenast trug es aber ein schweres Bündelchen auf dem Rücken, unter dessen Last die kurzen Säbelbeine jeden Augenblick strauchelten und zusammenbrechen zu wollen schienen.

Endlich blieb das Männlein matt und keuchend vor einem großen, stattlichen Bauernhause stehen

und nach kurzem Zaudern ergriff es die Klinke und pochte ein paarmal schüchtern und leise an die Türe. Nach geraumer Zeit öffnete sich ein Fenster im Erdgeschosse, ein rotes, aufgedunsenes Mondscheingesicht kam zum Vorscheine und eine barsche, widrige Stimme grollte:

„Wer ist draußen? Jetzt gibt's kein Quartier mehr für Bettler und Strolche; pack' Dich nur weiter, alter Hexenmeister, sonst wird Dir mein Vierbeiniger zeigen, wo der Weg zum Dorf hinausführt."

„Nur auf ein halbes Stündel Unterstand, bis das ärgste Wetter vorbei ist und ein kleines Stückel Brod für meinen hungrigen Magen!" wimmerte das Männlein und hob bittend beide Hände empor zu dem harten Manne. Der reiche Bauer blieb aber ganz unerbittlich und mit den Worten:

Da hast doch vor dem Lumpeng'sindel nie einen Fried!" schmetterte er das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten und ließ den kläglichen Bittsteller draußen stehen in dem gräulichen Wetter und Schneegestöber, das von allen Seiten hereinstürmte. Das Männlein, anstatt durch diese derbe Abfertigung vollends eingeschüchtert zu sein, hob jetzt stolz den Kopf in die Höh, die kleinen Augen funkelten wie Katzenpupillen durch die Dämmerung und um den Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, indem es die Worte vor sich murmelte:

„Morgen oder heut
Kommt die Zahlzeit!“

Darauf ging der Nork von Haus zu Haus, von Tür zu Tür und wiederholte seine Bitte um Unterstand und Brot mit der kläglichsten Geberde, aber nirgends wurde ihm auf nur einigermaßen freundliche Weise entsprochen; da ließ man ihn vergebens klopfen, dort warf man ihm eine schimmlige Brotrinde zu, die er mit den vorhin gesprochenen Worten in sein Bündel steckte. Endlich kam er vor die letzte Hütte im Dorfe; hier besann er sich eine Weile, ob er anklopfen soll oder nicht, das Häuschen war doch gar zu ärmlich und schien kaum bewohnt zu sein, nur ein Fenster war spärlich erleuchtet. Dahin wandte sich der Nork und guckte neugierig durch die angelaufenen Scheiben. Da öffnete sich das niedere Tor und ein frisches, rotbackiges Dirndl schaute heraus und fragte mit heller Stimme, wer draußen sei und was man wolle. Mit schüchterner Geberde näherte sich das Männlein und wiederholte seine gewohnte Bitte.

„O Du armer Häuter!“ rief das Dirndl und schlug beide Hände über dem Kopfe zusammen, als es die Jammergestalt erblickte. „Ja, wo kommst Du denn her, Manul, in dem Wetter? Geh' nur gleich da herein und setz' Dich auf die Bank hinter'm Ofen, schüttel den Schnee ab und

wärm' Dich, derweil koch ich Dir eine warme Suppe."

Wohlgefällig betrachtete der Nork das barmherzige Kind und ließ sich gar bereitwillig von ihm in die Stube führen und den Schnee abklopfen, der zolldick auf seinen Kleidern saß und kauerte sich dann hinter den großen, grünen Kachelofen, der eine wohltätige Wärme in der kleinen Stube verbreitete, während das Dirndl in die Küche eilte und bald darauf mit einer dampfenden Schüssel wiederkehrte, die es dem späten Gast mit einem herzlichen: „Jetzt iß, Mannl und Gott g'segen Dir's!" vorsetzte. Der Nork ließ sich das nicht zweimal sagen, er langte tüchtig zu und die kräftige Brühe schien ihm Magen und Herz zugleich aufzutauen. Du bist ein liebes, frommes und barmherziges Dirndl!" sagte er mit einem freundlichen Blinzeln; „wie heißt Du denn?"

„Mariannl heiß ich."

„Und wer ist denn Dein Vater?"

Hab' keinen Vater mehr", sagte das Mädel, traurig das Köpfel senkend, „er ist schon vor zehn Jahren gestorben."

„Und die Mutter?" forschte der Nork.

„Ja, die lebt noch, aber sie ist alleweil krank und kommt die ganze Zeit nicht aus'm Bett; dort liegt sie ohne Pfleg' und Hilf', denn Geld haben wir keines, den Doktor zu zahlen." Dem armen Dirndl traten bei diesen Worten die hellen Tränen

in die Augen und es wandte sich ab, sie mit der Schürze trocknend. Der Nork stellte aber die Schüssel bei Seite, stand auf und näherte sich auf Zipfelzehen dem Bett der Kranken. Lange und prüfend betrachtete er das blasse, eingefallene Gesicht der Schlummernden; darauf langte er in sein Ränzel, holte ein Päckchen duftender Kräuter hervor und übergab es dem Dirndl, indem er mit einem recht wohlwollenden und Vertrauen erweckenden Ton zu ihr sagte: „Die Doktoren verstehen auch nicht Alles, mein liebes Kind, Deine Mutter ist vom Mond krank und da hilft nichts auf der Welt, als der Mondtee; den muß sie nehmen, so oft der Mond voll wird; für zweimal wird der zureichen; am Weihnachtsabend mußt Du aber nach Betläuten auf die Nörkelspitz gehen, einen frischen holen, der wird Deine Mutter hernach ganz g'sund machen."

„Um Weihnachten auf die Nörkelspitz?" fragte erstaunt das Dirndl, ei, da müßt' ich ja im Schnee zugrunde gehen!" Der Nork ergriff aber die Zaghafte bei beiden Händen und sie recht zutraulich anblickend beteuerte er lächelnd: „Da fürcht Dich nur nicht; wenn Du zum alten Wetterkreuz im Almgrund kommst, wo der Steig aufhört, brauchst Du nur dreimal meinen Namen zu rufen: Kruzinigele, hernach werd' ich kommen und Dir weiterhelfen."

Jetzt nahm der Zwerg sein Bündel über den

Rücken, drückte das graue Filzhütel tief in die Stirn und empfahl sich von seiner jungen Wohltäterin, vorschützend, daß er noch heute seine Wohnung im Gebirge erreichen müsse. Draußen hatte der rauhe Wind sich mittlerweile gelegt und durch die zerrissenen Schneewolken schaute der Vollmond licht herein ins winterliche Tal. Mariannl guckte neugierig dem Davoneilenden durch das Fenster nach und ein geheimes Grauen überlief sie, denn es kam ihr vor, das Männlein werde immer größer und ungeheuerlicher und schwebe am Ende gar als riesiges Nebelgebilde die steilen Gebirgswände empor zur luftigen Norkelspitze.

* * *

Seit jenem Abend waren etwa sechs Wochen verflossen; die Mutter Mariannls hatte fleißig von dem Kräutertee getrunken, den der Nork zurückgelassen hatte und bald darauf bedeutende Besserung verspürt: als aber Weihnachten näher rückte, verschlimmerte sich ihr Zustand wieder zusehends und jetzt war sie wieder Tag und Nacht an ihr Schmerzenslager gefesselt. So war der Christabend herangekommen und Mariannl saß traurig und beklommen am Bett der Leidenden und horchte bangen Herzens auf die schweren Atemzüge, die sich ihrer Brust entwanden.

Draußen schienen wieder einmal alle Elemente entfesselt zu sein: der wilde Fernwind heulte durch

das Tal, daß es zum Entsetzen war und begrub Berg und Tiefe in ein fast undurchdringliches Schneegestöber; kaum konnte das Ohr den Ton der Aveglocke vernehmen, welche die Gläubigen jetzt zur Andacht rief.

Da gedachte Mariannl der Worte des alten Männleins und ohne Zaudern ergriff sie Stock und Wettermantel und eilte hinaus durch Nacht und Nebel der fernen Nörkelspitze zu.

Anfangs glaubte sie, sie müsse im hochaufgetürmten Schnee vor Mattigkeit zusammenbrechen oder sie werde in der Finsternis den Pfad verlieren, aber da war es immer, als wenn ein unsichtbarer Arm sie ergriffe und unterstütze und von Zeit zu Zeit fuhr ein heller, glänzender Lichtstrahl über die Gegend und beleuchtete ihr den Weg. Je höher sie emporklimmte, desto leichter wurden ihr die Füße und endlich erblickte sie zu ihrer unaussprechlichen Freude ganz in ihrer Nähe das Wetterkreuz, von welchem der Nork ihr gesagt hatte. Nun ließ sie sich auf einen Stein nieder, um ihren Beschützer zu rufen, doch o Schreck! da war sein Name ihrem Gedächtnisse entfallen und so viel sie sich auch besinnen mochte, er fiel ihr nicht mehr ein. So saß sie wohl etliche Stunden und zerbrach sich fruchtlos den Kopf, bis der Schlummer ihre Sinne betäubte und sie hinsank in das kalte Schneebett, umtoset vom eisigen Gletscherwind.

Jetzt begann's in der Nähe sich zu regen; eine Felsspalte öffnete sich und eine Schaar bärtiger Zwerge stieg mit brennenden Fackeln aus der Tiefe des Schachtes empor und nahte sich leise der Schläferin. Sachte nahmen sie die Dirne auf die Schultern und stiegen mit ihrer Last behutsam den breiten, unterirdischen Gang zurück, aus dem sie gekommen.

Lange, lange dauerte die Fahrt, endlich langten sie in einem weiten, prächtig erleuchteten Gewölbe an, in dessen Mitte der Nörkelkönig mit seinem schönen Töchterlein auf einem prachtvollen Krystalltrone saß, umgeben von den Kleinen seines Reiches, die fröhlich um ihn hüpften und sprangen und in der Freude ihres Herzens allerlei seltsame Possen trieben.

Als der Zug der Zwerge mit seiner Bürde vor dem Trone des Herrschers erschien, winkte dieser mit seinem Stabe Ruhe; darauf stieg er die schimmernden Stufen hinunter, nahte sich ehrfurchtsvoll der Schlummernden und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn. Unbeschreibliches Erstaunen malte sich auf ihrem Antlitze, als sie erwachte und sich in dieser seltsam glänzenden Umgebung erblickte; man ließ sie aber kaum zu Sinne kommen, die Zwerge drängten sich herzu, küßten ihr Rock und Schürze und des Königs Töchterlein nötigte sie, neben ihr auf dem Trone Platz zu nehmen und überhäufte sie mit glänzendsten Ge-

schenken. Jetzt fragte der Nörkelkönig die schüchterne Dirne, ob sie ihn noch kenne und sich erinnere, wie sie ihn so liebreich aufgenommen und bewirtet habe. „O,“ rief er aus, indem seine Augen auf seltsame Weise funkelten und sein Gesicht einen fast wilden Ausdruck bekam, „ich gedenke deiner freundlichen Pflege, gutes Kind, aber ich merke mir auch die Behandlung, die ich bei deinen Nachbarn erfuhr, aber:

„Morgen oder heut
Kommt die Zahlzeit!“

Damit drehte er sich vergnügt auf seinen Absätzen herum, ergriff dann mit der einen Hand seine Tochter, mit der andern die Dirne und sagte, er wolle ihr jetzt den versprochenen Mondtee holen. D'rauf ging es wieder einen andern hell erleuchteten Gang viele Treppen empor und sie betraten durch eine niedere Pforte das Freie. Wie erstaunte jetzt Mariannl, sich plötzlich auf eine grüne, lachende Gebirgsmatte versetzt zu sehen, auf welcher Tausende duftiger Blumen blühten und unter dem blauen Dache des Himmels die muntersten Singvögel ihre Frühlingslieder pfiffen. Nörkelkönigs Tochter pflückte aber auf der Halde ein Dutzend großer, gelber Blumen vom würzigsten Geruche und überreichte sie der Dirne mit der Bemerkung, daß dieses der Mondtee sei, welcher ihre Mutter von ihrem Übel gründlich befreien werde.

Nun beurlaubten sich Vater und Tochter noch auf das Freundlichste und verschwanden dann in einer nahen Spalte, worauf sich Mariannl wieder auf dem Steine unter dem alten Wetterkreuze befand, von tiefer Nacht umgeben und vom rauhen Schneewinde umstürmt. Frisch und munter raffte sie sich empor, hielt sie doch die wundertätigen Kräuter in den Händen, welche ihrer Mutter Leben und Gesundheit wiedergeben sollten und mit beflügelten Schritten langte sie in einer leichten Stunde im Dorfe an, wo die Glocken so eben zur nächtlichen Feier riefen.

Noch dieselbe Nacht gesundete Mariannls Mutter durch den Genuß dieses Kräutertrankes von ihrer Krankheit und Jedermann im Dorfe verwunderte sich über ihre plötzliche Heilung.

Im darauf folgenden Sommer sollten die hartherzigen Dorfbauern die Rache des erbosten Nörkelkönig empfinden.

Wie gewöhnlich trieben sie um Johanni ihre zahlreichen Herden auf die Hochweide der fernen Nörkelspitze. So schön aber die Alpe bis dahin gegrünt hatte, so schlecht wurde die Weide gleich nach dem Aufzug; das Gras starb ab, das Vieh verfiel und selbst die Sennen wurden Nachts häufig durch Felsstücke geängstigt, die von der Nörkelspitze herunterrollend die Hütten zu zerschmettern drohten. Als sich das Übel nicht bessern wollte, wallfahrtete die ganze Gemeinde mit Kreuzen und

Fahnen zur Alpe, um sie zu segnen, allein ein fürchterliches Ungewitter mit Schnee und Hagel jagte den ganzen Zug in wilder Flucht von dannen. Der Nörkelkönig und seine Zwerge lachten sich dabei tapfer ins Fäustchen und kegelten in ihrem Übermute noch ein paar derbe Felsblöcke hinterher weit über den Berg herunter, die heute noch allda zu sehen sind. Darauf schneite es drei Tage und drei Nächte unaufhörlich, bis Kasern und Matten mit mannshohem Schnee bedeckt waren und das aufgetriebene Vieh nur mit Mühe heimgebracht werden konnte.

Seit dieser Zeit soll die Alpe nicht wieder besucht worden sein.

Der letzte Norke hütete den Bauern am Partschingser Sonnenberge das Kleinvieh. Der war aber weit gutmütiger, als seine vorhin geschilderten Kollegen und hatte viel von deren Tücke und Bosheit verlernt.

Da er nie in ein Haus ging und es da gebräuchlich ist, daß man den Hirten das Mittagmahl mitgibt, so band man selbes stets einem Bock aus seiner Herde auf den Rücken.

Längere Zeit hatte er so zur Zufriedenheit der ganzen Gemeinde seinen Dienst versehen und nie war unter seiner Hut seinen zahlreichen Pflegebefohlenen ein Mißgeschick widerfahren. Doch des

Norken Kleidung war auffallend schlecht und fadenscheinig geworden und die Bauern ließen ihm daher zur Erkenntlichkeit ein nagelneues Gewand machen, kauften Halsflor, Hut und Schuhe, legten eine schön gestickte Binde dazu und bepackten den stattlichsten Bock mit dem Geschenke.

Sie mochten ihm aber einen schlechten Gefallen dadurch erwiesen haben, den als er das Angebinde erblickte, fing er überlaut zu weinen und heulen an, rannte wie ein Besessener hin und her, rang die Hände gleich einem Verzweifelten und jammerte:

„I bin so alt —
I waß die Mairspitz
Klan wie a Kitz,
Und die Mairwies
Neunmal Wies
Und neunmal Wald —
Und jetzt hab'n mi die Bauern zahlt,
Und jetzt muß i fort!“

Seither hat man keinen Norken mehr in dieser Gegend gesehen.

Die saligen Fräulein und der wilde Mann.

Wer im Vintschgau wüßte nicht etwas von diesen gleichsam das Prinzip des Guten und des Bösen personifizierenden Gebirgsgeistern zu berichten? Zahllose Geschichten und Überlieferungen leben von ihnen im Munde des Volkes und manches ergraute Mütterchen weiß deren wohl nach Dutzenden aufzuzählen, wenn es nach Feierabend hinter'm warmen Ofen kauert, von einer Schaar blühender Enkel umgeben, die solchen Erzählungen der Ahne für ihr Leben gerne zuhorchen.

Die saligen Fräulein waren ehemals sehr zahlreich in dieser Gegend; sie wohnten am grünen Uferrande der Bergesseen, oder unter'm schützenden Laubdache des Waldes, und standen im steten freundlichen Verkehre mit den frommen und schlichten Bewohnern des Tales, welche diese guten, sanften Wesen als ihre eigentlichen Schutzgöttinnen liebten und verehrten.

Die Sage schildert sie als Jungfrauen von

äußerst anmutiger Gestalt und sanftem, herzgewinnendem Wesen, mit einem Gemüte, das von Wohlwollen für die Menschen überströmte. Sie halfen gar oft mit beim Flachs- und Getreideschnitte und ihre Garben waren immer doppelt so schwer und ergiebig als die der andern Schnitter; sie bannten die bösen Wetter, die der wilde Mann von den Engadeiner Bergen über's Tal hereinwälzte, schirmten Hirt und Herde auf den Almen vor jeglichem Mißgeschicke und erschienen verirrten Wandersleuten, ihnen den rechten Pfad weisend.

Wo eine brave, junge Braut war, stellten sie sich mit schneeweißem Linnenzeuge ein, das sie selbst in mondhellen Nächten spinnen und bleichen im Mondentau und die Gräber unschuldiger Kindlein schmückten sie mit frischen Blumenkränzen.

Als das Licht des Christentums auch in dieses Tal drang, begannen die saligen Fräulein mehr und mehr zu verschwinden, gleichsam, als wenn ihre Sendung nunmehr erloschen wäre; doch flohen sie nicht das Kreuz, unser hehres Glaubenssymbol, sondern suchten gerne in seiner geheiligten Nähe ein schützendes Asyl vor den Nachstellungen des wilden Mannes, der ihr grimmigster Feind und Widersacher ist und sie ohne Unterlaß hetzt und verfolgt von Ort zu Ort. Sieht man doch noch zur Stunde im Vintschgau häufig Kreuze in einzeln stehenden Bäume gehauen, ein zarter Liebesdienst, den die Landleute den saligen Fräulein

zu erweisen glauben, um ihnen einen sichern Standort zu verschaffen.

Einmal begab es sich, daß eine von ihnen auf ihrer Flucht vor dem wildem Manne sich auf der Schwelle eines Bauernhauses niederließ und neun volle Tage und Nächte stumm und unbeweglich allda sitzen blieb.

Der Bauer, ein rauher, ungastlicher Mann, übte aber schlimme Gastfreundschaft an ihr, stieß sie beim Ein- und Ausgang jedesmal unsanft auf die Seite und schalt sie eine träge Magd und Tagediebin. Endlich drohte er ihr gar mit Gewalt, wofern sie nicht die Türe seines Hauses meiden wolle und schlug mit einem Stocke nach ihr; da erhob sich aber die Jungfrau mit edler Entrüstung und dem Frechen ihre schneeweiße Hand entgegenstreckend, sagte sie mit funkelnden Blicken:

„Krumm und lahm
Bis auf den neunten Stamm!“

worauf sie wie eine geschreckte Taube aufflog und verschwand.

Dem Frevler erlahmte aber zur selben Stunde der Arm, welcher den Streich auf sie geführt hatte und etliche Wochen später stürzte er über dieselbe Türschwelle und fiel sich die Hüfte aus. Er blieb krumm und lahm bis an sein Ende und Kinder und Enkel traf dasselbe Loos.

Im Langtauferer Tale auf dem Kopranerhofe hauste auch so ein rauher Kumpan und trotziger Widersacher der saligen Fräuelein, welche seine Gründe und Hochmatten zu ihrem Aufenthalt erwählt hatten.

In einer stürmischen Nacht, als er eben zum Fenster hinaussah, gewahrte er den wilden Mann, der mit fürchterlichem Geheule einige dieser harmlosen und unschuldigen Wesen verfolgte und er rief ihm hohnlachend über das Tal zu:

„Jag' toll, brat toll und schick mir auch einen fetten Bissen!"

Am andern Morgen fand sich an seiner Haustüre ein gebratenes, unförmliches Stück Fleisch angenagelt, das trotz aller Bemühungen nicht mehr fortzubringen war. Menschen und Vieh wurden von bösartigen Krankheiten hingerafft, die üppigen Felder verwüstete ein Muhrbruch und der Hof ging in Trümmer.

Wo die Saligen-Fräuelein einmal ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatten, schien die Sonne noch einmal so warm und so befruchtend, als an andern Orten. Da gab es keinen Frost und keine Schneestürme und die Winter waren so milde, daß man ohne zu frieren Tag und Nacht im Freien sein konnte. Getreide und Obst gediehen in seltener Güte und Fülle bis zu den Hochmatten der

Alpen hinauf und kein Reif verdarb die Blüten und jungen Saaten.

Heute noch steht hoch über den sonnigen Feldern von Nauders, wo schon die Alpenmähder beginnen, ein einschichtiger Hof, Barbol genannt, in dessen unmittelbarer Nähe die saligen Fräulein besonders gerne weilten, weil der Ort still und heimelig und der alte Bauer mit seinen beiden Töchtern ihnen wohl gewogen war und ihnen Schutz und Unterstand gewährte, wenn der wilde Mann sie hetzte und bedrängte.

Bald sah man sie als anmutige in schneeweißes Linnen gekleidete Jungfrauen, Blumenkränze windend, durch Wald und Feld wandeln, bald flogen sie als weiße Tauben umher, mit goldenen Ringen um den Hälsen, wodurch sie sich als Salige kenntlich machten. Damals sollen auf Barbol noch schöne Kastanienbäume gestanden haben und guter, trinkbarer Wein gewachsen sein. Es stand auch ein uralt Kirchlein, zum Hofe gehörig, in der Nähe, unter dessen geweihtes Dach die Tauben flüchteten, wenn der wilde Mann sie verfolgte. Jeden Abend, sobald das Vesperglöcklein ertönte, sah man sie zu Dutzenden herbeifliegen und unter'm Gebälke des Daches Unterstand suchen für die Nacht.

Da traf sich's einmal, daß der Barboler mit seinen beiden Töchtern spät vom Felde heimkehrte und es versäumt hatte, zur Vesperstunde das

Glöcklein zu läuten. Er gewahrte, wie die Tauben scheuen Fluges das Dach des Kirchlein umflatterten, dann plötzlich sich zusammenschaarten und auf und davon flogen — auf Nimmerwiedersehn.

Bald darauf kam vom Schmalzkopf herunter ein gräulicher Schneesturm und der Schnee fiel drei Tage und drei Nächte hindurch ohne Unterlaß und begrub Berg und Tal unter seinen Massen.

Als sich das Unwetter etwas verzogen hatte und die Pfade wieder gangbar wurden, sagte der Alte zu seinen Töchtern:

„Gitschen (Mädlen) jetzt wird's kalt! Die saligen Jungferlen haben uns verlassen und der Putz (wilde Mann) haust jetzt heroben, da ist für uns kein Bleiben mehr!“ Sprach's und verließ mit ihnen für immer den Hof.

Die Saligen hielten unter sich strenge Zucht; sie durften von Niemanden für geleistete Dienste irgend welche Belohnung annehmen und keinem Menschenkinde durften sie ihren eigentlichen, wahren Namen, den sie im Saliger-Reigen führten, verraten. Fand sich Eine, die das Gelöbniß brach, so wurde sie aus dem Verbande der Saligen ausgestoßen und an einen wilden, unwirtlichen Ort im Gebirge verbannt, wo sie einsam ihr Dasein vertrauern mußte.

So geschah es einmal, daß ihre Königin sebst, uneingedenk ihres Schwures, einem geliebten

Menschenkinde in schwacher Stunde ihren Stand und Namen verriet, worauf die unerbittlichen Schwestern sie für immer auf die rauhe Kuppe des Spitzlat verbannte, wo sie statt schneeigen Linnen das graue Bergmoos für die Gewänder der Norken spinnen und weben muß, von Sehnsucht verzehrt nach den schattigen Wäldern und blumigen Halden unten, dem Schauplatze ihres ehemaligen Glückes.

Von ihr singen die Talbewohner:

„Sieh' dort am Spitzlat
Die traurige G'stalt!
Was sinnt sie?
Was spinnt sie?
Frag' nit,
Frag' nit,
Du erfragst es nit!"

Einen guten Büchsenschuß oberhalb Kumpatsch, tief im Walde versteckt, stand ehedem ein kleines, verlattertes Häuschen, im Geräut genannt, das nur von einem blutarmen, hochbetagten Mütterchen bewohnt war. Die Alte fristete ihr kümmerliches Dasein mit dem Sammeln von Kräutern und Beeren, die sie an die Hausierer verkaufte, und wenn dieser magere Verdienst fehlte, so war sie genötigt, ihr Stücklein Brod von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu betteln.

Eines Tages erkrankte sie an einem hitzigen Fieber und war nicht mehr im Stande, ihr arm-

seliges Lager zu verlassen und ihrem Erwerbe nachzugehen. Von aller Welt verlassen lag sie schon drei Tage so da, ohne Nahrung und menschliche Hilfe und erwartete in frommer Ergebung den Tod.

Da pickte es auf einmal an das kleine Hüttenfenster und drei schneeweiße Tauben waren herangeflogen und schienen ungeduldig mit den Flügeln schlagend Einlaß zu heischen.

Mühsam, mit dem Aufgebote ihrer letzten Kräfte erhob sich die Kranke von ihrem Lager und öffnete das Fenster. Kaum waren aber die Tauben in der Kammer, als sie sich plötzlich in drei weißgekleidete, engelschöne Jungfrauen verwandelten, die sich mit freundlicher Teilnahme ihrer annahmen, sie Tag und Nacht sorglich pflegten und mit kräftigen Brühen und heilsamen Kräuter labten, um ihre Kräfte zu stärken und das Fieber zu bannen. Als sich aber alle Liebesmühe fruchtlos erwies und das Mütterlein nach einigen Tagen sanft in ihren Armen entschlief, hielten sie bei ihr noch treue Totenwache und weinten um die Verstorbene wie um eine Mutter.

Zur selben Stunde brachte ein vom Gebirge heimkehrender Holzknecht dem Seelsorger von Reschen einen Zettel, der ihm von unbekannten Händen zur gewissenhaften Bestellung übergeben worden war und worauf mit zierlicher Schrift zu lesen stand: „Die alte Salome im Geräut ist

gestorben und bittet um ein christliches Begräbnis.“

Als der Geistliche, der Aufforderung nachkommend, mit seiner Begleitung die Hütte betrat, lag das Mütterchen auf schneeweißem Linnen schön aufgebahrt da, das Sterbekreuzlein in den gefalteten Händen. Das Lager der Toten war mit frischen Blumen und Eibenzweigen schön geziert und rechts links und zu den Füßen brannten drei Wachskerzen.

Die mildtätigen Fräulein waren aber nicht mehr zu sehen.

Den wilden Mann schildert die Sage nicht nur als einen äußerst gewalttätigen, Tag und Nacht über Unheil brütenden Dämon, sondern auch als einen feinen, verschlagenen Kopf, der identisch mit Locke, dem schlauen, ränkevollen Asen der Skandinavier, den Mutterwitz, wie man zu sagen pflegt, mit Löffeln gegessen hat. Ihm werden alle Weisheitsregeln und klugen Sprüche, die im ganzen Tale gang und gäbe sind, in den Mund gelegt und die Leute behaupten, wer den wilden Mann betrügen will, muß schlauer als neun Katzen sein.

Drei Dirnen waren einmal beschäftigt, ein Roggenfeld zu schneiden, als sie mit ängstlicher Eile einen ganzen Schwarm saliger Fräulein an ihnen vorüber dem nahen Wald zu fliehen sahen. Sie baten die Schnitterinnen mit flehenden Worten

sie ja nicht zu verraten, wenn etwa der wilde Mann nach ihnen fragen sollte.

Gleich darauf stürmte der Unhold heran und heulte der Ersten von den Dirnen zu:

„Hast Du nicht Berchten gesehen?“ So werden die saligen Fräuelein auch genannt.

„Die Base Bertha sitzt daheim hinter'm Ofen und spinnt!“ entgegnete diese mit schlauer List.

„Sind nicht Holden hier vorbei?“ (Holden von Holda hergeleitet) so schnauzte er die Zweite an.

Diese stellte sich aber übelhörig und erwiderte: „Ja aus den Halmen gibt es Streu.“

Wütend stampfte der Fürchterliche mit seinem Fuße auf die Erde, daß sie ringsum erbebte und brüllte der Dritten zu:

„Ich frage wo die Saligerinnen hin sind?“

„Fort mit'm Wind!“ bekannte endlich diese hochaufathmend, weil sie zu ihrer großen Freude und Beruhigung gewahrte, daß die Verfolgten bereits einen geheiligten Baum im nahen Forste erreicht hatten, wo sie vor allen Nachstellungen geborgen waren.

Alle drei von diesen wackern Dirnen bekamen bald darauf angesehene Freier und die saligen Fräuelein ließen es an reichen Spenden zur Aussteuer nicht fehlen.

Es hat sich wohl auch zugetragen, das eine oder die andere von diesen lieblichen Waldjungfrauen irgend einem Menschenkinde ihre besondere Zuneigung schenkte und in ein förmliches Liebesverhältnis zu ihm trat; dann verließ sie ihren Aufenthalt im kühlen, schattigen Haine und den Kreis ihrer Schwestern, um Beides mit der Gesellschaft des geliebten Erdensohnes zu vertauschen — jedoch kaum auf allzulange Zeit, denn ihre Liebe, zart und duftig wie die Rose des Waldes, welkte hin in einem einzigen, rauhen Luftzuge und selten nur vermochte ein Irdischer sie zu erfassen und zu begreifen in ihrer ganzen Innigkeit und Tiefe.

Am Graunsee, gerade dort, wo der Raienbach mit seinem scharfen Gefälle tosend in sein Becken stürzt, stand ehemals ein niedriges, ärmlich aussehendes Waldhäusel, der Tannhof genannt. Ein alter Bauer hauste darauf mit seinem einzigen Kinde, einem engelschönen Dirndl von etwa achtzehn Sommern. Beide standen bei den Leuten in einem sonderbaren Rufe — ihn nannten sie den verhexten Peregrin und seine Tochter das Wunderkind.

Freilich war an dem Paare Auffallendes genug, um diesen Beinamen einigermaßen zu rechtfertigen; der Tannhöfler war ein hochgewachsener hagerer Mann, mit eisernen Gesichtszügen und einem unbeugsamen, abstoßenden Ernste in seinem

ganzen Wesen. Niemand konnte sich rühmen, ihn je einmal lachen gesehen zu haben und mit seinen Worten war er karger als der Geizhals mit seinen Goldfüchsen; wenn aber irgend Jemand einen Rat oder Beistand bedurfte, so brauchte man sich nur an ihn zu wenden, denn seine Welterfahrung und sein durchdringender Verstand waren unerschöpflich und seine Ratschläge und Auskunftsmittel schlugen nie fehl.

Der sonderbare Mann war nicht in der Gegend geboren und Niemand wußte anzugeben, wo er eigentlich herstamme; er war vor etlichen zwanzig Jahren als ein junger Geselle ins Tal hereingekommen und hatte das kleine ärmliche Anwesen mit den wenigen Grundstücken angekauft, allwo er ein einsames, abgeschlossenes Leben führte und mit Niemanden etwelchen Umgang pflog, als mit einer schönen, unbekannten Dame, welche von Zeit zu Zeit im Tannhofe auf Besuch erschien und von der die Nachbarsleute munkelten, daß sie zum Geschlechte der Saligen gehöre, welche auf den Spinzerhöhen ihren Wohnsitz hatten. Aber auch dieser Verkehr hörte nach etlichen Jahren auf, dagegen wuchs im Tannhof ein feines Dirnchen heran, das dahin gekommen war, kein Mensch wußte auf welche Weise. Hanna, so hieß es, war aber in der Tat ein wahres Wunderkind, eine Blume, die nicht heimisch war auf diesen rauhen Halden; schlank wie die Silberpappel und zart

wie die schwanke Lilie des Sees war die Gestalt der sich entwickelnden Jungfrau und ihr niedliches Gesichtchen von reichem, lichtblondem Haargeflechte wie ein Heiligenschein umwoben, war kaum angehaucht von der Glut der Rose, während ihre großen, seelenvollen Augen die Farbe und den durchsichtigen Glanz des südlichen Himmels hatten. Scheu und schüchtern wie das Reh des Waldes mied sie ängstlich jede Gesellschaft und der Umgang mit den Menschen schien ihr eine Qual zu sein, dagegen suchte sie gerne die wildesten Regionen des Forstes auf, wo sie oft tagelang einsam umherstrich und bunte Kränze flocht von den Blumen der Halden, die sie am Gezweige der Bäume aufhing.

Kein Wunder also, wenn die Leute das seltsame Kind mit sonderbaren Blicken betrachteten und dreist behaupteten, das Dirndl im Tannhof sei kein Wesen von rein menschlicher Natur.

Etwa hundert Schritte von Peregrins Behausung entlegen befand sich eine felsichte Bucht von einem wilden Kirschbaum überschattet. Das einsame Plätzchen mit seinen trauten, schwellenden Moossitzen und der freien Aussicht über See und Gebirge, war Hanna's Lieblingsaufenthalt. Hier, wo das Waldröslein in seiner glühendsten Pracht sich entfaltete und das bescheidene Sinngrün sich anmutig emporwand an Baum und Steingewände, weilte sie so gerne in ihrer eigentümlichen Träumerei ver-

sunken, oft bis der Mond über den dämmernden Zinnen der Wildeisspitze heraufstieg und sein Silberantlitz tauchte in die schweigende Fläche des See's.

Dann sank sie wohl zurück auf das Moos zu einem kurzen, leisen Schlummer und ein lichter, beseligender Traum umschwebte ihre Sinne; anmutige Mädchengestalten in schneeweißen Gewändern stiegen vom Gebirge hernieder und schlossen einen luftigen Kreis um sie und ein hohes, engelgleiches Weib mit einer funkelnden Krone im goldigen Lockenhaare neigte sich auf sie herab und flüsterte mit einer Stimme, weich und schmelzend wie der Schlag der Nachtigall im abendlichen Haine:

„Schlaf sanft, schlaf gut
Du Tochter mein,
Die Mutter wacht
Am Lager dein,

Sie herzt Dich und
Sie küßt Dich ein
Im lichten linden
Mondenschein;

Gedulde Dich —
Bald kommt die Zeit,
Dann schwebst auch Du
Im Schwanenkleid,

Dann bist Du frei,
Dann wohnen wir
Auf stiller Höh'
Zusammen hier!"

Am entgegengesetzten Ende des See's, dem Tannhof gerade genüber, lag das stattliche Gehöfte des Gründnerbauern, zum Hofe Arlung gehörig, dessen einziger Sohn auf der Innsbrucker Universität seine Studien machte, weil er eben keinen sonderlichen Hang bezeigte, in des Vaters Fußstapfen zu treten und Landmann zu werden. Franz war ein aufgeweckter und talentvoller Jüngling, vom reinsten Gemüte und voll wahrer Begeisterung für alles Schöne und Edle, nur war sein Geist etwas überspannt und excentrisch und führte ihn gerne über die Schranken des Gewöhnlichen hinaus in jene Regionen, wo jeder Pfad verschwindet und der arme Menschenverstand irrend umherschweift im Nebelmeere der Unendlichkeit. Als er im Spätsommer nach vollendetem Schuljahre auf Ferien nach Hause kam, trieb ihn ein heimlicher, unwiderstehlicher Drang mit den einsamen Bewohnern des Tannhofes Bekanntschaft anzuknüpfen, von denen er so viel Sonderbares schon in früheren Jahren gehört hatte und sei es nun, daß der Peregrin in Wirklichkeit nicht halb so abstoßend und unzugänglich war, wie die Leute behaupteten, oder daß er an dem Studenten sein besonderes Wohlgefallen fand, der Besucher wurde freundlich, ja sogar herzlich von ihm aufgenommen und Franz war bald so heimisch im Tannhofe wie in seinem eigenen Hause.

Auch Hanna, das Wunderkind, bezeigte sich

dem hübschen, romantisch gesinnten Musensohn nichts weniger als abhold; ihre Schüchternheit verschwand in seiner Nähe allgemach, wie der Winterschnee in der lauen Märzensonne und bald herrschte zwischen Beiden jenes zarte, stillschweigende Einvernehmen, jene Harmonie der Seelen, die einem förmlichen Liebesbunde gewöhnlich voranzugehen pflegt. Wohl entging dem Scharfblicke Peregrins dieses aufkeimende Verhältnis keineswegs, allein er mochte nicht in entschiedener Weise dazwischen treten, obwohl er sich so seine eigenen Gedanken darüber machte, die er auch seinem Gaste gelegentlich nicht verhehlte.

„Du dauerst mich, Franzl!" sagte er eines Tages, während er den Studenten bei der Hand nahm und ihm ernst und wehmütig ins Gesicht schaute, „ich sehe wohl, daß Dir die Hanna von Tag zu Tag fester ans Herz wachst und daß Du am Ende gar nicht mehr existieren wirst können ohne sie und doch ist keine Aussicht da, daß Du sie je einmal als dein Weib besitzen kannst — d'rum möcht' ich Dir als aufrichtiger, redlicher Freund raten, schlag' Dir das Dirndl aus'm Kopf und stell' deine Besuche bei uns, je eher, je lieber ein, vielleicht gelingt's Dir noch, dieser Leidenschaft Meister zu werden und die G'schicht zu vergessen!"

„Eh' ich das tue, soll mich der See verschlingen," entgegnete stürmisch der Jüngling, „und warum

soll auch die Hanna nicht die Meinige werden, wenn ihr wie mir darum zu tun ist, daß wir zusammenkommen — hab' ich doch Zeug und Sachen genug zu erwarten und heute noch, wenn ich's Studium auf'n Nagel hängen will, übergibt mir mein Vater das ganze schöne Anwesen und ich kann dann schalten und walten damit als mein eigener, unabhängiger Herr."

Ein trübes Lächeln spielte um Peregrins Mund, als er diese offene und entschiedene Rede vernahm und lange verweilte sein ernstes, wohlwollendes Auge auf den erregten, flammenden Zügen und der freien, kräftigen Gestalt des Studenten, den er wie einen Sohn lieb gewonnen hatte; endlich sagte er mit leiser aber betonter Stimme:

„Es gibt so manches zwischen Himmel und Erde, was wir armen Menschenkinder nicht fassen und begreifen können; wo aber unser kurzer Verstand nicht ausreicht, müssen Glaube und unbedingte Ergebenheit in eine höhere Schickung uns leiten und vor Irrwegen und Verzweiflung bewahren — ich kann und darf Dir nicht mehr sagen, als was ich Dir bereits eröffnet habe, daß meine Hanna dein Weib nicht werden kann und daß eine schnelle Trennung für Dich und sie besser wäre, als die Sache zum Äußersten kommen zu lassen."

„Nun soll sie selber reden!" rief der Franz, indem er auf die soeben eintretende Jungfrau

zueilte und sie heftig bei der Hand ergriff, „Hanna, sag mir, liebst Du mich so heiß und innig, wie ich Dich liebe?“

„Ich liebe Dich so heiß und innig, wie Du mich liebst, mein Franz!“ entgegnete sie mit sanftem Erröten, während sie bald den Vater, bald den Geliebten fragend anschaute.

„Und willst Du mir in mein Haus folgen und mir gehören für immer?“ ergänzte er mit einem glühenden, seelenvollen Blick. — Hanna's liebliches Antlitz wurde abwechselnd blaß und rot und ihre zarte Gestalt begann zu zittern und zu wanken wie das Schilf im See, wenn ein plötzlicher Windstoß darüberfährt; bald aber hatte sie ihre Fassung wieder errungen und mit Festigkeit entgegnete sie: „Begnüge Dich mit meiner Zuneigung, Franz und verschließ jeden andern Wunsch in deiner Brust, sonst müssen wir uns zu dieser Stunde trennen und wir werden uns im ganzen Leben nicht wiedersehen! Sei frohen Mutes“, setzte sie tröstend hinzu, indem sie den Geliebten zärtlich mit beiden Armen umschlang und ihm teilnehmend und innig ins betrübte Antlitz sah, „unsere Liebe soll rein und makellos bleiben, wie der frischgefallene Schnee auf der Halde und unvergänglich wie die wandelnden Sterne am Himmel — eine Blume, deren Duft nie verfliegt, deren Blüte kein Winterfrost zerstört!“

* * *

Die Ferienmonate gingen allgemach zu Ende und mit ihnen die letzten Tage des Sommers, als an einem schönen Nachmittage ein Hirte mit seiner Krücke auf den Schultern von der Spinzeralpe herunterstieg, um Butter und Käse in das Tal hinab zu schaffen. Wie er nun gerade an der hohen Lerche oben auf der Wetterscheide vorüberkam, vernahm er eine sanfte, weibliche Stimme die ihm über'm Berg herüber zurief:

„Mann Jochtrager! Mann Jochtrager! Sag dem Peregrin im Tannhofe: Stutza-Mutza soll eilig kommen, Hoch-Rinda, die Mutter, sei gestorben und die Schwestern sind jetzt ohne Königin, sie harren ihrer bis zum Morgentau!"

Der Älpler unterließ nicht die aufgetragene Botschaft getreulich auszurichten. Hanna schrie laut auf, als sie selbe vernahm und brach in einen verzweiflungsvollen Jammer aus, während der Vater, der ernste, eiserne Mann in einen Stuhl zurücksank und sein Gesicht in beide Hände begrub, um die überströmenden Tränen zu verbergen.

Am selben Abende, etwa um die sechste Stunde, gab Hanna ihrem Franz die letzte Zusammenkunft an ihrem Lieblingsorte unter'm wilden Kirschbaume, der trauernd seine gelben Blätter dem Spiel der Winde überließ. Die Luft war bewegt und herbstlich kühl und um den Weißkogel scharrte sich graues Schneegestöber, während das trübe, ungewisse Licht eines Neumondes am westlichen

Himmel flimmerte, von duftigen Lämmerwolken umgeben, die vom Sturme gepeitscht daran vorüberflogen.

Der Student war in seinem Kahne über den See gekommen, der nun lose angebunden auf den wild bewegten Wogen hin- und herschaukelte, während sein Eigentümer in trübseliger Stimmung auf einem bemoosten Steine zu Füßen der Dirne saß und ihr bang und fragend in das schöne Antlitz sah.

Hanna, nach gewohnter Weise das Köpfchen auf die rechte Hand gelehnt, schaute ernst und gedankenvoll hinaus in die dämmernde Abendlandschaft und in ihren tiefblauen Augensternen zitterte eine Träne und rollte langsam über die blassen Wangen herab.

„Es muß was vorgefallen sein!“ brach endlich der Student heraus, das bange Schweigen unterbrechend, das zwischen den Beiden geherrscht hatte; „o sag' mir wenigstens, Hanna, warum Du so traurig bist und was diese Träne bedeutet, die ich in deinen lieben Augen sehe.“

„Sie bedeutet unsere baldige Trennung,“ entgegnete sie mit sanfter Resignation, indem sie ihm ihre feingeformte, schneeweiße Hand hinreichte; „wenn der Reif die Wiesen deckt und das letzte Laub von den Bäumen rauscht, wird deine Hanna nicht mehr hier sein, aber ihre Liebe wird Dich begleiten durch das ganze Leben, sie wird Dich um-

schweben wie ein beseligender Traum und deine einsamen Wege erleuchten, bis wir uns dereinst wieder sehen, in einer andern Gestalt und in andern Welträumen."

In diesem Augenblicke hallte ein Chor weicher, klagender Mädchenstimmen vom Berge herunter; Hanna bebte zusammen und horchte hoch auf; die Stimmen klangen so wunderhold durch die dunkle Dämmerungsstunde, so tief ergreifend, daß Beide in sprachloses Staunen versunken, ihnen lauschten, bis die letzten Töne im Winde verklungen waren und eine tiefe, geisterhafte Stille eintrat.

„Was war das?" rief Franz hochaufatmend; „träumen wir, oder gehen himmlische Geister um auf den Höhen?"

Hanna hatte sich erhoben, ihr Busen wogte ungestüm und aus ihrem marmorbleichen Antlitze strahlten die Augen in erhöhtem, fast überirdischem Glanze.

„Franz", sagte sie, den Jüngling mit heißer Glut umfassend, „wir müssen scheiden, die Mutter ist tot und die Schwestern rufen mich, ich muß mit ihnen ziehen, denn meine Stunde ist gekommen."

Sie drückte den ersten, den einzigen Kuß auf seine Lippen, schaute ihn mit einem Blicke unsäglicher, namenloser Liebe an und weg war sie, als hätte der Wind sie von hinnen gefegt.

Franz war wie niedergedonnert. Den Kopf in beide Hände begraben, verharrte er in stummer

Verzweiflung, über sein düsteres Schicksal brütend, als ihn plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte und im letzten Zwielichte der Dämmerung der Tannhöfler vor ihm stand.

Das Gesicht des alten Mannes war wenn möglich noch ernster als gewöhnlich und eine tiefe Blässe bedeckte seine gefurchten Wangen, während aus seinen Augen ein edles Feuer leuchtete.

„Franz“, sagte er mit seltsam bewegter Stimme, indem er ihm seine hagere Rechte darbot, „wir Beide haben heute für immer verloren, was uns das Liebste war auf der Welt; Hanna, das Wunderkind, die mein und Dein Augapfel war, das teuerste Vermächtnis eines himmlischen Weibes, ist ihrer Mutter nachgefolgt, wir werden sie nicht wieder sehen. Doch wollen wir uns als Männer fassen und die Trennung mit dem Mute einer starken, tugendhaften Liebe ertragen, bis wir uns einst im Reiche der Geister, so Gott will, froh und selig wieder zusammenfinden.“

* * *

Die einbrechende Nacht war eine äußerst stürmische; Franz trieb in seinem Kahne über den See, der ungestüm in seinem engen Becken tobte und brauste; ohne ein Ruder zu regen, überließ er sich und sein Fahrzeug den wild schäumenden Wogen, die es bald da-, bald dorthin schleuderten

und zischend über sein niedriges Bord hereinschlugen.

Finsteres Gewölke hing schwer über's Gebirge herein, der Nordwind blies heulend aus allen Schluchten und der wilde Mann jagte Tal aus und ein und hielt eine grimmige Hetze.

Des andern Morgens spülte der See unweit dem Tannhofe eine Leiche an den Strand, es war der entseelte Körper des unglücklichen Studenten, der in den wild empörten Fluten seinen Tod gesucht und gefunden hatte. Der würdige Peregrin bereitete ihm ein stilles Ruheplätzchen unter'm wilden Kirschbaume am See, wo er die letzte Zusammenkunft gehabt hatte mit seiner unaussprechlich geliebten Hanna und am nächsten Morgen lag ein Kranz der schönsten Waldblumen darauf, von unbekannten Händen hingelegt als einzige Zier und Gedenkschrift.

Die Saligen waren auch die Beschützerinnen des Wildes und den Jägern deshalb sehr gram. Wenn ein Reh oder eine Gemse oft schon zum Schusse stand, so kam plötzlich ein durchdringender Ruf aus dem Walde oder vom Berge herunter und verscheuchte das Opfer, dem Nimrod das leere Nachsehen lassend.

Unweit des Schwarzsees hatte einmal ein Jäger von Martinsbrugg auf ein junges Reh geschossen

und folgte durch das dichte Gestrüppe der Spur des verwundeten Tieres. Er gelangte auf eine Waldlichtung, wo er dasselbe zu Füßen einer schönen, blassen Jungfrau liegend fand, die gerade beschäftigt war, dem Tierchen die Wunde auszuwaschen und einen Verband von heilsamen Kräutern anzulegen. Als der Jäger herankam und mit roher Faust sein Opfer ergreifen wollte, erhob sich die Jungfrau mit zornfunkelnden Augen und sagte, ihm ihre schneeweiße Hand entgegenstreckend:

„Laß ab, laß ab —
Der nächste Mond bescheint Dein Grab!

Und so war es auch. — Noch ehe der Mond sich erneute, hatte die Kugel eines Wilderers dem Jäger das Lebenslicht ausgeblasen.

Das Edelweiß war die Lieblingsblume der Saligen und wenn sie in heitern Mondnächten an den Gestaden des einsamen Alpsees ihren Reigen hielten, trugen sie stets einen Kranz von diesen Blumen im dunklen Lockenhaar und die den schönsten hatte, war die Königin.

Im Münstertale ist es ehedem öfters geschehen, daß sie Bräuten, die sich ihrer besonderen Gunst erfreuten, am Hochzeitsabende kunstvoll geflochtene Brautkronen von Edelweis und Raute in das Haus sandten, und wo ein unschuldiges Kind starb, schmückten sie den frischen Grabhügel nachts, selbst

im rauhesten Winter, mit Gewinden aus Zweigen der Edeltanne, darin Sterne von Edelweiß zierlich eingeflochten waren.

Die letzten von den saligen Fräuelein, so meldet die Sage, wurden noch in unserem Jahrhunderte gesehen; sie fanden sich als schneeweiße Tauben bei einem Getreideschnitte in den Graunfeldern ein und trugen in ihren Schnäbeln das verfliegende Korn zusammen; allein bald stieß der wilde Mann in Gestalt eines grimmigen Raubvogels unter sie und sie zerstoben wie G'stäub in der Sonnen.

Mit ihnen ist auch der wilde Mann aus der Gegend verschwunden, doch glauben die ehrlichen Vintschger, sein dämonischer Geist sei in die Advokaten und Winkelschreiber gefahren, welche Tag und Nacht nur sinnen und trachten, den gemeinen Mann zu betören und ihm den letzten Blutkreuzer aus der Tasche zu praktizieren.

Inhalt.

Riesen-Sagen.

Vintschgauer-Sagen.

Weidmannsheil!

von **Rudolf Zeitler.**

1904. Broschiert K 1.50, eleg. geb. K 2.50

Frau Hitt

Roman mit Benützung der Sagen

von **Franz Dolliner.**

Zeichnungen von August Pezzey.

1904. Broschiert K 2.80, eleg. geb. K 3.60

Der Jäger vom Steinsee.

Erzählung aus der Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe **1703**
von Karl Deutsch.

1903. K 2.50, gebd. K 3.—.

Wo der Jochwind pfeift

Geschichten aus Tirol von **Karl Deutsch.**

1903. K 2.50, gebd. K 3.—.

Das Tiroler Bauernjahr.

Von Ludwig von Hörmann.

Zweite vermehrte Ausgabe der „Jahreszeiten in den Alpen".

1899. K 2.40, geb. K 3.60

Der Burggräfler.

Bilder aus dem Volksleben von Karl Wolf. Mit Zeichnungen von Karl Jordan.

1890. K 2.80, geb. K 4.40